Kursbuch 58

Karrieren

Jörg Bopp, Vatis Argumente
Mescalero, Memoiren eines Stadtindianers
H. Reinhardt / J. Rudolph, Stationen einer Suchtkarriere
Anne Springer, Was soll denn bloß mal aus dir werden
Inge Fiedler, Jahrgang 1949 – so alt wie die Republik
Marlies Gummert, Rede einer Professorenfrau
Marianne Schuller, Erfolg ohne Glück?
M. Erdheim / M. Nadig, Größenphantasien und sozialer Tod
Gisela Schneider, Über die Kosten eines Traumberufs
Klaus Roehler, Vermutungen über den Blust
Ellen v. Friedeburg, Deutsche Karrieren
H. Grubitzsch / E. Lucas / S. Quack, Tödliche Wünsche

Kursbuch/Rotbuch Verlag 8 Mark

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Harald Wieser
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

79-172
05 Kur
Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am

58 Karrieren Dezember 1979

Jörg Bopp, Vatis Argumente. Apo-Generation und heutige Jugend 1
Mescalero, Memoiren eines im Amt ergrauten Stadtindianers oder: Versuch, eine Karriere in Nichts aufzulösen 21
Hans Reinhardt / Jürgen Rudolph, Stationen einer Suchtkarriere 32
Hasso R., Eigentlich bin ich kein Karrieretyp 44
Anne Springer, Was soll den bloß mal aus dir werden? Heimjugendliche geben Antworten 52
Inge Fiedler, Jahrgang 1949 – so alt wie die Republik. Auf den Spuren einer Mädchenklasse 61
Marlies Gummert, Rede einer selbstbewußten Professorenfrau. Ein Dokument 85
Marianne Schuller, Erfolg ohne Glück? Über den Widerspruch von Weiblichkeitsrolle und Karriere 101
Mario Erdheim / Maya Nadig, Größenphantasien und sozialer Tod 115
Gisela Schneider, Paß auf, daß dir die Phantasien nicht durcheinander geraten. Über die Kosten eines Traumberufs 129
Klaus Roehler, Vermutungen über den Blust 141
Ellen von Friedeburg, Deutsche Karrieren 155
Helga Grubitzsch / Erhard Lucas / Sibylle Quack, Tödliche Wünsche. Emanzipationsbewegung und Selbstmord 169

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8. Anschrift der Redaktion: . Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Harald Wieser. © 1979 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Beilagen: Diogenes Verlag, Medusa Verlag, Verlag Roter Stern, Rowohlt Verlag.

Jörg Bopp
Vatis Argumente
Apo-Generation und heutige Jugend

»Wenn Vati loslegt, dann bringt er so seine Argumente«, sang F. J. Degenhardt zu unserem Vergnügen 1968 auf dem Höhepunkt der Studentenbewegung. Es war ein freches Spottlied über die ebenso selbstgerechten wie ängstlichen Posen, mit denen die damalige Väter-Generation den Wiederaufbau und ihren hart erkämpften Wohlstand gegen die studentische Rebellion verteidigte. Sie, die in den 50er und frühen 60er Jahren zunächst mit viel Schweiß und Entsagung, später aber gut geölt ihre Karrieren gemacht hatten, schleuderten den respektlosen jugendlichen Rebellen das neudeutsche Credo ins Gesicht: »Ärmel aufkrempeln, zupacken, aufbauen« – der Refrain des Liedes.

Inzwischen macht auch die Apo-Generation, wenn auch etwas verschämt, Karriere oder unterbricht, weniger verschämt, die angefangene. Auch sie ist mit einer Jugend konfrontiert, die nicht so will, wie die Erwachsenen meinen, daß sie wollen müßte. Eine deutsche Karriere besorgt die Ausrüstung mit der stolzen Gewißheit, daß man alles besser weiß als die Jugendlichen. Insofern gleichen die Apo-Karrieren denen ihrer Väter. Und wieder erklingt die Beschwörung »Ärmel aufkrempeln, zupacken, aufbauen«. Nur geht es dieses Mal nicht um die Verteidigung des Wirtschaftswunderlandes Bundesrepublik, sondern um den Antritt der Erbschaft der Studentenbewegung. Wenn Degenhardt ein neues Spottlied schriebe, dieses Mal über die Apo-Generation, könnte er es wieder »Vatis Argumente« nennen. Es würde von der hilflosen Überheblichkeit der Studentenbewegler gegenüber der heutigen Jugend handeln. Ob es auch mit der höhnischen Frage schließt: »Hat er gemerkt, daß ihn keiner mehr ernst nimmt?« Ich vermute, daß die heute 15- bis 25jährigen ähnlich mitleidig, wie wir damals über die Erwachsenen dachten, über uns denken. Allerdings sagen sie es nicht so laut, wie wir das damals gewohnt waren.

1. Das alte Lied: Jugend als Problem

Die öffentliche Rede über die Schwierigkeiten, die die Apo-Generation mit der heutigen Jugend hat, übertönt die Erörterung der Probleme, die die

Jugendlichen mit der Apo-Generation haben. Das wird daran liegen, daß die einen zu laut und zu viel reden, die anderen dagegen zu leise und zu wenig. Wer laut spricht, hört nur seine eigene Stimme. Auch in der Auseinandersetzung um die heutige Jugend sind die Studentenbewegler überwiegend mit sich selbst beschäftigt. Sie inszenieren sich vor der Jugend, anstatt sich ihr zu vermitteln. Sie tragen Scheuklappen. Wer die trägt, sieht vieles nicht, vor allem nicht, daß er Scheuklappen trägt. Weil den Jugendlichen das nicht entgeht, reden sie leise und mit längeren Pausen. Sie rechnen nicht damit, gehört und verstanden zu werden; also sparen sie ihre Kräfte für andere Anlässe auf.

Halb enttäuscht und halb gelangweilt murrt der 22jährige Wolfgang Spindler: »Jugend trägt in dieser Gesellschaft den Fluch, nur als Problem wirklich präsent zu sein.«[1] Nachdem die Väter-Generation 1968 ihre Probleme mit der Apo-Jugend hatte, hat heute die Apo-Generation ihre Probleme mit den Jugendlichen; eine kaum tröstliche, untergründig aber wirksame Gemeinsamkeit der Gegner von damals. Die Studentenbewegler verstehen die 15- bis 25jährigen nicht mehr; sie können sie höchstens noch erklären. Aber auch das macht Mühe. Sie stellen ratlos fest, die heutigen Jugendlichen seien nicht mehr so politisch, aktiv, selbständig, kritisch, aufsässig, selbstbewußt, belastbar, asketisch, theoretisch interessiert, wie sie damals gewesen seien. Die Apo-Generation ist mißmutig, weil die Jugend nicht so sei, wie sie heute glaubt, damals gewesen zu sein. Sie ist enttäuscht, weil die Jugend offenkundig die kostbare Erbschaft der Studentenbewegung nicht antreten will. So gleicht die Apo-Generation einem Händler, der auf dem Markt seine Ware nicht los wird und deshalb das Publikum beschimpft, anstatt sich zu fragen, ob er das falsche Sortiment anbietet oder seine Ware ungeschickt anpreist.

Eine zweite Frage ist es, ob die Apo-Generation damals wirklich so war, wie sie heute vorgibt. Je weiter der zeitliche Abstand zur Studentenbewegung wird und je trostloser die Gegenwart erscheint, desto üppiger wuchert im Kneipendunst das linke Jägerlatein. Die Studentenbewegler pflegen ihre Apo-Mythen, wie ihre Väter ihre Kriegs-, Widerstands- und Aufbaumythen pflegen. Die Apo-Generation baut am Denkmal ihrer großartigen Vergangenheit und spürt nicht, daß sie dabei anfängt zu versteinern.

Wenn man deutsche Linke mit ihren französischen, italienischen und holländischen Gesinnungsfreunden vergleicht, fällt auf, daß ihnen dreierlei fehlt: Selbstironie, Lebenskunst und Neugierde. Die deutschen Jugendlichen bekommen das zu spüren. Die Apo-Generation tritt ihnen nicht mit Neugierde gegenüber, sondern mit Besserwisserei. In einer Mischung von kleinbürgerlichem Mißmut und großbürgerlicher Herablassung verkündet sie, daß die heutigen Jugendlichen ihr nichts Interessantes zu bieten hätten, nichts entdeckten, was sie nicht schon lange wüßte, besser wüßte.

Klaus Hartung hat den »Avantgardeanspruch« als »die historische Krankheit der Studentenbewegung« bezeichnet.[2] Die Besserwisserei ist die penetranteste Umgangsform dieses Anspruchs. Die Studentenbewegung legte sich beizeiten die Pose des deutschen Oberlehrers zu. In einem paternalistischen Hochmut hält die Apo-Generation noch heute an dieser Pose fest, obwohl ihre destruktiven Auswirkungen offenkundig sind. Während sich die Studentenbewegung durch den Avantgardeanspruch die Sympathie möglicher Bundesgenossen – z. B. der Arbeiter und Liberalen – verscherzte und sich damit außerordentlich schwächte, bringt sich die Apo-Generation heute um die Sympathie der Jugendlichen. Die restaurativen Kräfte unserer Gesellschaft reiben sich wieder einmal die Hände. Es ist ihnen unverschämt gut gelungen, Jugend und Studentenbewegler zu entzweien. Wieder konnte eine für die Machthaber bedrohliche Koalition verhindert werden.
Eine Verständigung kann zwischen Menschen nur in Gang kommen, wenn nicht die Besserwisserei – überhaupt eine deutsche Krankheit –, sondern die Neugierde – die hierzulande eher als südländisches Laster gilt – treibendes Motiv ist. Erst auf dem Boden von gegenseitiger Neugierde kann die notwendige kritische Auseinandersetzung zwischen Apo-Generation und heutiger Jugend produktiv sein. Wenn die Jugendlichen merken, daß sie ernst genommen und nicht von vornherein abgewertet werden, werden sie für kritische Argumente offen.
Aber die Apo-Generation interessiert sich mehr für die Defekte der heutigen Jugend als für ihre Wünsche und Ängste, ihren Lebensstil, ihre Ausdrucksmöglichkeiten und Gewohnheiten. Sie entdeckt nicht die Sehnsucht in ihren Süchten. Sie gibt sich wenig Mühe, Befremdliches erst einmal genau zu beobachten und dann zu entschlüsseln. Dem Unwillen zur Beobachtung korrespondiert die Bereitschaft zu Beurteilung und Bewertung. Vorwürfe, die nicht viel Phantasie verraten, ersetzen die Aufmerksamkeit: Die Jugendlichen seien angepaßt, unpolitisch, konsumorientiert, theoriefeindlich. (Was die Theoriefeindlichkeit angeht: Wenn man die nach 1967 erschienene linke Literatur durchsieht bzw. sich hindurchquält, entgeht einem nicht, daß mit der bürgerlichen Ästhetik auch oft genug die Fähigkeit, originell zu denken und sich verständlich und genau auszudrükken, über Bord geworfen wurde. Die angebliche »Theoriescheiße« ist zu beträchtlichen Teilen wirklich Scheiße. Insofern ist die Theoriefeindlichkeit ein gesunder Weg der geistigen Selbsterhaltung.)

Am 17./18. Juni 1979 fand in Frankfurt das Festival »Rock gegen Rechts« statt, eine Protestveranstaltung gegen den in derselben Stadt geplanten Aufmarsch der NPD zu ihrem Deutschlandtag. Vor dem Open-Air-Konzert kam es in der Innenstadt trotz behördlichem Verbot zu einer der eindrücklichsten gewaltlosen Demonstrationen der letzten zwölf Jahre.

Meines Wissens hat es während der Studentenbewegung, abgesehen von der Demonstration gegen den Vietnamkrieg im Februar 1968 in Westberlin, keine Demonstration von dieser Größe gegeben. Rund 35 000 Demonstranten unterliefen alle Polizeisperren und verwandelten die Innenstadt, die in ein riesiges Polizeilager umgebaut worden war, allmählich in einen Schauplatz zivilen Ungehorsams. Plötzlich bestimmte nicht mehr die Polizei, was auf den Straßen und Plätzen der City geschah, sondern die Demonstranten. Da mochten noch so viele Polizeikordons gezogen und Polizeikonvois mit wachsender Hilflosigkeit durch die Stadt gehetzt werden – die Demonstranten gingen jeder gewalttätigen Konfrontation aus dem Weg und bekundeten ihren Protest oft mit heiterem Nachdruck und Formen ungezwungener Geselligkeit. Das massenhafte Aufgebot der Polizei und ihre militärische Ausrüstung schüchterten sie nicht ein.

Es war eine Demonstration der 18- bis 25jährigen. Ungefähr 80% der Teilnehmer mochten dieses Alter haben. Die »oralen Flipper« bewiesen, daß sie nicht so unpolitisch waren, wie ihnen von Mitgliedern der Apo-Generation oft bescheinigt wird. Ihre Zahl war groß. Sie waren der explosiven Situation gewachsen und reagierten besonnen und phantasievoll. Wo sich aggressive Zuspitzungen zwischen Polizei und einzelnen Demonstrantengruppen anbahnten, waren immer genug andere zur Stelle, die die Lage wieder entschärften.

Ich redete mit einer Reihe von Studentenbeweglern, die wie Fremdlinge durch die Innenstadt und am nächsten Tag über die Festivalwiese liefen, über Größe, Zusammensetzung und Verlauf der Demonstration. Einige reagierten unsicher; sie konnten nicht recht einschätzen, was da vor ihren Augen ablief. Die meisten zogen sich auf den Kommentar zurück: »Die sind ja nur wegen der Rockmusik gekommen.« Meine Entgegnung, daß die Jugendlichen dann kaum den ganzen Tag in der Stadt demonstriert hätten, konnte nicht überzeugen. Diese Studentenbewegler fanden nicht ihren Stil der politischen Willenskundgebung vor und bewältigten die Fremdheit ihrer eigenen Situation durch abschätzige Bemerkungen über die Aktionen der Jugendlichen. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß die Jugendlichen zum politischen Protest *und* zur Unterhaltung gekommen waren, daß sie Spaß haben *und gleichzeitig* einer politischen Meinung Ausdruck geben wollten. Nach dem Prinzip, »daß nicht sein kann, was nicht sein darf«, wurde die eigenständige politische Artikulation der Nach-Apo-Generation von jenen Studentenbeweglern als unpolitisches Konsumfest herabgesetzt.

Dabei projizierten die Studentenbewegler ihr eigenes asketisches Politikverständnis, nach dem Politik und Unterhaltung oder Spaß sich gegenseitig ausschließen, als politisches Defizit auf die Demonstranten. Politische Arbeit erreicht nach dieser strengen Philosophie erst dann Niveau, wenn sie

die Qualität persönlicher Entsagung und schweißtriefender geistiger Auseinandersetzung aufweist. Der Protest gegen dieses Verständnis von politischer Arbeit wächst seit einigen Jahren. Die 18- bis 25jährigen zeigten in Frankfurt, wie wenig sie von jenem puritanischen Ideal hielten.

Sonderbarerweise sind die Vorwürfe, die die Apo-Generation heute gegen die Jugendlichen erhebt, denen sehr ähnlich, die sie 1968 gegen ihre Väter erhob; auch jene bezeichnete sie als angepaßt, konsumorientiert, unpolitisch und theoriefeindlich. Dazu kommen heute noch einige Vorwürfe, die 1968 umgekehrt die Väter gegen die jungen Rebellen erhoben: »romantisch, weltflüchtig, unrealistisch, selbstbezogen, verwöhnt«. Auf dem Rücken der heutigen Jugendlichen hat sich eine merkwürdige Große Koalition gebildet. Die Urteile, die die Kinder damals über ihre Eltern fällten, schließen Waffenbrüderschaft mit den Urteilen, die die Eltern damals über ihre Kinder fällten. Der gemeinsame Feind im Feld ist die heutige Jugend. Deutsche Karrieren scheinen zu solchen Bündnissen zu führen.
Indem die Apo-Generation heute gegen die Jugendlichen dieselben Vorwürfe wie damals gegen ihre Eltern erhebt, macht sie die 15- bis 25jährigen alt. Der Vorwurf »Ihr seid wie unsere Väter« heißt übersetzt: »Ihr seid so alt wie unsere Väter.« Die Studentenbewegler haben die Attribute der Jugendlichkeit für sich geplündert und lassen den Jugendlichen die Attribute des Alters. Weil die Apo-Generation jung bleiben will, macht sie die einzigen, die ihr diesen Rang streitig machen könnten, alt. Da sie in ihr Alter nicht einwilligt, läßt sie die Jugendlichen nicht jung sein. »Wir sind die wahre Jugend« trommeln die alternden Studentenbewegler, um ihre Konkurrenten zu verdrängen, und erklären die Jungen zu nur flott aufgemachten Greisen.

2. Auf der Jagd nach der ewigen Jugend

Die Apo-Generation hat zur Jugendlichkeit ein kompliziertes Verhältnis, das in ihrer Lebensgeschichte und ihrem politischen Schicksal begründet ist. Sie zeigt ihre Geschichte in ihrer äußeren Erscheinung. Wenn ich die Studentenbewegler mit ihren angepaßten Altersgenossen vergleiche, fällt mir ständig auf, daß die Studentenbewegler jünger, lebendiger, ausdrucksvoller und schöner aussehen. Hier drückt sich etwas aus, was tief in die Motivdynamik derer reicht, die durch die Studentenrevolte geprägt wurden.
Die Apo-Generation fing erst mit der Studentenbewegung richtig zu leben an.[3] Aufgewachsen im Kalten Krieg der 50er Jahre mit seinem autoritären Antikommunismus, in der »Demokratur« des CDU-Staates mit all seiner

Scheinheiligkeit und seinem spießbürgerlichen Mief, war sie zunächst ohne eigene Lebensperspektive. Ihr Schicksal sollte die widerspruchslose Integration in das sein, was die flinken »Macher« aufgebaut bzw. abgebaut hatten. (Immerhin wurden nach dem Krieg noch einmal so viel Häuser abgerissen, wie in ihm zerstört worden waren.) Eingesperrt in die Öde eines versäumten radikal-demokratischen Neuanfangs nach 1945 war die Apo-Generation damals fleißig, ordentlich, anständig, sauber und gehorsam. Für ihre Gesellschaft war sie kein Problem. Sie war alt. Eine aufstiegsorientierte Gleichgültigkeit war das stärkste Gefühl, zu dem viele fähig waren. Man schaue sich nur auf alten Fotos an, welchen biederen Scharfsinn die Studenten vor 1968 auf ihren Gesichtern trugen. Viele erkennt man heute nur mit ebensoviel Mühe wie Gelächter wieder.

Als die Studentenbewegung begann, wurde jene Generation, die so früh hatte altern müssen, innerhalb kurzer Zeit jung. Die Apo-Jugend betrat plötzlich, halb freiwillig und halb unfreiwillig, einen geschichtlichen Raum mit unerhört weiten Perspektiven. Sie begann eine Rückwärtskarriere vom Alter zur Jugend. Es vollzog sich eine radikale kulturelle, politische, sexuelle und emotionale Befreiung. Vieles ging zu rasch und wurde zunächst wenig begriffen. Die Apo-Generation war jahrelang in ihrem Handeln ihrem Bewußtsein voraus, obwohl sie in ihren Erklärungen die Zentrierung ihrer Aktivitäten um das kritische Bewußtsein ständig in den Vordergrund rückte. Ein ewig aufgestauter Lebenshunger wurde plötzlich freigesetzt. Der Protest gegen jahrelange Demütigungen entlud sich. Nun schickte sich die Apo-Generation an, ihre Jugend nachzuholen, heftig, kompromißlos, leidenschaftlich, oft ohne Rücksicht und über die Grenzen des Komischen oder Grausamen hinausgehend. Die Wut darüber, daß ihr viel entgangen war, verband sich mit der Entschlossenheit, möglichst viel nachzuholen und niemals mehr in das graue Alter der früheren Jahre zurückzufallen.

Mit den Befreiungsversuchen wuchs die Farbigkeit der Träume von einem besseren Leben. Die Ausweitung des Handlungsspielraums und des Bewußtseins machte immer begehrlicher. Unter allem Nachholen bohrte aber der bange Zweifel: »Hält der augenblickliche Zustand lange an, oder ist es bald zu spät?« Mit der Intensität der neuen Erfahrungen wuchs die untergründige Angst vor ihrem Verlust. So geriet die Apo-Generation in die Spannung zwischen dem befreienden Gefühl, endlich jung sein zu können, und der lähmenden Furcht, vielleicht doch wieder rasch zu altern. Es wurde ein Leben zwischen den Zeiten einer nachgeholten Jugend und einem als zu früh erfahrenen Beginn des Alterns.

Wenn ich heute mit 18- bis 25jährigen über die Studentenbewegung rede, stelle ich immer wieder fest, wie wenig sie über jene Jahre wissen. Erst recht

fällt mir auf, wie wenig sie über unser Leben und die politische Situation vor 1968 informiert sind. Wir Studentenbewegler haben da viel verschwiegen und tun so, als ob wir immer schon so gelebt hätten, wie wir es eigentlich erst seit der Studentenbewegung gelernt haben. Ob wir Angst haben, vor den heutigen Jugendlichen als harmlose Trottel zu erscheinen, die jahrzehntelang ein äußerst braves Leben geführt und viele Einschränkungen kritiklos hingenommen haben? Ich glaube, daß wir uns vor den heutigen Jugendlichen wegen unseres biederen Lebens vor der Studentenbewegung schämen. Deshalb müssen wir unsere »Großtaten« nach 1968 heute in ein so grelles Licht rücken.

Daß es vor 1968 in der Bundesrepublik kaum möglich war, als unverheiratetes Paar zusammenzuwohnen, daß wir uns einer strengen Kleiderordnung unterwarfen, daß wir uns Lehrern und Professoren gegenüber oft recht unterwürfig verhielten, daß kritisches Denken von den Universitäten fast völlig verbannt war, daß wir steife Feste feierten, daß wir als Männer keine langen Haare trugen, weil wir das als pervers ablehnten, daß wir uns z. T. noch Gedanken machten über die Rechtmäßigkeit des vorehelichen Geschlechtsverkehrs – ein Begriff, den man heute fast nicht mehr kennt –, daß wir unsere Mitstudenten an der Universität mit »Sie« und die Lehrkräfte je nach Rang mit »Herr Doktor, Herr Professor, Spektabilität, Magnifizenz« anredeten, daß wir uns streng an die Maßstäbe des Elternhauses hielten, daß wir nicht in Wohngemeinschaften lebten, daß wir wie die Idioten schufteten, daß es eine Schande war, wenn man sich in Psychotherapie begab – die Jugendlichen können sich das heute nicht mehr vorstellen, und mir selbst ist es auch etwas peinlich, mit ihnen offen darüber zu reden. Wir Studentenbewegler reden lieber von unserer Revolte nach 1968 als von jenen Jahren, in denen wir so viel geschluckt haben. Wir möchten die Ängste und Zwänge, unter denen wir – freiwillig und gezwungen in einem – so lange gelebt haben, lieber verschweigen. Wenn wir uns einen geheimen Vorwurf machen, dann doch den, erst so spät rebelliert zu haben. Vielleicht nagt das noch heute an unserem Selbstbewußtsein.

Allerdings habe ich von den heutigen Jugendlichen nie den befürchteten Spott geerntet, wenn ich versuchte, ohne Beschönigungen von meinem früheren Leben zu berichten. Ich traf eher auf ein verwundertes Staunen, daß es jene Zustände noch vor kurzer Zeit gegeben hatte. Das Staunen war nicht ohne das Mitgefühl, daß man mit uns schon arg umgegangen sein mußte, – was ja stimmte. Wiederholt machte ich die Erfahrung, daß sich die Jugendlichen für mein früheres Leben sehr interessierten und mich mit einer Fülle von Fragen traktierten, wenn sie den Eindruck gewannen, ich würde mich vor ihnen nicht künstlich aufbauen. Vielleicht konnten sie in dem so ganz ruhmlosen Bericht ein Stück eigener Unsicherheit und Verletzbarkeit wiederfinden. Ihre Aufmerksamkeit schlug allerdings schnell in

Desinteresse um, wenn ich mit meinen Heldentaten nach 1968 angab, was oft genug vorkam, besonders wenn ich unsicher war, wie die Jugendlichen auf den Bericht über meine »Vor-Zeit« reagierten.

Die Studentenbewegung zerfiel durch eine ungewollte Koalition zwischen denen, die sie begonnen hatten, und den wieder erstarkenden restaurativen Kräften. Die politische Kultur Deutschlands besann sich wieder einmal auf ihre unselige Gewohnheit, ihre kritische Intelligenz in regelmäßigen Abständen zu demütigen. Die Apo-Generation bekam das schmerzlich zu spüren. Sie begab sich außerdem in Ehen und feste Zweier-Beziehungen. Man stellte fest, daß man sich die Moral der bürgerlichen Kleinfamilie nicht mit Stumpf und Stiel ausgetrieben hatte, wenn auch die Auflösung von Ehen und festen Zweier-Beziehungen für manche zu einem Dauerzustand wurde. Die Apo-Generation begann ihre beruflichen Karrieren und bemerkte, wie anfällig sie für die Gratifikationen der bekämpften Leistungsgesellschaft geblieben war. Nachdem man in einer Rückwärtskarriere vom Alter zur Jugend gelangt war, befürchtete man nun, in einer Vorwärtskarriere ebenso rasch wieder alt zu werden. Es kam zu einer kräftigen Desillusionierung, die sich mit der »linken Melancholie«[4] verband, d. h. den quälenden Fragen: »Ist die schönste Zeit des Lebens jetzt vorbei? War das alles oder geht es weiter? Haben wir noch eine verlockende Zukunft vor uns? Geraten wir in dieselben Löcher, aus denen wir 1968 ausgebrochen sind?«

Bedrängt von diesen Fragen wurde die Apo-Generation in die Auseinandersetzung mit der nachwachsenden Jugend genötigt. Viele bekamen einen Schock, ohne es selbst zu bemerken. Denn diejenigen, die jahrelang den Titel der Jugend für sich behauptet hatten, wurden plötzlich durch die Anwesenheit der Jüngeren aufgefordert, ihn für eine nachdrängende Generation freizugeben. Die Bewältigung des Schocks wurde dadurch erschwert, daß die Jugend nicht bereit war, die Arbeits-, Kampf- und Lebensformen der Apo-Generation einfach zu kopieren. Damit entfiel für die Studentenbewegler die Möglichkeit, sich selbst durch die Gemeinsamkeit mit den Jugendlichen zu verjüngen. Die Apo-Generation blieb auf einem beträchtlichen Teil ihrer Einsichten und Erfahrungen einfach sitzen. Zum Schock des Alterns kam der Schock der Erkenntnis, daß die Jugend anders war. Dieser Schock sorgte dafür, daß die Studentenbewegler bis heute oft nicht bemerken, daß die Jugend faktisch viel von ihnen übernommen hat. Die Apo-Generation war so verwirrt, daß sie dem Trennenden mehr Aufmerksamkeit widmete als dem Gemeinsamen. Das mußte die Jugendlichen an der persönlichen und politischen Klarsicht der Studentenbewegler zweifeln lassen.

Zu einer Neuinterpretation ihres Lebens genötigt, die in ihrer Fundamenta-

lität der Anstrengung von 1968 glich, zeigte sich die Apo-Generation der neuen Herausforderung nicht gewachsen. Sie begann, ihren Besitzstand zu verteidigen, wie es die Väter 1968 getan hatten. Während sich die Studentenbewegler fragten: »Sind wir dem treu geblieben, was wir angefangen haben?«, stellte ihnen die Jugend die Frage: »Steht Ihr auf der Seite der Alten oder auf unserer Seite?«

So geriet die Apo-Generation zwischen zwei Fronten. Auf der einen Seite stand die Eltern-Generation, die in ihren Anpassungsforderungen nicht locker ließ, mit heimlichem Triumph beobachtete, daß die Studentenbewegler so wenig mit der Jugend zurecht kamen wie sie einst, und mit Schadenfreude feststellte, daß die Rebellen von gestern ihr immer ähnlicher wurden. Auf der anderen Seite stand die Jugend, die sich den Studentenbewegern verweigerte und mit stiller Resistenz in eine andere Richtung drängte, wenn das Ziel auch nicht so deutlich war. Die Apo-Generation wollte weder der einen noch der anderen Gruppe ähnlich werden. Sie war nun dreifach verunsichert: durch die Alten, durch die Jungen, durch die eigenen noch unerfüllten Wünsche. Um den Konflikt zu lösen, drückte sie die Jugend auf die Seite der Alten. Sie versprach sich von diesem Manöver, den Platz der Jugend nun ungestört und auf Dauer belegen zu können. Es entstand der Mythos von der ewigen Jugend der Apo-Generation.

Auch die Jugend geriet zwischen zwei Fronten. Da sind einmal die von der Apo-Generation angegriffenen Angepaßten, die von den Jugendlichen die reibungslose Einordnung in die von ihnen entworfene und bewahrte Normalität einfordern: Fleiß, Ordnung, Gehorsam, Pflicht, Leistung. Ihr Interesse ist es, die Jugend rasch systemtreu und alt zu machen. So wächst auch bei dieser Jugend die Angst vor dem Alter. Da ist andererseits die Apo-Generation, die von der Jugend einen bestimmten Stil der politischen Auflehnung erwartet und sie als »alt« erklärt, weil sie diesen Stil nicht liefert. Die Apo-Generation läßt die Erinnerung an die Studentenbewegung zur Zelebration eines Mythos erstarren, in die sich die Jugendlichen dankbar und bewundernd einfügen sollen wie eine gläubige Gemeinde in den Kult, den der Priester vor ihr vollzieht.

Apo-Generation und heutige Jugend stehen an zwei Fronten, an denen sie jeweils ihre phantasierte oder wirkliche Jugendlichkeit verteidigen müssen. Die Jugend paßt sich nicht an, wie die einen wollen, und rebelliert nicht so, wie die anderen wollen. Von den Angepaßten nicht geliebt und von der Apo-Generation nicht geachtet, versucht sie, ihren eigenen Weg zu finden, ohne daß sie sich an Vorbildern orientieren kann. Dabei muß sie ständig auf der Hut sein, daß ihr Bewegungsspielraum weder von der einen noch von der anderen Seite eingeschränkt wird. Ohne Zweifel sind die Jugendlichen von der Apo-Generation enttäuscht. Von den Angepaßten hatten sie dagegen nichts anderes erwartet. Aber sie hatten angenommen, daß diejenigen,

die ihnen in Lebensalter und Lebensstil am nächsten standen, die sich in dieser Gesellschaft so wenig zu Hause fühlten wie sie selbst, am ehesten sie verstehen müßten. Es hat bei den heute 15- bis 25jährigen viel Bitterkeit und Wut – wenn auch oft unter störrischer Trägheit oder diffuser Feindseligkeit verborgen – erzeugt, daß die Studentenbewegler ihnen das Recht auf eigene Lebens- und Arbeitsformen verweigerten und sie von Anfang an als angepaßt oder gar unterwürfig herabsetzten. Allmählich lernen die Jugendlichen, sich damit abzufinden. Ihr angeblicher »Narzißmus« ist auch ein präventiver Schutz gegen solche Enttäuschungen, wie sie ihnen die Apo-Generation bescherte.

Dabei vergißt die Apo-Generation allerdings, daß sie kritisiert, was auch mit ihrem Zutun erzeugt wurde. Wenn sie beklagt, die Jugendlichen seien so rasch entmutigt und selbstunsicher, dann ist das auch ein Ergebnis der ständigen selbstgerechten Vorwürfe, die die Studentenbewegler gegen sie erheben. Man macht niemanden dadurch fähig, daß man ihn dauernd für unfähig erklärt. Es ist ein Musterbeispiel verfehlter Pädagogik, wenn die Apo-Generation der Jugend ständig Schuldgefühle macht, wie minderwertig sie doch sei. Dadurch erzeugt sie bei den Jugendlichen jene bohrenden Selbstzweifel, die sie beklagt. Wenn die Jugend so ist, wie sie angeblich sein soll, dann ist sie das also nicht *trotz* der Studentenbewegler, sondern auch *wegen* der Studentenbewegler. Die Apo-Generation stärkt nicht das Selbstbewußtsein der 15- bis 25jährigen, sondern demoliert es. Sie wird selbst zur Krankheit, für deren Therapie sie sich hält.

So ist zwischen den Studentenbewegern und den Jugendlichen ein Klima von teils offener, teils versteckter Feindseligkeit entstanden, die sich auf der Seite der Apo-Generation die Tarnkappe gut gemeinter pädagogischer Bemühung und sozialpsychologischer Analyse aufgesetzt hat und sich auf der Seite der Jugend hinter gleichgültiger Freundlichkeit oder Selbstzweifeln verbirgt. Entrüstetes Moralisieren der Studentenbewegler trifft auf den passiven Widerstand der Jugendlichen. Der Kreis jener aus der Generation der Studentenbewegung, die sich in den Riß zwischen unverständiger Erwachsenenwelt bzw. Apo-Generation und enttäuschten Jugendlichen stellen, scheint nicht groß zu sein. Bisweilen habe ich den Eindruck, daß die liberalen und linken 50jährigen gesprächsbereiter und verständnisvoller sind. Sie scheinen mehr Freiheit und Gelassenheit aufzubringen. Wahrscheinlich fühlen sie sich durch die Jugendlichen weniger bedroht.

Weil die Apo-Generation solche Verständnisblockaden gegen die Jugendlichen aufrichtete, fallen ihre Vorwürfe der Weltflucht und des Romantizismus auf sie selbst zurück. Ist es nicht ein Zeichen von Weltflucht, eine andere Generation auf die eigenen Erfahrungen und Lebensformen festlegen zu wollen? Und ist es nicht ein Zeichen von Romantizismus, zu glauben, die Jugend müsse sich im tiefsten Grunde ihres Herzens danach

sehnen? So erzeugt die Weltflucht der Apo-Generation eine Weltflucht bei den Jugendlichen. Auch hier kritisieren die Studentenbewegler etwas, zu dessen Entstehung sie kräftig beitragen.

Die Apo-Generation ist voll mit der Jagd nach ihrer eigenen Jugend beschäftigt. Die Jagd nach der Jugend ist für sie der Kampf um die Verwirklichung unerfüllter Träume. »Jugend« wird der Inbegriff eines freien und ausdrucksvollen Lebens, das sich gegen Erstarrung zur Wehr setzen kann. Fast beschwörend fordert Hartung: »Wir müssen jung bleiben, auch wenn die Angst vor dem Alter wächst«[5], ohne einen Blick auf die zu werfen, die man nicht dazu auffordern muß, jung zu sein, weil sie es sind. Die Beschwörung scheint das Illusionäre ihres Wunsches schon zu spüren. Aber es ist immer schwer, schöne Träume aufzugeben, auch wenn die Realität ihre Erfüllung offenkundig verwehrt.

Die Apo-Generation kann vielleicht lebendig, offen, beweglich, lernfähig, aktiv und voll Hoffnung bleiben, aber jung bleiben kann sie nicht. Sie muß versuchen, in ihr Altern einzuwilligen, ohne Furcht vor der Resignation zu haben. Die Schwierigkeit liegt für die Apo-Generation darin, daß sie kaum Vorbilder hat, an denen sie sich beim Altern orientieren könnte. Schon 1968 hatte sie fast ohne Vorbilder und wegweisende historische Modelle ihre Revolte beginnen müssen. Auch den Jugendlichen fehlen die Vorbilder für ein Erwachsenwerden, das die Unterwerfung unter das harte Leistungsprinzip ebenso vermeidet wie eine unproduktive Protesthaltung. Allerdings besteht ein gradueller Unterschied zwischen beiden Gruppen. Der ungeheure Identifikationshunger der Studentenbewegung, der die Kehrseite ihrer antiautoritären Wut war, traf damals auf so ermutigende Gestalten wie Marcuse, Gollwitzer, Bloch, Abendroth, Brückner. Die Erfahrungen, die die Studentenbewegler mit diesen Männern machten, wirkten auch nach dem Zerfall der Bewegung weiter. Die heutigen Jugendlichen haben solche Identifikationsfiguren, die gleichzeitig zu Ermutigung und Kritik, Verständnis und Auseinandersetzung fähig sind, nicht. Die Apo-Generation, aus der solche Figuren allmählich heranwachsen könnten, hat sich aus Enttäuschung und antiautoritärer Scham der Jugend verweigert. So werden die Jugendlichen gezwungen, das Vakuum mit allen möglichen Ersatzgestalten zu füllen.

Die Studentenbewegler beneiden die Jugendlichen nicht nur einfach, weil sie jung sind und damit die Gaben der Ungebundenheit, Weichheit, Attraktivität, Frische und Geschmeidigkeit besitzen. Hinter den Vorwürfen der Lässigkeit und Entspanntheit regt sich auch die Bewunderung einer Generation, die selbst noch stark vom Leistungsprinzip und lustfeindlichen Schuldgefühlen gezeichnet. Marcuses Traum von einer repressionsfreien sinnlichen Kultur wurde zwar von vielen Studentenbeweglern mitgeträumt, aber sie stießen sich gleichzeitig immer wieder an ihren verinnerlichten

Zwängen wund und müssen deshalb öfters gegen Entmutigung ankämpfen.

Daniel Cohn-Bendit hat zu Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Studentenbewegung »von Bedürfnissen getrieben war, die sie selber nicht formulieren konnte«.[6] Die Apo-Generation begriff damals nicht alles, was sie in Gang setzte. Gleichzeitig war sie sich selbst voraus und lief hinter ihren Aktionen her. Inzwischen kann die Apo-Generation mehr von ihren Bedürfnissen formulieren, aber sie ist unsicher, ob sie noch die Chance hat, sie zu befriedigen. So sieht sie mit einer Mischung von Ärger und Neid auf eine Jugend, die alles andere als Entsagung und Verzicht übt; die selbstverständlich genießt, was den Studentenbeweglern zunächst vorenthalten blieb und dann unter Anspannung erkämpft werden mußte; die weicher und androgyner wird, zugleich lässiger und freundlicher; die auf eine griesgrämige Verketzerung der spätkapitalistischen Warenästhetik, wie sie manche Apo-Vertreter in einem protestantischen Asketismus betreiben, nicht hereinfällt und nicht in jedem Chromknopf ihrer Stereo-Anlagen, die jene mißmutigen Apostel natürlich auch besitzen, den universellen Verblendungszusammenhang schimmern sieht; die den sauertöpfischen Entfremdungsjägern, die in jeder Freude einen Reinfall auf die kapitalistische Bedürfnismanipulation wittern, den Rücken zugekehrt hat.

Allerdings hat diese Jugend einen scharfen Konflikt zwischen der Entspanntheit ihrer Lebensformen und der Rigidität der Institutionen – von der Schule bis zu den Sicherheitsbehörden –, denen sie ausgeliefert ist, zu bewältigen. Lebensformen und Institutionen fielen vor der Studentenbewegung für die Apo-Generation, die die harten Anforderungen der autoritären Gesellschaft auf allen Gebieten verinnerlicht hatte, nicht derart schroff auseinander. Das Privatleben war asketisch und konnte sich mit dem Leistungsdruck und der herrischen Anmaßung der Institutionen fugenlos verbinden. Man war hart gegen sich selbst, und die Institutionen waren hart gegen einen. Von 1967 bis 1971 entsprach die neue Freiheit der Lebensformen einer beträchtlichen Offenheit vieler Institutionen. Heute wird die Freizügigkeit der Lebensformen, über die die Jugendlichen verfügen, mit verhärteten Institutionen konfrontiert, die diese Freiheit verneinen. Viele Jugendliche lösen diesen Konflikt so, daß sie sich in passivem Widerstand auf ihren Konsum und ihr Privatleben zurückziehen.

Um mit sich selbst zurecht zu kommen und mit der beneideten Jugend fertig zu werden, hat sich in bestimmten Regionen der Apo-Generation eine neue Abwehrstrategie entwickelt: die Theorie vom »neuen Sozialisationstyp«.

3. Der »neue Sozialisationstyp« – ein nostalgischer Mythos

Als man in der Linken anfing, vom »NST« zu reden, glaubte ich zunächst, es handele sich um eine neue Droge. Ich wurde aufgeklärt, daß damit der »neue Sozialisationstyp« gemeint sei. Inzwischen hat sich allerdings meine ursprüngliche Vermutung bestätigt. Der NST ist zu einem Tranquillizer der Apo-Generation geworden.

Laufbahn eines Stigmas

Das Etikett hat eine interessante Karriere hinter sich, aus der seine manipulative Verwendung erkennbar wird. Vor sechs Jahren entdeckte Michael Schneider den »neuen Sozialisationstyp«[7], der sich in der »vaterlosen Generation« (A. Mitscherlich) der Nachkriegsjugend ausgebildet habe. Er bezog seine Beobachtungen direkt auf die Generation der Studentenbewegung, die in ihrer Persönlichkeitsentwicklung nicht mehr durch die klassische Auseinandersetzung mit den Vätern bestimmt gewesen sei. Thomas Ziehe kombinierte Schneiders Analyse mit den klinischen Erfahrungen des amerikanischen Psychoanalytikers Heinz Kohut[8], der bei seinen Patienten eine Zunahme von »narzißtischen« Störungen wahrnahm, zum Etikett des »narzißtischen Sozialisationstyps«.[9] Allerdings nahm Ziehe zwei folgenreiche Veränderungen vor. Einmal bezog er das, was für Schneider noch Merkmal der Apo-Generation gewesen war, willkürlich und ohne Angabe von stichhaltigen Gründen auf die »heutigen Kinder und Jugendlichen«[10]. Die Apo-Generation hatte plötzlich mit dem neuen Sozialisationstyp nichts mehr zu tun. Zum anderen unterstellte er den Kindern und Jugendlichen pauschal »narzißtische Störungen«[11], was der klinisch erfahrene Kohut natürlich nie getan hatte. Ganze Generationen wurden plötzlich im Eiltempo pathologisiert. Die Apo-Generation konnte sich in doppeltem Sinn aus der Affäre ziehen: sie hatte an dem Typus keinen Anteil, und sie war von seiner »Störung« nicht betroffen. So wurde sie in den Zustand der »Gesundheit« befördert. Die Jugend dagegen wurde in ein krankes kollektives Subjekt verwandelt, dem man sich mit den Begriffen der psychoanalytischen Neurosentheorie zu nähern hat.

Johann August Schülein versuchte, das Schema durch die Kritik der politischen Ökonomie abzusichern, indem er die Sozialisationstypen den verschiedenen Entwicklungsphasen des Kapitalismus zuordnete.[12] Während dem liberalen Konkurrenzkapitalismus der klassische – anal und ödipal bestimmte – Sozialisationstyp entsprochen habe, sei der narzißtische – oral bestimmte – Typ für den Konsumkapitalismus bezeichnend. Auch Schülein zieht einen scharfen Trennungsstrich zwischen Apo-Generation und heutiger Jugend, wenn er feststellt, der klassische Typ sei in der Studentenbewe-

gung und der narzißtische bei den heutigen Jugendlichen herrschend, wobei er sich vor allem mit der Sponti-Bewegung beschäftigt.
Schüleins Schema ist zwar, wie diese Sozialisationstypologie überhaupt, sehr griffig und erspart dadurch manche gedankliche Anstrengung; man muß aber zu beachtlicher geistiger Akrobatik bereit sein, um es begründen zu können. Es ist überhaupt nicht einleuchtend, warum die Apo-Generation durch einen Kapitalismus bestimmt sein soll, der bereits um die Jahrhundertwende durch den Monopolkapitalismus abgelöst wurde[13], während die heutige Jugend in ihrer psychischen Motivation durch einen Kapitalismus geprägt sein soll, der sich seit Mitte der 50er Jahre entfaltete, als die Apo-Generation also ungefähr zwischen 10 und 15 Jahren alt war. Es leuchtet nicht ein, daß die Apo-Generation stärker von einem Kapitalismus geprägt sein soll, der rund 40 Jahre vor ihrer Geburt unterging, als von dem, den sie seit dem mächtigen Triebschub ihrer Pubertät erfuhr. Es sei denn, man geht von der Annahme aus, die Pubertät habe auf die Persönlichkeitsentwicklung nur marginalen Einfluß. Gegen alle Versuche, die psychische Entwicklung und das Unbewußte zu infantilisieren, betont Freud, daß sich die »definitive Gestaltung des Sexuallebens nach der Pubertät« vollziehe; es sei dagegen Kennzeichen der Neurose, den »infantilen Zustand ihrer Sexualität« beizubehalten oder auf ihn zurückversetzt zu werden.[14] Eine Sozialisationstheorie sollte sich am infantilisierenden Geschäft der Neurose nicht beteiligen. Das Verhältnis von Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus und Lebensgeschichte der Apo-Generation stützt nicht den Versuch, eine sozialpsychologische Trennungslinie zwischen dieser Generation und der heutigen Jugend zu ziehen. Beide sind in derselben Entwicklungsphase des Kapitalismus aufgewachsen.
Bei Hans Jürgen Döpp[15] gerät der neue Sozialisationstyp vollends zu einem Geschöpf aus der Retorte linker Unzufriedenheit mit der heutigen Jugend. Er vergleicht den autoritären Typ, den er sonderbarerweise auch »neurotisch« nennt, mit dem narzißtischen. Warum der erste das Prädikat »neurotisch« erhält, bleibt unverständlich, da Döpp ihm Attribute zuteilt, die nach der psychoanalytischen Theorie gerade nicht für die Neurose, sondern für eine gesunde psychische Entwicklung gelten: Leistungsfähigkeit des Ich, reife psychische Strukturen, geglückte Objektbeziehungen, stabile Identifikationen, reifes Über-Ich. So unsinnig seine Definition des neurotischen und autoritären Charakters von der psychoanalytischen Theorie her ist, so verständlich wird doch Döpps Motiv für dieses Kunststück, wenn man bedenkt, auf wen er diese auszeichnenden Prädikate bezieht: auf den Sozialcharakter der Apo-Generation.
Ein gütiges Schicksal hat es so gefügt, daß die Apo-Generation alle jenen positiven Prädikate kassieren kann, während die heutige Jugend als eine Sammlung von Defekten vorgeführt wird. Man käme von selbst nicht auf

die Idee, daß es der Kapitalismus so freundlich mit der Apo-Generation gemeint hat. Der narzißtische Sozialcharakter bildet dagegen in jedem Zug eine pathologische Verneinung jener reifen Persönlichkeitsmerkmale aus, die den Charakter der Apo-Generation adeln. »Gesunde« Apo-Generation und »kranke« Jugend von heute stehen sich nun gegenüber. Die westdeutsche Gesellschaft wird zu einem riesigen Hospital, in dem sich das gesunde therapeutische Personal der Studentenbewegler einer kranken jungen Generation annimmt, allerdings mehr mit Entrüstung als mit jener Nachsicht, die man gewöhnlich von der therapeutischen Zunft erwartet. Ob es allerdings zu einer erfolgreichen Therapie kommt, ist mehr als zweifelhaft.

Diese Gegenüberstellung der beiden Sozialcharaktere verbindet Döpp auch noch mit einem Lobgesang auf die bürgerliche Familie – aus der der klassische Sozialisationstyp entstanden sei –, die jeden, der gegenüber den Intentionen der Studentenbewegung nicht unter einem Verlust an Erinnerung leidet, sprachlos machen muß. Die bürgerliche Sozialisation wird zum Vermittler jener Tugenden aufgeputzt, durch die sich der Sozialcharakter der Studentenbewegler auszeichnet. Fritz Gürge stellt unbefangen der mißglückten Kindheit des narzißtischen Typs die geglückte des autoritären Typs gegenüber.[16] Da bekommt man richtig Sehnsucht nach der herrischen und triebfeindlichen Dressur der bürgerlichen Familie. Die Peitsche der harten bürgerlichen Abrichtung wird von den Autoren zu einer köstlichen Wohltat befördert. Döpp versteigt sich schließlich zu der Behauptung, der autoritäre Sozialisationstyp sei »potentiell revolutionär«, während sich beim narzißtischen nichts mehr auflehne.[17]

Triumph der Väter

Die Autoren haben vergessen, daß sich die Studentenbewegung gerade gegen die bürgerliche Erziehung mit ihrer Abrichtung zum autoritären Charakter aufgelehnt hatte. Sie wissen nicht mehr, daß eine kritische Soziologie seit den 30er Jahren die autoritäre Persönlichkeit als »tendenziell faschistisch« entlarvt hatte. Sie legen die Vermutung nahe, dieser kritischen Soziologie sei damals ein großer Fehler unterlaufen: sie hätte anstatt von »autoritärer Persönlichkeit« besser von »revolutionärer Persönlichkeit« sprechen sollen. Dem narzißtischen Charakter werden plötzlich alle jene negativen Prädikate aufgehalst, die eine kritische Soziologie und die Studentenbewegung früher dem autoritären Charakter zugeschrieben hatten. Der autoritäre Charakter mit seiner Obrigkeitsgesinnung, seiner Bestechlichkeit, seiner Gleichgültigkeit gegenüber den Unterdrückten und seiner Grausamkeit gegenüber den Abweichenden wird zum Modell einer gelungenen Persönlichkeitsentwicklung hochstilisiert. Galt während der Studen-

tenbewegung die bürgerliche Erziehung als Institut der Entmündigung und Verstümmelung, so erhält sie plötzlich einen Ehrenplatz. Sie wird zum Inbegriff emanzipatorischer Sozialisation. An die Stelle der Kritik tritt ein unterwürfiges Sich-Anbiedern beim einstigen Gegner. Die Väter können triumphieren: »Wir haben immer schon gesagt, wie vorzüglich die bürgerliche Erziehung ist. Jetzt gebt Ihr uns endlich recht.«

Die Autoren vollbringen das Kunststück, sich gleichzeitig auf die Studentenbewegung zu berufen und ihre Impulse zu verneinen. Faktisch haben sie sich auf die Seite der sozialen Gewalt geschlagen und ein Bündnis gegen die heutige Jugend geschmiedet. So geraten die Jugendlichen zwischen eine herrische Erwachsenenwelt, die mit konservativen und reaktionären Argumenten auf ihrer Unterwerfung besteht, und eine heimlich mit dieser verbündete Apo-Generation, die sie mit linken oder scheinlinken Vorhaltungen herabsetzt und durch solche Schwächung ihres Selbstbewußtseins für die geforderte Unterwerfung zurichtet.

Nicht nur durch den Kotau vor dem autoritären Charakter, sondern auch durch die Pathologisierung der Jugend geben die antinarzißtischen Bußprediger der repressiven Gesellschaft recht. Auch hier beweisen sie einen Verlust der Erinnerung; denn gerade die Apo-Generation hatte 1968 darunter zu leiden, von einer verständnislosen Umwelt als »neurotisch« und »verrückt« verhöhnt zu werden. Es ist gerade zehn Jahre her, daß die studentischen Rebellen als »Spinner« und »Kranke« gebrandmarkt wurden. Man sprach sogar von der »Revolte der Gestörten«. Und heute wird wieder eine junge Generation mit den Begriffen der Psychopathologie gedemütigt.

Der Vorwurf der Anpassung, die der heutigen Jugend so emsig attestiert wird, schlägt nun auf jene Apo-Generation zurück, die ihn erhebt. Sie hat sich der Besserwisserei, moralischen Entrüstung und spöttischen Überlegenheit angepaßt, mit der die westdeutsche Erwachsenenwelt die Jugend schon 1967 traktierte. Wenn jemand »entpolitisiert« ist, dann die Vertreter der Apo-Generation, die, geblendet vom Mythos ihrer eigenen ewigen Jugend, nicht bemerken, wessen Geschäft sie betreiben. (Im übrigen sollte man nicht vergessen, daß Zehntausende von Jugendlichen in der Ökologie-Bewegung engagiert sind. Ob sie alle dem unterwürfigen Charaktertypus zugehören?) Wenn jemand an »narzißtischen Störungen« leidet, dann diejenigen, die sich der heutigen Jugend gegenüber als so emanzipiert, gesund und überlegen empfinden. Die Rede von den narzißtischen Störungen der 15- bis 25jährigen enthüllt sich als die Maskerade eines nicht aufgearbeiteten Apo-Narzißmus, der in Form des Avantgardeanspruchs schon zu Beginn der Studentenbewegung kräftige Wurzeln schlug. Es fehlt nur noch, daß der heutigen Jugend der Zerfall der Studentenbewegung in die Schuhe geschoben wird. Anzeichen sprechen dafür, daß diese irrwitzige Dolchstoßlegende nicht mehr lange auf sich warten läßt.[18]

Für entlastende Projektionsmanöver mußten in der autoritären deutschen Erziehung die Kinder und Jugendlichen schon immer herhalten. Solche Erleichterungsversuche gehören zu den festen Gewohnheiten des autoritären Charakters. Merkwürdig bleibt, daß die Narzißmus-Theoretiker diesen Vorgang nicht durchschauen. Wahrscheinlich ist der Druck der eigenen unbewältigten Lebensprobleme zu stark. Ich frage mich, wie nahe manche Studentenbewegler der ständigen eigenen Depression sein müssen, daß sie der dauernden Entlastung durch Hochmut gegenüber der Jugend bedürfen. Der »neue Sozialisationstyp« ist also eine Wunderdroge: Anti-Depressivum und Tranquillizer in einem.

In dem Band *Narziß – Ein neuer Sozialisationstypus?* wird ein selbstkritischer Zugang von den Vertretern der Narzißmus-Theorie versäumt. Sie legen ein distanziertes Verhältnis zu den Jugendlichen an den Tag und verbergen ihre eigene Betroffenheit von dem Problem. Sie analysieren, definieren und katalogisieren, ohne sich mit denen, über die sie reden, in Beziehung zu setzen. *Ihre* Schwierigkeiten *mit* der Jugend verwandeln sie unter verbalem Donner in die Schwierigkeiten *der* Jugend. Sie geben ein Beispiel eines unpersönlichen Theoretisierens, dem sich heute viele Jugendliche bewußt verweigern, was ihnen von der Apo-Generation den Vorwurf der Theoriefeindlichkeit einträgt. Bleibt zu hoffen, daß die Theoriefeindlichkeit der 15- bis 25jährigen so groß ist, daß sie sich auch nicht mehr um die Theorie des neuen Sozialisationstyps scheren. Es würde ihnen nicht schaden.

Die Rede vom »neuen Sozialisationstyp« ist ein nostalgischer Mythos, der beträchtliche reaktionäre Energien in sich verbirgt. Es hat sich gezeigt, daß Vertreter der Apo-Generation zu entschiedenen Unterwerfungsgesten gegenüber der gesellschaftlichen Gewalt bereit sind, um die Andersartigkeit der heutigen Jugend zu bewältigen.

Es gibt keine Gründe für die Annahme, daß die heute 15- bis 25jährigen so grundverschieden von der Apo-Jugend sind. Jene Theoretiker, die der heutigen Jugend so emsig die narzißtischen Störungen anhängen, unterscheiden meistens nicht klar und konsequent zwischen den psychischen Motivationsstrukturen für soziales Verhalten und seinem äußeren Erscheinungsbild. Und wo sie diese Unterscheidung einfordern, wird sie in der Auseinandersetzung mit den konkreten Problemen wieder aufgegeben. »Sozialisationstyp« und »Phänotyp«[19] werden miteinander vermischt. Aus den Unterschieden im äußeren Verhalten werden verschiedene Sozialisationstypen konstruiert und diese dann auch noch mit unterschiedlichen moralischen Wertungen belegt. Die Beschäftigung mit den Jugendlichen wird zur Frage einer Durchsetzung der »richtigen« und einer Verteidigung gegen die »falsche« Lebensführung. Aus den Diagnostikern sind plötzlich Moralprediger geworden.

In den Motivationsstrukturen bestehen zwischen der Apo-Generation und der heutigen Jugend keine grundlegenden Unterschiede. Auffällig sind sie allerdings im äußeren Erscheinungsbild. Die Jugendlichen leben heute einerseits Tendenzen aus, deren Freisetzung der Apo-Generation noch nicht oder erst spät und unter großen Mühen möglich wurde. Andererseits muß die heutige Jugend Bedürfnisse unterdrücken oder maskiert äußern, die die Apo-Generation am Ende der 60er Jahre unter vorübergehend freizügigeren politischen Bedingungen offener anmelden und ungefährdeter befriedigen konnte. Das an der Jugend Kritisierte erweist sich teilweise als das Verdrängte der Apo-Generation und teilweise als lebensnotwendige Anpassung an veränderte gesellschaftliche und politische Bedingungen. Nach einigen Jahren der Verunsicherung hat die politische und kulturelle Restauration wieder kräftig Tritt gefaßt. Natürlich sind die politischen Veränderungen der Apo-Generation nicht entgangen. Gleichwohl fordert sie von den heutigen Jugendlichen ein Verhalten, für das die äußeren Bedingungen nicht mehr bestehen – und das sie selbst, oft genug, auch nicht mehr praktiziert.

Wenn ich Apo-Generation und die Jugendlichen enger zusammenrücke, soll das nicht bedeuten, daß ich sie nun alle unter das Kreuz des autoritären Charakters zwingen will. Bereits die Begründer der Theorie von der autoritären Persönlichkeit hatten derartige Verallgemeinerungen aus guten Gründen abgelehnt. Wenn wir eine sensible Wahrnehmung ausbilden oder zurückgewinnen wollen, müssen wir von den pauschalen sozialpsychologischen Einteilungen wegkommen. Sie verschleiern mehr, als sie erklären. Sie sagen mehr über die uneingestandenen Motive derer aus, die zu ihnen greifen, als über die Wünsche und das Verhalten derer, auf die sie angewendet werden.

Auf jeden Fall ist die heutige Jugend aber sehr verschieden von den Vorstellungen, wie die Apo-Generation meint, in den Jahren der Studentenrevolte gewesen zu sein; ebenso grundverschieden ist sie von dem Bild des idealen Jugendlichen, das die Studentenbewegler gemalt haben. Je älter die Apo-Generation wird, desto großartiger und zugleich starrer fällt die Mystifikation der Revolte von 1968 aus. Die Studentenbewegung verwandelt sich immer mehr in eine Apo-Ikone. Alle Unzulänglichkeiten, Verzerrungen und Lächerlichkeiten von damals werden mit dem Gold der Selbstbeweihräucherung überpinselt.

In der Erfindung des neuen Sozialisationstyps meldet sich so die Nostalgie nach den stürmischen und intensiven Jahren der Studentenrevolte. Aber der Lobpreis auf den autoritären Charakter beweist, daß sich hinter dieser Nostalgie eine andere Sehnsucht einschleicht. Es ist die Sehnsucht nach der arbeitsfreudigen und leistungsorientierten bürgerlichen Erziehung. Hinter dem Wunsch nach der »guten alten Zeit der Studentenbewegung« regt sich

plötzlich die Sehnsucht nach der »guten alten Zeit«. Die Väter können sich zufrieden schlafen legen; denn sie wissen ihre Erbschaft in guten Händen. Die Apo-Generation hat schließlich doch auf »Vatis Argumente« gehört.

4. Verzicht auf den Heiligenschein

Wenn die Apo-Generation die Probleme *der* Jugend in *ihre* Probleme *mit* der Jugend zurückübersetzt, kommt hinter dem Trennenden das Gemeinsame in den Blick. Beide entdecken dann, daß sie nicht nur ähnliche Motivationsstrukturen haben, sondern viele gemeinsame Beschädigungen, Enttäuschungen, Ängste, Hoffnungen – und auch gemeinsame Erfolge. (Oft bleiben uns die Niederlagen besser im Gedächtnis als die Erfolge.) Die Unterschiede müssen dann nicht unterdrückt werden. Sie verlieren den Charakter des Bedrohlichen und damit das Stigma der Krankheit. Sie führen zu Auseinandersetzungen, die Lernprozesse auf beiden Seiten nicht wie heute hemmen, sondern gerade freisetzen.

Wir Studentenbewegler neigen oft dazu, uns vor der heutigen Jugend so darzustellen, als ob wir 1968 den endgültigen Sprung in die politische und persönliche Emanzipation geschafft hätten und jetzt nur noch bruchlos fortsetzen müßten, was wir einmal so erfolgreich begonnen hatten. Daraus entwickelt sich die Haltung, wonach die Jugendlichen zwar dankbare Abnehmer der Früchte unserer Befreiung zu sein hätten, für unseren eigenen Emanzipationsprozeß aber überflüssig seien; den könnten wir schon alleine schaffen. So umgeben wir uns mit dem Heiligenschein einer großartigen Autonomie, der alle unsere Unsicherheiten überstrahlen soll. In Wirklichkeit haben wir doch eine ganze Reihe von Niederlagen und Rückschlägen einstecken müssen.

Wenn ich mit den 18- bis 25jährigen rede, merke ich oft, daß sie mehr Duldsamkeit für menschliche Schwächen haben als manche, die ich aus den Jahren der Studentenbewegung kenne. Sie können die eigene Verletzbarkeit leichter zugeben und eher bei anderen annehmen. Sie sind weder mit sich selbst noch mit den anderen so streng, wie man das uns Studentenbeweglern so lange eingebleut hat. Der Kult der eigenen Stärke, der uns oft so anzieht, findet bei ihnen wenige Anhänger. Diese Toleranz gegenüber Schwäche ist eine der produktivsten Auswirkungen jener Befreiungsversuche, die die Studentenbewegung einst in ersten Schritten begann. Mich hat die größere Verständnisbereitschaft der heutigen Jugendlichen bisweilen sehr irritiert. Trotzdem hat sie mich erleichtert.

Anmerkungen

1 »Rock me«, in: *Kursbuch 54*, 1978, S. 11.
2 »Versuch, die Krise der antiautoritären Bewegung wieder zur Sprache zu bringen«, in: *Kursbuch 48*, 1977, S. 16.
3 Hartung, »Über die langandauernde Jugend im linken Getto«, in: *Kursbuch 54*, 1978, S. 174 ff.
4 Hartung, ebd. S. 178.
5 Ebd. S. 188.
6 *Autonomie oder Getto*, Frankfurt 1978, S. 190.
7 *Neurose und Klassenkampf*, Reinbek bei Hamburg 1973, S. 328. Inzwischen erschien von A. Bruder-Bezzel und K. J. Bruder eine Kritik an der Theorie des neuen Sozialisationstyps, die sich an einigen Punkten mit meinen Einwänden deckt. (»Unter den Talaren, der Muff von 10 Jahren: Die Theorie vom neuen Sozialisationstyp«, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, Heft 3, 1979, S. 19 ff.)
8 *Narzißmus*, Frankfurt 1973.
9 *Pubertät und Narzißmus*, Frankfurt 1975.
10 Ebd. S. 109.
11 Ebd. S. 107.
12 »Von der Studentenrevolte zur Tendenzwende«, in: *Kursbuch 48*, 1977, S. 102 ff.
13 Vgl. W. I. Lenin, »Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus«, in: *Ausgewählte Werke*, Bd. 1, Berlin 1959, bes. S. 758 ff.
14 *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, GW V, S. 72.
15 »Narziß: Ein neuer Sozialisationstyp«, in: *Narziß: Ein neuer Sozialisationstypus?*, hrsg. v. Häsing/Stubenrauch/Ziehe, Weinheim 1979, S. 19 ff.
16 »Von der Schwierigkeit, Mathematik zu besetzen«, ebd. S. 42.
17 Ebd. S. 26.
18 Ziehe fühlt sich in der Gesellschaft der Narzißmus-Theoretiker nicht mehr wohl und fordert mit blauäugiger Entrüstung: »Die nicht mehr ganz so jungen Linken [welch gewundene Formulierung für eine alternde Generation!] . . . sollten gewahr werden, daß sie sich in der begrifflichen Erarbeitung der Sehnsucht nach Symbiose . . ., der idealisierenden Spiegelung [Merkmale des jugendlichen Narzißmus] brisanten Tiefendimensionen des eigenen arbeitsamen und damit irgendwie entsagungsreichen Lebens nähern. Sollte mancher von der Angst beschlichen werden, je älter er würde, desto weiter entferne er sich von den Regressionsmöglichkeiten in die narzißtischen Geborgenheiten, so lasse er dies bitteschön nicht an den Jüngeren aus« (»Warum sich mir die Feder sträubt«, in: *Ästhetik und Kommunikation 34*, 1978, S. 52).
Daß Ziehe diesem kritisierten Manöver selbst erlegen ist, indem er ganze Generationen von Jugendlichen als »gestört« einstufte, entgeht ihm. So beschwert er sich zu Unrecht über eine Gesellschaft, die er selbst mit offenen Armen eingeladen hatte. Außerdem wird unklar, warum Ziehe die Apo-Generation von der heutigen Jugend überhaupt abgrenzt, wenn er bei der ersten dieselben narzißtischen Tiefendimensionen vermutet.
19 K. M. Michel, »Jeder für sich. Sektiererisches über Individuum und Gemeinschaft«, in: *Kursbuch 55*, 1979, S. 56.

Mescalero
Memoiren eines im Amt ergrauten Stadtindianers oder: Versuch, eine Karriere in Nichts aufzulösen

Als ich einmal Staatsfeind Nr. 2 war . . . so trügerisch könnte eine Aneinanderreihung beispielhafter Anekdoten jener wilden Zeit beginnen, die Schilderung von Jagdszenen, verbunden mit pamphletistischen Ergüssen, Abrechnungen mit dem Staat, der Linken oder mit beiden; ein bißchen innerer Monolog, ein wenig Koketterie mit der Militanz; und eine späte Rache der hinteren Bank, ausgetragen mit scharfen Worten, gerichtet an alle Gegner von damals und heute. Aber diese Eröffnung verspräche zuviel: nämlich die Fortschreibung eines eher flüchtigen Moments von Revolte zur unerbittlichen Gegnerschaft, die Glorifizierung einer eher zufälligen Subversion zum strategischen Kalkül. Auch wenn manche Erwartungen nun enttäuscht sein mögen: was folgt, ist lediglich der bescheidene Versuch, mich daran zu erinnern, wie ich seinerzeit mit dieser unverhofften Karriere umgegangen bin und umgehen mußte, die ein Text aus meiner Feder und seine Kennzeichnung mit »Mescalero« gemacht haben.

1. Ein skatspielender Staatsfeind

Eigentlich handelt es sich ja gleich um mehrere Karrieren: die eines Nachrufs, die des gewählten Namens, einer Mentalität, eines Temperaments; die einer veröffentlichten inneren Regung, die zum geflügelten Wort avancierte. Mein Vergnügen besteht aber nun darin, mich nicht nur meiner damaligen Reaktionen, Haltungen, Stimmungen zu erinnern, sondern dies unter dem Eindruck eines sehr gebrochenen Verhältnisses zu tun, das ich längst zu dieser Karriere habe. Denn ich bin ja nicht mehr dieser Mescalero, der mir fast zur zweiten Haut geworden wäre; und ich bin auch nie bloß dieser Mescalero gewesen, der mir da immer wieder und allerorten ins Gesicht gesprungen ist. Diese nicht nur zeitliche Distanz zu jener anderen Zeit hat dabei gar nichts zu tun mit einer selbstkritischen Distanzierung oder ähnlichen autopädagogischen Anstrengungen, die manche sich erhoffen könnten; es besteht kein Anlaß zur Reue oder dazu, etwas zurückzunehmen. Die Distanz ergibt sich einfach daraus, daß ich ihrer müde geworden bin, dieser berühmten Rot-Haut: sie ist mir in dem Maße fremd geworden, in dem ich spüren mußte, daß sie meine schon längst nicht mehr war,

sondern eine transplantierte. Ich war Mescalero, dessen Gebaren, Attitüden, Einstellungen *von anderen* festgelegt und gemanagt wurden, und der mir folglich mit der Zeit entglitt. Wer möchte schon gerne als Zeichen durch die Gegend schwirren. Und sehr schnell ist ja Mescalero zu einem Zeichen geworden, indem sich alle möglichen politischen, soziologischen oder psycho-pädagogischen Kirchen und andere Moralanstalten seiner annahmen und in der Produktion von Platitüden große Einigkeit demonstrierten. Mescalero: das war »die« junge Generation, »die« Subkultur, das waren wenigstens »die« Spontis. Mit etwas nachgetragener Bosheit kann ich – jedenfalls, was mich, meine Mentalität oder Herkunft betrifft – heute sagen, daß diesen Platitüden das eine gefehlt hat, um als die Analysen ernstgenommen zu werden, für die sie sich ausgaben: eine auch nur annähernd intime Kenntnis über IHN.

Das Unwohlsein darüber, nicht wirklich vorhandenes Objekt von Theoriebildungsprozessen zu sein, dem von diversen Onomanten und Bibliomanten Eigenschaften zugeschrieben werden, und der von ihnen in Charakterschubladen gesteckt wird, setzte ein, als es mit der Karriere so recht losging. Vielleicht bestand auch der ganze Zauber nur darin, daß ich, der anonyme Berühmte, für etwas ganz anderes geradezustehen hatte: ein Prügelknabe für verschiedenste Vor- und Fehlurteile. Jedenfalls wich eine erste Bestürzung über die Maschinerie der Worte, die durch den *Nachruf* in Szene und in Gang gesetzt wurde, bald einer gewissen Begeisterung, einmal Dreh-, Angel- und Fixpunkt einer allerorten zu beobachtenden Bewegung zu sein. Furcht und Narzißmus wären brauchbare Begriffe für meine damaligen Stimmungen, wenn sie nicht durch eben jene Spekulationsübungen besetzt wären, die unter anderem mich zum Anlaß nahmen, um einen »neuen Sozialisationstyp« oder ähnliche Ungeheuer hervorzubringen.

Doch wich auch die Begeisterung sehr schnell der alltäglich werdenden Routine im Umgang mit dem Ruhm, und auch das Indianerspiel verlor seine Reize, weil es sich im Ritual der Wiederholungen erschöpfte. Dieser Simulationsübung folgte dann im »Deutschen Herbst« ein Rumpelstilzchen-Vergnügen, das darin bestand, unerkannt zu bleiben und zugleich aus nächster Nähe all jene Prozeduren zu beobachten, die aus mir nacheinander ein armes, theoriefeindliches Würstchen, einen Feigling, einen Terrorsympathisanten machten, der vielleicht schon morgen zum Schießeisen greifen könnte, um seiner nur mühsam zurückgehaltenen Mordlust endlich nachzugeben; oder das bedauernswerte Opfer einer vaterarmen Erziehung in einem bürgerlichen Elternhaus; oder Statthalter einer ganz anderen Absicht, die darauf aus ist, die Arbeiterbewegung zu knebeln und das Grundgesetz einzuschränken; oder das Musterexemplar eines Alternativjünglings, der tief unten in der feuchtwarmen Enge einer »zweiten Kultur« haust, um nur alle paar Jahre mal an die Oberfläche der gesellschaftlichen Realität zu

kommen; oder ein versponnener Träumer, geblendet vom täglichen Tanz um die hellen Sonnen des Wahnsinns . . . ja, ja – nein, nein: all das war ich nun mal nicht, war aber auch nicht stets das Andere . . . war während jener Zeit braver Insasse einer Schlafsiedlung, der niemandem unangenehm auffiel, war biederer Hundeliebhaber und Waldgänger, verzweifelter Schuldner vieler Gläubiger, Sammler und Händler von Trödel und Nippes, Skatspieler, Fernseher, durch und durch mitten drin und nicht alternativ, eingesessen, gut genährt und Mitglied eines politischen Männerstammtisches, der seine windigen Zelte an einer starken Neigung zur Trunksucht aufgeschlagen hatte . . . und all das ist weder besonders lustig noch besonders subversiv, aber auch nicht zum Heulen . . .

Einige Ereignisse aber, in die ich verwickelt war, bleiben verwegen schön, und diese Momente einer außergewöhnlichen Erregung verdichten sich in der Erinnerung eben zu »meiner« Karriere. Mit dem letzten wohlüberlegten Versuch schließlich, sich im »Deutschen Herbst« den Mut nicht verschlagen zu lassen und den Traumata des Schleyer-Mordes, jenen von Mogadishu und Stammheim zu entrinnen, endete dann auch schon diese steile Karriere als Verfasser eines »sehr bedeutenden« Nachrufs.

Was nun kam, war Konkurs-Verwaltung und mußte erst erlernt werden. Während sich der Ruhm noch überall auf einer gewissen Höhe hielt (nur nicht in meiner unmittelbaren Umgebung) und – etwas verspätet – in Tunix abermals kulminierte, waren bereits viele Sympathien verspielt, meine politische Bezugsgruppe zerfallen. Vom Höhepunkt dieser Karriere wieder in die Bedeutungslosigkeit herabzurutschen, in eine Wirklichkeit, die ich zunächst nicht wahrhaben wollte, dieser »Sturz« war nur mit Selbstbescheidung aufzufangen. Ein Rückzug, der als Resignation ausgelegt wurde; ein Verstummen, das als Ratlosigkeit galt. Viel zu tun, war nicht mehr möglich, schon deshalb nicht, weil mein (unser) Bezugs- und Kritikobjekt, der Terrorismus, erledigt zu sein schien. Aber eines war keinesfalls mehr möglich: eine Rückkehr in die alte Welt der Identifikationen, als wäre nichts gewesen. Eine Rückkehr in die alltägliche Polit-Geschäftigkeit – sie war versperrt.

Ich wollte und konnte nicht Dauerinterpret und Deuter meiner eigenen Erfahrungen sein. Natürlich verhinderte die wohltuende Ruhe, die der selbstgewählten Enthaltung entsprang, nicht eine gewisse Nostalgie in der Erinnerung an eine auch schöne Zeit. Aber diese Ruhe befähigt mich zumindest heute, »Mescalero« als meinen Astralkörper zu bezeichnen, der gottseidank nur hin und wieder noch durch die Gegend spukt. Und da ich nun weiß, wann es Zeit ist, vielleicht einmal wieder hervorzukommen, da ich die Orte und Einsätze des Spiels mit den Worten und ihren Bedeutungen kennengelernt habe, braucht Mescaleros Karriere nicht zur Einmaligkeit verdammt zu sein, selbst wenn sie sich nicht reproduzieren läßt.

Mescalero – mag sein, daß sich der Ruhm dieses Namens nur seinem wohltemperierten Klang verdankt. Oder auch einer Magie der Buchstaben, die die Tür aufstößt zu einer Kammer voller Deutungen, Interpretationen, Rückschlüsse. Jedenfalls: der insgeheimen Verführung, sich in dieser Kammer unter den ausgelegten Waren nach Belieben zu bedienen, sind alle erlegen, die Mescaleros Karriere fördern halfen. Kaum eine schlechte Eigenschaft, die ihm nicht zugeschrieben wurde; kaum eine »wissenschaftliche« These über den Geisteszustand der jungen Generation, in der er nicht stellvertretend umhergeisterte. Und selten zuvor hat sich eine »Staatsaffaire« so schön als Hokuspokus der großen Worte präsentiert, hat die Wahrsagerei aus Texten und Namen sich derart als öffentlicher Spuk demaskiert.

Diesem Spuk verdanke ich rein gar nichts. Er hat mein Leben nicht verändert, mir keine müde Mark und keine Position eingebracht. Eine Karriere ohne Bonus und ohne den Zwang zur Anpassung, im übrigen eine, die keine mehr ist. Und eine, die gemacht zu haben ich nicht einmal mir selbst zuschreiben kann, sondern die ich jenen verdanke, die mich in der Luft zerreißen wollten.

Karriere machen: das setzt, denke ich, einen Willen, das Streben des Aufsteigers voraus, das sich freilich in aller Regel zu tarnen weiß. Niemand kann behaupten, ohne eigenes Verschulden in die Spitze einer Partei oder einer Bestseller-Liste vorgestoßen zu sein. Meine Karriere, die von Mescalero, aber lag nicht in meiner Hand. Mein guter schlechter Ruf wurde mir durch andere, durch höhere Kräfte zuteil. Durch Obere. Mescaleros Karriere ist eine Fremdbild-Fabrikation. Mir blieb – aus der Namenlosigkeit plötzlich herausgerissen und in ein öffentliches Blendlicht gezerrt – nur zu tun übrig, was andere nicht bereits getan hatten und auch gar nicht tun konnten: eine Auflösung dieser gnadenlosen Laufbahn zu finden.

Im Gewimmel der vielen kleinen, unwichtigen, langweiligen und durchaus überflüssigen Texte, die in der Universität von Hand zu Hand und von Papierkorb zu Papierkorb gereicht werden, geht der einzelne Artikel oder das einzelne Flugblatt völlig auf – und unter. Und dies ist Moment einer beinahe verzweifelten Produktion, die stolz »Gegenöffentlichkeit« genannt wurde. Diesen Text hat Karl geschrieben und jenen Karla, beide sind selbstredend Mitglieder eines politischen Vereins und sind als solche im politischen Familienkreis bekannt; sie leihen ihre Namen, zeichnen verantwortlich und damit hat es sich. Text plus Name oder Gruppe als Identifikationsmerkmal reihen sich in die unendliche Serie ähnlicher Texte ein; die Bäume und der Wald verschwimmen zur grauen Masse einer »Info-Kultur«.

Nicht anders kam auch der berühmt-berüchtigte »Buback-Nachruf« zustande. Und die Wahrheit, die seine Gegner nie lesen wollten, lautet: der Buback-Nachruf wurde eher »hingeschrieben« als auf die Legasthenie der Medien und der Politiker hin berechnet. Und warum der Text mit »Ein Göttinger Mescalero« unterschrieben war? Weil die im Nachruf vorgetragenen Ansichten auf mehr als nur meinen unbedeutenden Namen verweisen sollten. Weil wir hofften, Mescaleros werde es auch andernorts, in Hamburg, München, Berlin geben. Die Beschwörung einer Stadtindianer-Bewegung durch die Nennung des Namens »Mescalero« war der Punkt unter eine Diskussion, zu der die Argumente des Nachrufs einladen wollten.
Zunächst aber lockte nicht der schöne Name, sondern die Wahl der Worte die berufsmäßigen Meinungsmacher auf den Plan. Sie schlossen von der »klammheimlichen Freude« nicht nur blitzschnell auf die Existenz eines authentischen, sozusagen von langer Hand hervorgezwungenen Gefühls: sie schlossen auf ungesunde Geisteszustände im studentischen Milieu überhaupt. Das erbarmungslose Trommelfeuer dieser Leute war eine Kriegserklärung. Ein Krieg der Worte, und mein einziger Schutz dagegen war zunächst, gottseidank, die »feige« Wahl eben jenes Namens. Wie hätte ich sonst weiterleben sollen bei all den Tötungsvokabeln, die fortan den Angriff bestimmten. Mescalero wurde zum Urheber eines pathologischen Jargons erklärt. Die (liberale!) *Frankfurter Rundschau* nannte ihn einen »linken Faschisten«. Und wie sie alle so ihre mächtigen Geschütze abfeuerten auf meinen Kopf, da blieb mir nichts anderes übrig, als mich zu ducken und schließlich froh zu sein, daß ich ihn auf dem Hals behalten konnte.
Der Name war gemacht, die Worte waren eingesetzt; der Nachruf wurde unendlich oft gedruckt, die Karriere der Argumente nahm ihren Lauf. Sie erreichte den ersten Höhepunkt in den täglichen Meldungen und Kommentaren in Presse und Funk, in einer hitzigen Landtagsdebatte. Niemand vermochte bald mehr zu sagen, ob sie alle – die Politiker, Staatsanwälte, Reporter und Schnüffler – über den Campus schlichen, weil dort die Hölle los war, oder ob die Hölle nur deshalb los war, weil sie eben dort ihren traurigen Pflichten nachgingen und nicht woanders.
Manche pirschten sich bis ins Innere der simulierten Bewegung hinein. Wer sich eine Feder ins Haar steckt und kräftig »Hough« sagt, der darf sich nicht wundern, wenn er auch das Fernsehen auf den Hals bekommt. Ein Herr, Reporter eines südwestlichen Nachrichtenmagazins, war gerade aus dem afrikanischen Dschungel gekommen und wollte sich nun in ein neues Abenteuer stürzen. Er hatte sich seine Lederjacke übergeworfen und die verwaschene Jeans angezogen, gab sich ganz leger und lockte mit den tollsten Versprechungen: er wollte die Göttinger Stadtindianer endlich einmal unvoreingenommen und authentisch in Bild und Szene setzen. Da er für den authentischen Auftritt der Stadtindianer aber keinen Pfennig bezah-

len wollte, blieb unser Reporter auf seiner Unvoreingenommenheit ohne uns sitzen. Sein Soloauftritt im Fernsehstudio, den er im blütenweißen Anzug bestritt, endete mit einem verständnislosen Kopfschütteln über das intellektuelle Chaotentum des akademischen Nachwuchses.
Da sie fast alle so unvoreingenommen waren, konnten die ersten Lektionen im Umgang mit den Medien, die den Ruhm überhaupt erst ermöglichen, schnell gelernt werden: sie bringen dich entweder zum Schweigen oder zwingen dich dazu, genau die Antworten zu geben, die in den Fragen und im Arrangement der Mikrofone, Kameras und Scheinwerfer bereits angelegt sind. Und selbst der spontane Ausdruck ohnmächtiger Wut, der Ausruf »Ach Scheiße«, mit dem ein Fernsehstatement mittendrin zum vorzeitigen Ende gebracht wurde, geriet diesen Herrschaften noch zum ersehnten Indiz dafür, daß »diese ausgeflippten Figuren« einen einmal angefangenen deutschen Satz nicht vollständig aufsagen können: Subjekt, Prädikat, Objekt.
Während so nach Belieben öffentliche Bilder produziert wurden, drückte ich mich inmitten der Massenaufläufe auf dem Campus herum. Auch die linken Priester ergingen sich daselbst nur in wüsten Einschätzungen, die regelmäßig in einer Verachtung des Nachrufs und seines Verfassers mündeten. Sie waren ganz von der Frage hin- und hergerissen, ob sich der Göttinger Asta nun zu distanzieren habe oder nicht. In ihren Reden und Artikeln entwickelten sie eine erstaunliche Vielfalt kleiner Demütigungen, die häufig einen gewissen Neid darüber verbergen wollten, daß im steten Kräftemessen all der bedeutungsschwangeren, sinnstiftenden und richtungsweisenden Papiere aus ihrer Feder noch keines ein solches Furore gemacht hatte. Diese Prediger einer verheißungsvollen Zukunft hatten sich auf eine große Pose eingelassen: dieses Gekleckse eines unbedarften Spontis wäre besser nicht geschrieben worden, denn, bedeutungslos für die Linke, diene es doch nur der Rechten.
Die Folge davon: nun durfte ich neben der rechten Faust auch noch die linke in der Tasche ballen. Denn für »bedeutungslos« erklärt zu werden, das hieß soviel wie: es ist schnurzegal, ob du da bist oder nicht. Und dieses Gefühl, das sie mir suggerieren wollten, ist nun wirklich etwas völlig anderes, als wenn man selbst versucht, sich nicht so wichtig zu nehmen. Auch die seriöse Linke hat versucht, Mescalero zu töten. Die Karriere bestand also im Verstummen, im Verlust eines jeden Ortes, von dem aus eine Antwort möglich gewesen wäre. Und der Ärger, zum Schweigen gebracht worden zu sein, wo doch alle Welt über mich redete, wurde auch dadurch nicht gelindert, daß es ein schöner und heißer Sommer war.
In diesem Sommer konnte ich nur in dritter Person leben, politisch überleben. Das hatte Nachteile, das hatte Vorteile. Während mein Mescalero im Höhenflug dahinrauschen mußte, konnte ich mich frei bewegen. Oft wurde ich bei auswärtigen Veranstaltungen gefragt, wie es IHM denn jetzt gehe,

diesem armen Anonymus. Und wenn diese Frage in einer Wirtschaft fiel und nicht während der Tortur eines teach-ins, dann sagte ich meist: »Ach, es geht ihm, glaube ich, ganz gut, er wird's schon überstehen«; und ich war sehr stolz, daß ich mit manch persönlichen Kenntnissen über den berühmten Mann aufwarten und mit Intimitäten aus der Giftküche eine Runde unterhalten konnte. Stets nahm ich dann dankbar Grüße an ihn entgegen und versprach, sie baldmöglichst auszurichten. So gut befreundet zu sein mit einer prominenten Person, trug nicht wenig zur Wiederherstellung meines lädierten Selbstbewußtseins bei. Es machte mir auch weiter kein Kopfzerbrechen, daß sich bereits Anekdoten aus Dichtung und Wahrheit über ihn im Umlauf befanden, denen ich unterwegs begegnete. Ganz von alleine war aus »einem Göttinger Mescalero« bald »der Mescalero« schlechthin geworden. Und diese kleine sprachliche Transformation war es, die zum Stoff für die Bildung eines politischen Mythos wurde.
Ungeachtet der Legendenbildung half ich im Sommer mit, zu Ehren des Asta einen Kongreß zu organisieren. Und als sich die Demonstration vom Campus weg in die Innenstadt wälzte, da genoß ich den erhebenden Moment, in einem Fenster zu stehen, die Massen unter mir vorbeiziehen zu lassen und ihnen zuzuwinken. Zwar war ich sicher, daß ihr Erscheinen nicht gerade jener Figur im Fenster galt, zu der sie fröhlich hinaufsahen, wohl aber dem großen Unbekannten in mir. Als ich schließlich auf diesem Kongreß zum ersten Mal eine mächtige Fürsprache vernahm, die sich auf die Argumente des Nachrufs einließ und ihn nicht lediglich als willkommenen Anlaß für die staatliche Einschränkung von Meinungs- und Publikationsfreiheit abtat, da war ich so dankbar für dieses Mindestmaß an Wohlsinn, daß ich die Schmähungen der Wochen davor glatt vergaß. Und vor lauter Freude betätigte ich mich die ganze Nacht als Mundschenk und hätte am liebsten Freund und Feind unter Alkohol gesetzt.

»Heute abend, ich komme müde und kaputt von der Arbeit, wieder mal ein Tag, an dem ich ziemlich gebückt gegangen bin, mir in kleinsten Dingen der Mut fehlte, ich viele faule Kompromisse eingegangen bin, finde ich in meiner Tasche ein einige Tage altes Flugblatt mit dem vollständig abgedruckten Nachruf auf Buback. Ich habe vor Freude geheult, das kommt manchmal – selten – vor. Sehr ähnlich war bei mir damals die Reaktion. Ich stand ziemlich allein damit, hab meinen Mund gehalten. Jetzt, Wochen später, lese ich das und flippe schier aus vor lauter Freude. Es gibt Leute, die sich trauen, das genauso zu schreiben, wie sie fühlen und denken, einfach so. Du, Mensch, wenn du wüßtest, wie dringend ich das brauche, um nicht vor die Hunde zu gehen. Und wenn's nur ein paar Stunden (Tage?) anhält, daß ich freier atmen kann, ich wieder Leben in mir fühle, spüre, daß meine Hoffnungen keine utopischen sind, was mir immer wieder alle einreden wollen. Du, ich weiß nicht, welche Folgen dein Mut hat (ich bin meistens abends zu müde, um noch was zu lesen), aber wenn du manchmal Schiß hast, für mich war's sehr wichtig, deinen Artikel zu lesen.«
(Anna. Persönliche Zuschrift einer unbekannten Verfasserin am 7. Juni 1977)

In der Zeit nach dem Kongreß überwogen nun die Stereotypen des Guten, des schlitzohrigen Subversiven jene des Bösen, die bis dahin vorgeherrscht

hatten. Sie waren mir jedenfalls angenehmer. Doch wurde mir diese Freude nicht lange und nicht ungemischt zuteil. Denn im Sommer, als Jürgen Ponto ermordet wurde, hatten sich einige Professoren durch die von ihnen verantwortete erneute Herausgabe des Nachrufs der ganzen Angelegenheit angenommen, die fortan »Mescalero-Affaire« hieß.

Zunächst war ich ganz froh, daß andere Prügelknaben gefunden waren. Ihr breiter professoraler Rücken verschaffte mir eine willkommene Atem- und Denkpause. In aller Ruhe konnte ich die täglichen Zeitungsausschnitte sammeln und in einem dicken Ordner verschwinden lassen. Wenn es einmal nichts zum Ausschneiden gab, war ich enttäuscht und fragte mich besorgt, ob die Wachsamkeit der Leitartikler, Kommentatoren und Ideologie-Polizisten nun etwa schon nachlassen würde. Immerhin hatten sie sich ja zum Ziel gesetzt, den von ihnen mit viel Liebe zusammengepanschten Sympathisantensumpf trockenzulegen. Diese nicht gerade bescheidene Absicht wäre doch, so sagte ich mir, noch immer ein paar Zeilen mehr wert gewesen.

Aber die meisten Professoren, die sich so fest um die Herausgabe des Nachrufs zusammengefunden hatten, vermochten nicht, das Ereignis und seine Folgen nun auch als ihre Affaire zu betrachten. Und indem sich viele von ihnen vorsichtig erläuternd, interpretierend und mit dem Grundgesetz in der Hand aus der Schußlinie zu bringen trachteten, geriet ich unversehens wieder hinein: als Sprachrohr einer jugendlichen »Mentalität«, als feinstoffliche Hülle, als Gegenstand wissenschaftlicher Analysen. Am Ende dieses Interpretationskrieges schwirrte ich nur noch als Markenzeichen umher. Die Maschinerie der Worte tönte lauter denn je, und jeden Morgen beim Frühstück durfte ich dann wieder jene publizistischen Prozeduren beobachten, die aus mir ein widerspruchsfreies factum brutum machten: ideologisch verrannt und aus einem Guß.

»Ich bitte den Studenten, der mit ›ein Mescalero‹ den sogenannten Buback-Nachruf unterzeichnet hat, seinen Namen zu nennen und sich dem Gericht zu stellen. Die Mescaleros waren einer der östlichen Apachenstämme im Südwesten der Vereinigten Staaten von Amerika. Ihr Name steht im Zusammenhang mit dem für Kultzwecke benutzten pflanzlichen Rauschgift Mescalin. Sollten rauschgiftartige Gedanken den Schreiber des Buback-Nachrufs beeinflußt haben? Ich finde sein Verhalten, andere Menschen statt seiner vor Gericht stellen zu lassen, unreif und unwürdig. Ich bin in dem Alter, in dem ich seine Großmutter sein könnte. Ich würde mich schämen, einen Enkel zu haben, der sich ›klammheimlich‹ seiner Verantwortung entzieht. Ich würde mich freuen, wenn der inzwischen wahrscheinlich reifer gewordene junge Mann sich zu seinen Äußerungen bekennt. Ich weiß, es gehört für ihn sehr viel Mut dazu. Aber er würde eher der Achtung seiner Mitmenschen sicher sein, als er es jetzt ist.« (L. M. Vogt, Leserin des hiesigen Tagesblattes in einem veröffentlichten Leserbrief vom 17. März 1978, einem Tag des Prozesses gegen die Asta-Leute, die wegen der Herausgabe des Nachrufs dingfest gemacht werden konnten.)

Der Mescalero, der durch die Medien geisterte: in welch absurdem Mißverhältnis stand dieser Mescalero zu meinem persönlichen Leben! Der Mescalero, Satan und krankes Hirn, der mir da täglich ins Gesicht sprang, war ein

Wechselbalg, von bösen Buben gestohlen und völlig entstellt und potthäßlich zurückgebracht. Je größer dieser Widerspruch zwischen dem Fremdbild und *meinem* Mescalero wurde, desto klarer wurde mir, daß sein Ende nun eine beschlossene Sache sein mußte. Und doch mußte es auch aufgeschoben werden, denn nichts wäre fataler gewesen als ein ganz ruhmloses Ende im »Deutschen Herbst«. So wurde eine Antwort auf den Nachruf und seine Folgen verfaßt, das sogenannte Schleyer-Flugblatt. Die öffentlichen Reaktionen darauf waren vorhergesagt, und diese Vorhersagen traten pünktlich ein: noch einmal wurden all die bösen Bilder abgezogen. Dieser letzte Versuch, sich in der staatlich verordneten Stille die Sprache nicht verschlagen zu lassen, löste nicht nur bei Staatsanwaltschaft und Kultusbürokratie panische Reaktionen aus. Auch die Göttinger Linke wußte auf die Amtsenthebung des Asta, die eine dieser Reaktionen war, keine andere Antwort als die Bildung einer breiten Einheitsfront – gegen den unverantwortlichen Mescalero, für einen anderen Asta –, die dann auch schnurstracks zu einer »ehrlichen und sauberen« Politik zurückkehrte.

Aber die Anstrengungen der ehrlichen Sozialisten und Kommunisten, die Mescalero-Mentalität zu isolieren, machten mir schon gar nichts mehr aus. Sozialismus – das hätte mir zu jener Zeit gerade noch gefehlt! Hatten doch beinahe alle sozialistischen Postillen bereits geharnischt bekundet, daß die Arbeiterklasse und ihre Organisationen mich und meine Verirrungen nicht leiden können. Und kein sozialistischer Bürovorsteher war zu sehen, der »seine Proleten« nicht mit mahnend-drohendem Zeigefinger zu Wort kommen ließ. Nein – in dieser Einheitsfront schien kein Fluchtweg offen zu liegen.

Der Fluchtweg konnte eben nur im allmählichen Verstummen gefunden werden, in einem Rückgang auf Null, der auf das Nutzungsrecht eines privilegierten Redeortes fortan verzichtete. Der Ruhm durfte nicht weiter gepflegt werden, denn er bedeutete bereits zuviel. Und die Auflösung der Affaire konnte nur darin liegen, nichts mehr zu bedeuten.

Aber wenn man einmal emporgeschaukelt worden ist, dann ist es schwer, wieder herabzugelangen. So schnell wie sie gekommen war, ließ mich die »Popularität« nicht los. Der Verlust beinahe jeglicher Sympathien in meiner unmittelbaren Umgebung (»du hast uns um den Asta gebracht«) verleitete mich noch einmal dazu, die Höhepunkte einer neuen Reise- und Veranstaltungswelle auszukosten. Zwar war es nicht immer einfach, auf den vielen Veranstaltungen etwas Neues zu sagen, zumal dann nicht, wenn man keine Botschaften verkünden wollte. Aber das Gefühl, immer noch gefragt zu sein, auch wenn diese Nachfrage oft allein einer bloßen körperlichen Anwesenheit galt, dieses Gefühl überwog noch den Entschluß, endlich aufzuhören. In Tunix konnte ich es noch einmal voll auskosten.

Als anonyme prominente Person des nichtöffentlichen Lebens hatte ich

mich (zusammen mit den noch verbliebenen Freunden vom Männerstammtisch) dazu entschlossen, jene prominente Persönlichkeit des öffentlichen Lebens zu treffen, die mit ihrer »These von den zwei Kulturen« in der Diskussion um die Mescalero-Affaire einige Beachtung gefunden hatte.

»Ich war immer davon überzeugt, daß man diese Leute in der Isolation ihrer politischen Phantasmen nicht allein lassen soll. Sie leben in einer eigenartigen Kultur der Politik, und selbst, wenn nur jeder Fünfte so dächte wie dieser Berliner Senator, dürfte es doch der großen argumentativen Anstrengung wert sein, die erforderlich ist, um eine Brücke der Verständigung zu ihnen zu schlagen.«

Und tatsächlich hatten die Kontaktbemühungen Erfolg. Als am Tag vor Tunix das Faktotum des Senators an der Telefonstrippe war, um die Vertreter der »zweiten Kultur« abends ins Wissenschaftsministerium einzuladen, saß ein Mescalero zwar gerade unter einer ganz anderen Strippe, nämlich der des Donnerbalkens einer Wohngemeinschaft, und es stank bei diesem Telefongespräch infolgedessen erbärmlich – aber die ersten Kontakte zwischen zwei so verschiedenen Kulturen finden nicht immer in einem würdigen Rahmen statt. Als wir den Senator dann in seiner anderen Kultur aufsuchten, erhielt er ein Hackebeilchen und die Versicherung zum Geschenk, mit den Stadtindianern jederzeit zu einem Grundkonsens gelangen zu können. Und der vom Senator kredenzte Sherry erwies sich als vorzügliches Mittel, den Indianern die Zunge zu lösen. Danach ging jeder seinen Weg. Der Senator mußte seine einmal begonnene Karriere fortsetzen, und ich mußte mich darum kümmern, daß meine endlich vorüberging.
Ein Interview in den Redaktionsräumen der Zeitschrift *konkret*. Auch dieses Interview brachte die Auflösung der Affaire nicht zuwege. Die verzweifelten Versuche, sich den bohrenden Fragen der gestandenen Genossen nach dem Sinn unserer wildwuchernden Spontaneität zu entziehen, brachten nur ein neues Bild. Das *konkret*-Foto: vier Gestalten sitzen vor einem leeren Kasten Bier. Ein zu Beginn des Interviews noch anwesender Vielschreiber der Zeitschrift – einer, der seinem guten Ruf aus früheren Apo-Tagen unbedingt treu bleiben wollte – ist schnell noch aus dem Bild gewischt. Wen wundert's? Er mochte mit der Viererbande nicht öffentlich gesehen werden, die Leser hätten *ihn* am Ende für den Mescalero gehalten. So also schleppte sich der Ruhm als Nachruhm fort, erzeugte noch einen Kommentar, noch eine Geringschätzung und immer wieder einen neuen Besserwisser.
Nur einer hat an dem *konkret*-Foto seine Freude gehabt: der Staatsanwalt. Nun waren es endlich nur noch vier Indianer, die als Urheber all der Pietätlosigkeiten, Verunglimpfungen und Aufwiegeleien in Frage kamen. Und als ich inmitten der anderen Verdächtigen im Gerichtssaal saß, als Zuschauer »meines« Prozesses, da konnte ich beobachten, wie er immer aufs neue auf das Foto sah und dann zu uns herüber und wohl im stillen

hoffte, der Staatsfeind Nummer 2 möge sich durch einen vielsagenden Blick verraten. Aber er verriet sich nicht. Und so endete – so schlaff und etwas traurig wie dieses juristische Spektakel (im übrigen erwies sich die Justiz als der geringste aller Schrecken) – auch der allerletzte Akt: ein dritter Anti-Repressionskongreß in Göttingen anläßlich des Prozesses. Noch einmal waren sie alle zusammengekommen, die Akteure dieser Affaire. Bedrängte Professoren, die Für- und Gegenredner, in- und ausländische Reporter und im Amt ergraute Indianer. Und als sie da in ihren Stühlen saßen, um miteinander zu diskutieren, da schienen sie alle etwas müde zu sein und zankten sich nur so noch ein bißchen, weil Zanken eben dazugehört.

»Im März letzten Jahres da haben wir im Asta angefangen und uns zuerst einmal tüchtig eingearbeitet. Dabei haben wir unsere klare Linie verloren. Wir haben zwar überall nach ihr gesucht, aber selbst im Asta-Keller war sie nicht mehr zu finden. Da haben wir gedacht: ›macht nix, nun muß es eben ohne gehen‹. – Gottseidank haben dann gleich im April die bösen Mordbuben den Buback umgelegt. Da haben wir schnell einen Nachruf geschrieben und uns gedacht: ›so, das dürfte wohl vorerst reichen, alles andere läuft jetzt von selbst‹. Und so ist es ja dann auch gekommen.

Wir haben dann nix mehr getan, sondern uns eine Menge occitanischen Rotwein kommen lassen. Da ging es aber lustig her im Asta!

Im Sommer haben wir dann noch mehrere Feste organisiert, das war eine Heidenarbeit, aber es wurde von den anderen schon nicht mehr richtig aufgenommen. Danach haben wir den Keller entrümpelt, so findet der Juso jetzt einen wirklich schön aufgeräumten Keller vor, da kann er sich's während seiner Amtszeit gemütlich machen und von der Doppelstrategie träumen. In den Semesterferien haben wir dann noch mit einer Bande trommelnder Neger aus Ghana Kontakt aufgenommen und ein Konzert veranstaltet.

Dann haben die Mordbuben sich den Schleyer gegriffen und wir haben das Schleyer-Flugblatt geschrieben. Da hat es aber was gegeben! Da haben wir gedacht: ›jetzt aber nix wie weg!‹ – und weg sind wir gewesen. Aber auch wieder nicht weg. Doch das hat kaum noch einer verstanden.

Insgesamt gesehen haben wir alles richtig gemacht und das meiste verkehrt, aber darüber wird ein Höherer entscheiden.« (Rechenschaftsbericht der BUF-Fraktion im Asta zu Ende der Legislaturperiode '77/78 vom 9. Februar 1978)

Sah es so aus, das ständig verhinderte Ende? Ich habe es vergessen, es ist schon so lange her. Wenn es mir jedoch gelänge, diese Karriere, die längst keine mehr ist, in ein Lachen hinein aufzulösen, weil die Großartigkeit dieser ganzen Inszenierung in einem lächerlichen Verhältnis zu meiner wirklichen Existenz stand, dann wäre das Ende nicht schrecklich, sondern mit Vergnügen gefunden. Und es wäre eine Widmung gefunden, denn was sind »Memoiren« ohne eine anständige Widmung. Ich widme sie der unbekannten Briefschreiberin Anne und der gewaltigen Stimme aus London, die für all die vielen genannt werden sollen, die mir damals (auch kritisch) den Rücken gestärkt haben; und ich widme sie einem immer noch vom Staatsdienst suspendierten Freund in Hannover. Aber schließlich auch allen, die, wenn auch erst nach und nach, in mein Lachen einfallen wollen. Und damit Punkt und Schluß.

Hans Reinhardt / Jürgen Rudolph
Stationen einer Suchtkarriere

»Berlin – ekelhafte Stadt. Keiner glaubt einem was!« (Cagliostro)
»Wir sind am Ende und machen weiter!« (›Oktoberdruck‹, Westberlin)

Für Ella-Philine, Tomas Molnar, Henri

Eingemeindet, ausgemeindet zwischen dem karolingischen Rest und dem ottonischen Zusatz blüht die Kaverne Westberlin: Orchidee, Sumpfblüte, Salatkopf. Ein Hort und Port von Freiheit und Kapital, Sucht und Suff, Theorie und Resignation. Die Ratschläge, es sich hier einzurichten, sind aus Porzellan, sehen wie Wandschmuck aus: Nicht flüchten, sondern standhalten! Das Unerträgliche ertragen! Den Kampf gegen die bestehenden Verhältnisse aufnehmen! Wir verfolgen den Klassenkampf aufmerksam – und nehmen zur Kenntnis, was er kostet. Therapien aller Art schlagen die Schneisen zum Königsweg des flexiblen Charakters, dieser berüchtigten freiheitlichen Figur, der Liebe und Arbeit in den Schoß fallen. Reif werden, gesund und erwachsen oder die allseitig entfaltete sozialistische Persönlichkeit, alles Modalitäten ein und desselben idealtypischen Imperativs: Werde glücklich – happiness and mainstream! Sollte jemand trotz des Wandschmucks bei ausgestreckter Hand verhungern, so muß er der verdächtig hohen Wachstumsrate der sozialreformerischen Maßnahmen davongelaufen sein, oder er hat einfach seine Existenz zu Ende gebracht, fahrlässig natürlich und unbedacht. Mit rechten Dingen jedenfalls kann es dabei nicht zugegangen sein. Von einer solchen Karriere wird hier erzählt. Momentaufnahmen aus der Lebensgeschichte eines Freundes. Die Geschichte ist authentisch, zusammengesetzt aus den Partikeln einer Realität, die sich für einige nicht mehr produktiv bewohnen läßt, es sei denn in der monadischen Form von Selbstzerstörung. Die theoretischen Splitter wie das manchmal analysierende Kalkül der Sprache sind Krücken des Versuchs, Begriffe von einem »Vorgang« zu erhalten, dem wir selber nicht nur als Zuschauer begegnet sind. Die gewählte Art der Darstellung soll zu den Einbahnstraßen Distanz schaffen, in denen sich unser Freund bewegte und in denen letztlich auch wir uns bewegen; ein Stück Trauerarbeit auch und ein literatürlicher Text, wie der Markt neuerdings weiß. Stationen einer Sucht-Karriere, undeutliche Bilder zum Teil, die Wirklichkeit durch Milchglas betrachtet.

Aus einem Freund ein paar Seiten Papier, aus einem lebendigen Menschen eine geschriebene Figur zu machen, erfordert Diskretion. Schutz der Per-

son. Waren wir diskret genug? Oder haben wir ihm, unter der Hand und gegen alle Absicht, Gewalt angetan; uns in sein Leben eingenistet, uns an seiner Karriere bereichert? Haben auch wir den Verletzten verletzt? Wir haben uns während der Niederschrift bei unserem wehrlosen Protagonisten oft entschuldigt.
Unser zu einer Figur beförderter Freund hat uns beim Schreiben über die Schulter geschaut. Aber nicht nur er allein kam auf diese Weise zu Wort. Da wir Gründe haben anzunehmen, daß Sucht eine der zentralsten Erfahrungen hiesigen Lebens ist, und weil wir die Vernichtungsrate bestimmter szenischer Distrikte Westberlins kennen, glauben wir, im verschwommenen Bild des Freundes Andreas einige prototypische Züge von Zerstörung festgehalten zu haben, die den biographischen Schutt auch anderer Leben sichtbar machen.
Wo am heftigsten geübt wird, sich aus der gesellschaftlichen Konfektionswarenwelt zu entfernen, besteht und wächst die Dialektik von Lebensgefahr. Die sich nicht aussortieren lassen wollen, neigen dazu, sich selber auszusortieren, gehen oft aufs Ganze und verlieren dabei alles. Diese Biographien sind der Treibsand einer Stadt, in der die Kneipen so überfüllt sind wie die Parkplätze. Einer Stadt, in der ein Senator beim Anblick der sich ausbreitenden Subkultur öffentlich erklärt, er fürchte für die Zukunft um den Konsens und Bestand ihres Gemeinwesens.
Wie in der Chaplin-Szene, in der Charlie beim überstürzten Aufbruch Ärmel und Hosenbeine, die noch aus dem Koffer heraushängen, abschneidet, haben auch wir alles, was über den Rand der Geschichte Andreas' hinaushing, nicht behandelt. Dem ist vieles zum Opfer gefallen. Denn je länger wir uns mit Andreas beschäftigt haben, desto mehr verdichtete sich der Zweifel, wie weit wir ihn, bei aller Intimität unserer Bekanntschaft, wirklich gekannt haben. Gewiß ist nur, daß hier einer durch die Trümmerlandschaft seiner Bedürfnisse gestolpert ist, die er selber störrisch verursacht hatte. Die beruflichen Kliniker kennen solche »Phänomene« und sprechen über sie in einer anderen, einer erklärenden Sprache. Wir jedoch wollten weniger erklären als uns im Spiegelbild von Andreas selbst befragen. Den Klinikern darum der Zensurstempel gegen institutionelle Verwahrung ins Stammbuch: Hilfe allerorten, nur kein Ausweg.

Wir lernten Andreas vor etwa sieben Jahren kennen, in den verzweifelt und hektisch geordneten Zusammenhängen, die politische Arbeit genannt werden, und die er mit großer Euphorie betrieb. Ihn kennenzulernen war anfangs schwierig. Seine Sprache hatte, was das Persönliche betraf, die anstrengende Kurzweiligkeit von Stenogrammen. Nach Berlin war er, 69, drei Jahre zuvor gekommen. Er kam nicht unverwundet an. In einer Kleinstadt großgeworden, hatten ihn dort schon frühzeitig der Ekel und die

Wut gepackt. Auf die behütete und leere Beschaulichkeit des Kleinstadt-Milieus hatte er mit Verweigerung und existenzieller Radikalität reagiert. Das hatte ihm Schwierigkeiten eingebracht, etwa mit der Schule, die er von heute auf morgen verließ; doch in Berlin schaffte er es auf Umwegen, ein Architekturstudium aufzunehmen. Seine Familienverhältnisse waren überschaubar gut gewesen, er war weniger dressiert als freundlich beobachtet worden.

Mit seiner Flucht aus der Provinz in die Großstadt brach er die Beziehungen zu seiner Familie jedoch abrupt und definitiv ab. Seine Kontakte zu den Gruppen, die ihre politische Einsamkeit in den ersten 70er Jahren gegen rigide Organisationen eintauschten und ihre Sehnsüchte auf das Spekulationsobjekt Arbeiterklasse lenkten, waren kurz und punktuell. Er blieb im wesentlichen immer dem verpflichtet, was sich als Neue Linke darstellte. In deren Vorstellungswelt von Militanz und Basisarbeit bettete er sich bereitwillig und mühelos ein. Da er trotz aller gelegentlichen Mehrarbeit, die er dort leistete, nicht die Rolle spielte, die man innerhalb einer kommunizierenden Gruppe den didaktischen Polizisten nennen könnte, fiel der Umgang mit ihm leicht. Er wurde gern gesehen, las viel und betrieb sein Architekturstudium mit Intensität, weniger aus dem hastigen Drang heraus, einen Beruf zu erlernen, als aus erkennungsdienstlichen Gründen, wie er sein Motiv scherzend einmal umschreib.

Seine Neugier schien grenzenlos zu sein. Lange Odysseen führten ihn ganze Tage lang durch die Stadt, häufig bis an den Rand der Übersättigung. Teilte er bei diesen Streifzügen Publikum, war er ein aufregender Conferencier. Seine Sprache, obwohl verspielt, war in der Regel knapp und genau. Eine Zeitlang verdiente er sich auf diese Weise als Fremdenführer sein Geld. Ein groteskes Paar: Berlin und ein bis in die Magengegend nervöser Verweigerer als Fremdenführer darin. In jenen Tagen gelang es ihm noch, beizeiten nach Hause zu gehen, dorthin, wo er mit einer Freundin und anderen Leuten wohnte. Das Liebesverhältnis seines Lebens aber scheiterte. Er hatte die Frau, mit der er zusammenlebte, durch seine Dominanz unterdrückt. Er hatte ihr beim Studium geholfen, beim Wohnen, beim Lesen, beim Kinobesuch. Bis sie sich schließlich selber half und ihm die Kündigung erteilte. Er hat lange um sie gekämpft. Aber auch die Trennung brachte keine Annäherung mehr zuwege. Er beantwortete den Konflikt damit, daß er die Liebe aus dem Repertoire seiner Möglichkeiten strich: Man(n) liebt nur einmal.

Es folgten Zweierkisten. Ein paarmal wechselte er die Wohngemeinschaft. Eines Tages zog er es dann vor, für sich zu sein und wohnte fortan alleine. Er wollte arbeiten. Ein Film über Straßenschluchten und ihre Durchblicke entstand, die Ziffern illuminierter Geschäftshäuser, die abgerissenen Sätze des Buches Stadt also immer wieder. Das Motto des Films – La Bruyère

– nahm sein persönliches Dilemma vorweg: »Das größte Unglück des Menschen ist es, nicht allein sein zu können.« Bei der Arbeit an dem Film erwiesen sich seine Sinne als unerhört verletzlich, er sprach von Nesselfieber beim Anblick von brutalem Beton, Glasbausteinen, Diktatur-Travertin, Styropor-Balken, von Rustikalantikem. Im Stadtviertel organisierte er Aktivitäten gegen Entkernung und Sanierung, die für ihn Vorboten eines zukünftigen klinischen Lebens waren. Aber: obwohl er die immer normaler werdende Beschattung durch die Berliner Demokratie haßte, machte die öffentliche Kontrolle ihm keine richtige Angst. Vom Subversionskoller einiger seiner Bekannten blieb er verschont, er zeigte sich erstaunlich gelassen.
Die Abende wurden bald häufiger mit Shit, mit Alkohol, mit endlosen Diskussionen getötet, und auf Feten blieb er auch schon mal besinnungslos liegen. Einer seiner Freunde fuhr infolge des Berliner Superkrimis auf unabsehbare Zeit in den Knast ein. Aber dieser Anschauungsunterricht war es nicht, warum er es, was die RAF und ihren Umkreis betraf, mit Hölderlin hielt: »Sie wollten ein Elysium gründen – sie haben gemordet und gebrandschatzt, aber sie waren unsere Leute.«
Von der »politischen Arbeit«, seiner Lust und seinem Trauma, hatte er sich inzwischen ohne laute Verabschiedung getrennt. Da für ihn inwendiges Leben schon immer wichtig war, brauchte er dieses Leben jetzt auch nicht zu propagieren. Er blieb einfach weg und ließ sich auch nicht verfolgen, haßte die Nötigung, sich zu erklären. An die zermürbende Zeit von Verausgabung, der der IBM-Manager eine neue Verausgabung folgen läßt, hängte er eine Phase gründlichen Nachdenkens. Zwar besuchte er weiterhin Leute und ließ sich besuchen, aber zunehmend zog er nun Straße und Kneipe vor.

Wann und wo seine Selbstzerstörung begann, können wir nicht sagen. Genaue Datierungen fehlen. Die Gewöhnung an Drogen formuliert sich eher hinter dem Rücken der Akteure als Sucht aus. Sicher, Andreas hatte sehr viel mit Drogen aller Art zu tun gehabt, frühzeitig schon und etwas euphorisch. Wann daraus das Stigma des puren Alkoholismus wurde, hätte wahrscheinlich nicht einmal er selber berichten können. Auch in seinen besseren Tagen hatte er schon viel getrunken, der soziale Trinker eben, der für mehr Stimmung sorgt. Aber Sucht? Vieles gab er schon auf, als er noch nicht wochen- und monatelang alkoholisiert und auf Tour war. Und vieles ließ er von selbst sich erledigen, wie sein Studium und sinnstiftende Arbeitsversuche. Das aber ging vielen so, deswegen wird man nicht zum Alkoholiker. Das übliche neurotische Kleingeld zahlte natürlich auch er, die bekannten Verlegenheiten, die im Rausch sich leichter überspielen lassen. Daß er der Vagabondage seiner Sucht immer ungezügelteren Lauf

ließ, würde die Psychoanalyse als Pendelverkehr zwischen pathologischem Optimismus und selbstmörderischer Bequemlichkeit bezeichnen. Allen möglichen Formen von Ordnung und Disziplin erteilte er eine krasse Absage. Was hängen blieb und nach wie vor in seinem Kopf spukte, waren einige Kategorien von Gegenaufklärung, mit denen er inflationär umging. Waren die überstürzten Hoffnungen auf Veränderung, die nicht nur Andreas begraben mußte, und das mangelnde Beharrungsvermögen in wachsender Perspektivlosigkeit seine Motive?

Andreas' Leichtigkeit war schwerfällig geworden, jeder Tag wurde zur Wiederholung des vorigen. Nicht selten floh er von einem U-Bahnabteil ins andere. Die soziale Scham, der kalte Schweiß, der ihm von der Stirn lief und hätten entdeckt werden können, trieben ihn fort. Seine Bewegungen und sein Sprechen bekamen fahrige Züge. Was nach wie vor faszinierte, war das Gespräch mit ihm. Doch plötzlich und scheinbar grundlos stand er dann auf und verschwand, und wenn er zurückkam, die stereotype Erklärung: er habe unbedingt und schnell etwas erledigen müssen. Teilten wir ganze Tage mit ihm, konnten wir sein Tempo kaum mithalten, das uns in einem Parforceritt durch die Stadt führte und irgendwann am Morgen ein wortloses Ende fand. Er lachte viel, und der Schalk saß scheinbar unbekümmert in seinen Augen, wenn er unverdrossen plauderte, seine detektivischen Wahrnehmungen vom Alltag erzählte. Aber der, der da so selbstverliebt redete, ließ sich eher unterhalten, als daß er unterhielt. Hatte er schon aufgegeben? Einen Satz aus der *Verschwörung* von Nizan machte er zum Prinzip seiner ganzen Existenz: »Wir haben das Leben immer nur nachgeahmt. Wirklich gelebt haben wir nicht.« Er liebte diesen Satz, schrieb ihn jedoch in ein Motto der permanenten Niederlage um: In der Nachahmung des Lebens besser zu sein als das Leben selbst, das könnte es sein, was uns bleibt.
Der Rückzug aus der politischen Aktivität kostete ihn Intimitäten. An die Stelle der alten Freunde traten Komplizen. Komplizen der Sucht. Wer ihm die Komplizenschaft versagte, dem knallte der Conferencier jetzt die Tür vor der Nase zu. Andreas, der den Eigenarten, die er als »seine Natur« verteidigte, stets uneingeschränktes Rederecht erteilt hatte, begann, diese Natur erbarmungslos zu vernichten.

». . . ja, es scheint mir heute, als habe er sich nur in ein einziges kurzfristiges Unternehmen eingelassen: sich zu vernichten, in der Überzeugung, daß man nichts auszudrücken vermöge, ohne sich selbst zu zerstören . . . er sprach darüber – selten, aber rückhaltlos – mit viel Distanz und einer Art Komplizität.« (Sartre über Wols)

Im Grunde wollte er dabei alleine sein. Seine Persiflagen auf sich selbst nahmen überhand, gaben einem kalten Zynismus die Hand. Er begann, zu verachten: sich selbst, uns, andere. Das Gerede von der allgemeinen Beschissenheit der Leute und das Hohngelächter über alle, die sich nicht im

Konsens der Verwahrlosung eingerichtet hatten, wurde zu seiner Erkennungsmelodie. Indem er aber anfing, sich selbst zu verachten, traf er nun auch auf Verachtung in seiner persönlichen Umgebung, die ihn mit ihren Erwartungen quälte, die er aber nicht restlos abschütteln oder fortzaubern wollte. Darum sahen wir ihn gelegentlich in Situationen, in denen er verbissen bemüht war, sich selbst zu rekonstruieren, Neuanfänge zu setzen. Über Jahre war er so pausenlos mit seiner Rettung beschäftigt, doch hielt er sich dabei weiterhin zwischen den Zeremonien seines selbstgefertigten Tabus: seiner Sucht auf.

Wir lernten, uns darauf einzurichten, Andreas an solchen Tagen nicht zu behelligen. Daß er sich nicht in die Karten sehen lassen wollte, verstanden wir. Wenn jemand auf allen Vieren durch die Wohnung kriecht, hat er Gründe, sich zu verleugnen. Die Palette der chemischen Beruhigungsindustrie: Trockenes Kotzen am Telefon, Tabletten und wieder Tabletten, und die Tage bekommen allmählich wieder Konturen. Das Licht immer noch zu gleißend, die Geräusche als Versammlung des Schreckens, das Asthma der Ernüchterung. Aber langsam und bleiern wird es besser. Der Schlaf ist, für Stunden wenigstens, keine Schwerstarbeit mehr.

»Was ist schon Gesundheit gegen die Wonnen der Genesung«, sagt Robert Walser. »Nicht gesund sein ist das höchste Gut, sondern gesund werden«, das Hygienemuseum zu Dresden.

An manchen Tagen, wenn Andreas aus dem Hausflur trat, die Augen vom Sonnenstrahl erschreckt sich verschlossen, seine Knochen benommen wieder Boden unter sich spürten, wurde die Straße zu seinem Leben. Er drückte sich den Hut ins Gesicht, die Haare strähnig im Freien, und betrieb seine schöne Wallfahrt ins eigene Ich. Jetzt konnte er Zeitung lesen. Es waren noch alle da. Er ließ sich treiben, stolperte durch die Stadt und stotterte die Codes der Schaufenster und Litfaßsäulen durch. In solchen Augenblicken genoß er sich, sah sich gerne zu, konnte zuhören, lachend fortlaufen und vergnügt zurückkommen. Nun war ihm nicht zum Kotzen. Die innere und äußere Verwüstung war momentan gebannt, nicht, indem er sie künstlich vergrub, sondern indem er die Grimasse seiner Existenz lachend an den Leuten vorbeitrug, mit ihnen ging, dazugehörte. Ein Schauer der Erregung, unbekümmert und zufrieden – bis er sich irgendwo hinsetzte und wieder der Schwere des Alkohols überließ.

Da Andreas die Zusammenbrüche der anderen kannte, mit denen er umging, fand sein eigener Verfall meist genügend Schatten, in dem er sich verstecken konnte. Aber er benötigte jetzt mehr Aufwand und Mühe als früher für dieses Versteckspiel, und die Eindrücke, die er nach draußen hinterließ, waren von Entsetzen nicht mehr frei. Überanstrengt und im Abseits seiner selbst richtete sich sein Klagen, das lange der Erbärmlichkeit der Leute gegolten hatte, nun gegen sich selbst. Für unsere Ohren baute er in sein Sprechen Züge hypochondrischer Aufdringlichkeit ein. Das Bettel-

kostüm der Trinker. Der Schuldner macht immer Ausflüchte, und der Kuckuck ruft immer Kuckuck.

Seine Sozialisation als Trinker hatte er in den Kneipen Berlins absolviert, dieser Börse szenischer Verfalls- und Aufstiegsgeschichten. The times are changing, und der Nebel in den Lokalen senkte sich tiefer. Als sich dort mit dem Aufblühen subkultureller Seriosität, bei Kaffee und Kuchen, der rasche Wechsel von den Benommenheiten der Diskussionen zu den stillen und leisen Tönen feinnerviger Gespräche, den pantomimischen Gesten souveräner Freundlichkeit vollzog, vertauschte Andreas das abendliche Terrain. An den sportlichen Wettkämpfen um die Palme des Gesundheitsideals coolness wollte und konnte er sich nicht mehr beteiligen. Tauchte er dennoch dort auf, verstummte seine notdürftig bandagierte schöne Seele oder wurde, umgekehrt, zu laut. Unter den ostentativ gelassenen Blicken der Anwesenden schlief er sich aus, war alleine. Oh Slumberland, wie gut läßt es sich in dir schlummern. Auch der Neurastheniker findet manchmal den verdienten Schlaf.
Sein verquerer Populismus führte ihn nun an Orte, wo das Elend sich ungeschminkt zu Wort meldet. Das war sein Blues. Heilige Gebiete, die er mit keinem seiner Bekannten teilen mochte. Orte, die ihr Programm im Namen tragen: »Zum letzten Taler«, »Schwarze Else«, »Ruine«, »Tenne« und so fort. Nur hatte das Elend ihm keinen Auftrag erteilt. Daher lag er manchmal blutverschmiert in seinem Bett.
Vielleicht hat er davon geträumt, sich einmal richtig auszuschütten, auszuheulen vor entsetzlicher Müdigkeit. Möglich. Aber die Kraft zum kleinsten Sprung aus der auf ihn zukommenden Katastrophe, der ein Sprung in die Rettung hätte sein können, hat er nicht gefunden. Darin zumindest glich seine Einsamkeit der Einsamkeit der vielen anderen. Er schüttete sich nicht aus. Er schüttete sich zu. Baal: »Ich schlucke den Tod hinunter und weiß von nichts.«
Manche Tage müssen ihm wohl selbst so erschienen sein, als bestünden sie nur aus endlosem Sprechen und betäubtem Versinken in die Nacht. Ein Einziger und sein Eigentum, demontiert, zerrissen, verwildert, ein Anmacher, die Augen auf Zärtlichkeit getrimmt, irgendwie verrucht. War er so erst mal richtig drauf, dann gefiel er sich: seht her, die Nouveauté der 70er Jahre, das alte Lied, nur um vieles besser.
Als ein Bohemien fühlte er sich dennoch nicht. Das Epatez les bourgeois ließ er nur als beiläufigen Jux durchgehn, nicht als Credo der Rebellion. Er trainierte lieber seine eigenen Nerven, die er einem Schock nach dem anderen aussetzte. Seine fürchterliche Genauigkeit, mit der er die schalen Reste seiner Spontaneität zerschlug, gestattete seinen Assoziationen immer nur ein kurzes Leben, er versuchte auch gar nicht mehr, sie festzuhalten.

Bilder, Phantasien, Sätze waren im Prozeß des Rauschs nur für eine kleine Weile präsent, wurden meist schon im Augenblick ihres Aufleuchtens auf der Stelle wieder abgetrieben. Ein ständiger und unaufhörlicher Abtreibungsprozeß. Andreas hatte den trüben Luxus eines formal gesicherten Lebens satt, aber er spielte zu hoch, um ihn wirklich unterlaufen zu können. Der Narziß kokettierte sich ins Abseits und ging kaum noch nach Hause. Die Menschen, die ihn nur naß kannten, häuften sich.
Ein Spieler also, seine Identität der Alkohol? Identität? Allenfalls eine Prothese. Von ihr erwartete er sich nichts. Er schwelgte im Glück seiner schillernden Vielheit. So wie er, bis zum Rand vollgeschüttet, häßlich aussah, so aufgeräumt trafen wir ihn manchmal am Start seiner Streifzüge an. Seine routinierte Geschicklichkeit überlistete noch immer viele, und je ramponierter er dastand, desto mehr kultivierte er seine Überlegenheit. Noch im Rausch beharrte er auf begrifflicher Präzision, konnte er auf uns alle ungehalten reagieren, wenn das Spiel mit der Unterhaltung unkittbare Risse zeigte. Auch wenn er wenig sprach, redete er oft zuviel. Gab jemand die Provokationen zurück, die er freigiebig austeilte, konterte er unbequem und knapp. Das verbitterte Okay, das er dann rüberschmiß, stand wie ein Ausrufezeichen im Raum und sprang auf wie ein Stilett. Wenn er sich in die Enge getrieben glaubte, wurde der notorisch Antiautoritäre autoritär: Ruhe bitte!

Zu einer Frau, mit der er nach Berlin gekommen war, unterhielt er ein geschwisterliches Verhältnis. Ihr vertraute er, sie hat er nicht verraten, und sie hat ihn nicht fallengelassen. Doch als sie die Anstrengung auf sich nehmen wollte, ihn zu unterstützen, vermied er alle Begegnungen mit ihr. Während seines letzten Jahres verkehrten sie nur noch telefonisch miteinander. Sie hat ihn nie wiedergesehen. Denn er wollte nicht, daß sein körperlicher und psychischer Verfall beredet, das hieß für ihn immer: behandelt wird. Um Gottes willen keinen Lärm! Er schwemmte auf, sein Gesicht war kaum noch wiederzuerkennen. Einer seiner Bekannten, der ihn fünf Jahre nicht gesehen hatte, brachte es nicht fertig, ihn anzusprechen, als er ihn zufällig auf der Straße entdeckte.
Das Lesen stellte er ein; die Stunden in den Berliner Kinos aber zählte er nicht mehr. Er lief, stundenlang, um sein Leben, drehte durch und schaffte Geld ran, soff wieder und rannte Frauen hinterher; sprach von kapitalistischem Sex, den er liebe, und vom Schrecken des gemeinsamen Erwachens, den er besser durchstehe als seine Partnerinnen. Er richtete sich im Medium totaler Beliebigkeit ein. Die Menschen, auf die er traf, interessierten den Menschenfreund nicht mehr; er annektierte sie nur noch. Lediglich ein paar Liebhabereien behielt er bei, bewahrte er auf wie kostbare Möbelstücke, die er dann und wann vorzeigte: Zitate, Textstellen, Städtebilder; wenige

Berliner Details; einige Rock-Titel, die er mochte, und die er sich als das Straßentempo der Befreiung vorstellte. Till the end of the day. Schließlich Bilder, vor allem die von Bacon und Wols. Diese Bilder vermochte er minuziös und kunstsinnig zu beschreiben: das aggressive Aufleuchten der mit dem Pinselstiel in die Farbe gekratzten Drähte, Schlingen und Zacken, der gewölbte blaue Raum, in dem ein metallischer Baum und ein schwarzes Todesfeld mit hundert Überlagerungen aus geborstenen, freigelassenen und geplatzten Buchstaben den Hierschrei der Dinge in die nasse, schnöde Stadt hineinstießen: »Ich und die Kippe, die Flasche und der Gestank«, alles hier, kalt und klar und Augenblick; und die kleinliche Signatur in Druckbuchstaben, auch diese mit dem Pinselstiel ins Blau gekratzt und verwischt mit den Fingern von Wols: »Vokale 1950«. Das bin ich, dachte Andreas, das bin ich! Aber dann hatten ihn die halben Sätze und die halben Liter wieder.

Nicht eine ausweglose soziale Situation zwang Andreas zu trinken, er betäubte sich vielmehr, um eine ausweglose soziale Situation herbeizuführen. Suchtstrecken sind leerer Aktivismus. Zu einer Lebensweise, die wir den Alltag nennen, war er gegen Ende nur noch fähig, um private und andere Gläubiger abzuwehren. Unermüdlich reparierte er Autos und hantierte er geschickt mit Versicherungen, mit deren Geld er sich eine kurze Zeit schadlos halten konnte. Für ein halbes Jahr verschwand er mit einer Freundin nach Nancy, auf die einzige längere Reise, die er in seiner Berliner Zeit je angetreten hat. Neun Wochen schaffte er es dort, nüchtern zu bleiben, ein Sommer der Regeneration, der sich nicht wiederholen sollte. Alkoholiker sterben am Alkohol, sagt Brendan Beehan.
Der Umgang mit seiner psychischen und sozialen Ökonomie blieb der eines Bankrotteurs. Ein halbes Jahr hatte er Zeit gehabt, die Verwundungen, die er sich in Berlin selber beigebracht hatte, verheilen zu lassen. Berlin jedoch war für ihn unbegehbar geworden. Die Sraßen des wiederaufgebauten Berlin, die er früher mit Kampfeslust gemustert hatte (sie wollten es wieder schaffen, und *sie* haben es wieder geschafft), jagten ihm jetzt Angst ein. Die Betonkolosse, sagte er, kommen auf uns zu! Nein, sagte Ronnie, die haben uns schon. Der Mehringplatz kreist uns ein! Behalt die Nerven. Den Fehrbelliner Platz hat die Unterwelt aufgerichtet! Das ist steinernes Grauen! Nein, Andreas, geh schlafen. Horror am Tage, nicht wegzureden.
Jeder von uns kannte schließlich seine Furcht vor seinen Schulden, vor seiner Entwürdigung. Ganze Straßenketten wurden für ihn zu absurden, feindseligen Drohgebärden. Die ganze Stadt ein Gläubigerkarussell. Und dann: im Halbsuff Dante, im Vollsuff street fighting man, obwohl er die Stones nicht mochte. Nach den Schrecken der Straße endlich das rauschhafte Finale des eingebildeten Siegers.

Wenn ihm niemand mehr zuhörte, schlich er sich in den Schlaf. Beim morgendlichen Erwachen die immer schmählicher werdende Inventur der noch nicht ganz verblichenen Geschehnisse der Vortage. Die mühselige und schamüberschwemmte Deklination tatsächlicher oder vermeintlicher Ausrutscher: was hatte er da und dort gesagt, Filmriß auf Filmriß, und die Flasche jetzt schon neben dem Bett, die für Erleichterung sorgte. Alles halb so wild gewesen. Ein paar Anrufe sollten genügen, den Schaden notdürftig zu kitten. Wenigstens das Bühnenbild sollte stimmen.
Notfalls spielte er, zuweilen unterwürfig bis zur devoten Geste, makabre Farcen seiner ehedem so freundlichen Selbstdarstellung. Aber seine Rechtfertigungsversuche waren für seine Zuhörer nicht mehr glaubwürdig, und ihm selber wuchsen sie über den Kopf. Indem er sich selber einkreiste, verspërrte er sich denen, die ihm hätten Nähe sein und Freundlichkeit bieten können.
Das Ritual der ewigen Ankündigung, wieder etwas zu arbeiten. Projekte en masse, keines je wirklich angefangen, geschweige denn zu Ende gebracht. Dann Sprache, immer wieder Sprache. Die pure Existenz wollte reden. Bei Baudelaire steht: Jeder Hergelaufene hat das Recht, von sich selbst zu sprechen, er muß nur zu unterhalten verstehen. Den Trittbrettfahrer-Job bei einer scene-Zeitung, der er die Slogans »Wir fordern freien Auslauf!« und »Die Massen sterben in ihren eigenen Klimaanlagen« lieferte, gab er schnell wieder auf. Seine Rückfälle wurden mehr und mehr zu quälenden Racheakten an sich und den Leuten um ihn herum.
War Andreas bei Anbruch eines neuen Tages durch Erschöpfung genötigt, sich aus der Kneipe nach Hause zu schleppen, überfiel ihn Trauer, und nicht selten geriet er in Panik. Manchmal sprach er darüber – den Kopf in den Händen haltend und irgendwie schmollend – wie ein Kind. Wenn er im Morgenrauen dem schnellen und exakten Aufbau der Marktstände zusah, machte das den Höchstleistungsathleten der Selbstvernichtung in ihm verlegen und melancholisch. Er schaute den Marktfrauen zu und verstand die Welt nicht mehr. Er hatte das Gefühl, die Menschen, die er liebte, verraten zu haben: die Hoffnungen und die Träume und die Leute, zu denen er liebend gern einfach gehört hätte.
Eine Frau aus dem anderen Teil der Stadt hatte ihn einmal gefragt, ob er sich gesellschaftlich vernachlässigt fühle. Er hatte es uns ironisch weitererzählt. Er war zu beweglich, um nicht lügen zu können, doch es gab Überzeugungen, die er seinen Launen nicht unterwarf. So hat er den Gedanken an eine Gesellschaft, die aus Freiwilligkeit Zusammenhalt gewinnt, nie völlig tilgen, aus seiner Welt verbannen können. In diese Welt war er ständig unterwegs. Er ist dort nie angekommen.

Irgendwann stellten wir an Andreas eigentümliche Verwandlungen fest.

Das Pathos, die Kategorien der Negation, welche ihm jahrelang ein sicherer Halt gewesen waren und ihm dann lebenspraktisch zu einem Fallstrick wurden, schmiß er nach und nach über Bord. Ausgerechnet er, mit dem Abonnement auf kaputte Tage, sagte nun: Ja, ich weiß, daß die Verhältnisse verändert werden müßten, aber ich habe mich wohl zu gut in ihnen etabliert. Die kompromißlose Weigerung, mitzuspielen, die ihn so lange von der drückenden Last sozialer Pflichtübungen befreit hatte: er läutete sie – eine Parodie auf die eigene Karriere – selber zu Grabe. Absurde Anstrengungen einer Pilgerfahrt zwischen Berichtigungszwängen, Selbstversicherungen und Lügen. Was von ihm blieb, war der Fanatiker der Selbstdiagnose, der jedoch keine Einmischung mehr duldete. Gespräche über die ihm verbliebenen Privilegien brach der durch Bildung privilegierte Säufer nun ungewöhnlich barsch ab. »Redet keinen Sozialkitsch, was gehts euch überhaupt an.« Als das Erwachen am Morgen schwerer wurde, schlief er eben länger. Er hatte Zeit.

Woran scheiterte er? Am Totalitätsanspruch und an der stilisierten Unnachgiebigkeit seiner individuellen Verweigerung? Er wollte sich immer entziehen, loslösen aber begab sich dabei in die unvermeidliche und totale Abhängigkeit. Der süchtige Kritiker kolonisierter Psychen war am Ende des Weges stets laut gepriesener self-reliance selber ein kolonisierter Mensch.

Wir haben es ihm nicht zu sagen gewagt. Denn, wie gesagt, aus seinen Freunden waren Komplizen geworden. Freunde wären zu Solidarität, zur Kritik, zur Intervention: zur auswegstiftenden Hilfe in der Lage gewesen. Die Komplizen dagegen taugen lediglich zum Sichern der nächsten Suchtstrecke. Die Komplizen sind Beihelfer der Selbstzerstörung, Garanten des Verfalls. Und der Süchtige als notorischer Verräter an seiner Umgebung und sich selbst versucht dies zu verhüllen. Im Schutz des Komplizentums fand Andreas für seinen Abstieg die in der Not gewünschten Alibis. Hinter der Komplizenschaft suchte und fand er Deckung. Im Gruppenkonsens der Sucht konnte er seinen körperlichen Verfall erfolgreich in eine persönliche Leistung umdeuten. In der Gruppe wuchsen den durch die Indizien des anamnetischen Verfalls belegten Selbstzerstörungskünsten keine Richter heran. Im Gegenteil: die Gruppe, sie war bis zum Schluß ein Synonym für zustimmendes Gelächter. Andreas war auf der Straße völliger Selbstenteignung angekommen. Die eigene Geschichte, sie wurde liquidiert, er konnte sie nicht mehr archivieren. Mit dieser Liquidation verschwand alle Hoffnung, wurde alle Utopie ausgelöscht. Die einzigen Demonstrationen, an denen Andreas teilnahm, waren sämtlich Beerdigungen: Ulrike Meinhof, Ernst Bloch und die Stammheimer Toten.

Andreas ertränkte seine Tage nurmehr in den Fiktionen seines Sucht-Ichs, inszenierte Tarnungen und Alibis, die ihre kritischen Rezensionen nicht

durchs Feuilleton erhalten, sondern durch – den Tod. Andreas wußte das. Er hatte seine Krankheit akzeptiert und steckte in der Falle. Links von der Möglichkeit beginnt der Putschismus, hat Benjamin gesagt. Andreas war ein Putschist. Er sabotierte das kleinste banale Glück, sowohl das Glück einer unterstützenden menschlichen Beziehung wie auch die ihm gegebene Chance, sich auf dem Wege des Entzugs zu retten. Therapie hat er noch zu einer Zeit, in der er nurmehr aus Ahnungen seiner Zärtlichkeit bestand, als Angriff auf seine Autonomie, auf seine persönliche Integrität verdammt. Eine selbstmörderische Rationalisierung, auch wenn sie einige Wahrheiten enthält. Die Freudsche Triade Erinnern-Wiederholen-Durcharbeiten hat er mit Einatmen-Ausatmen-Liegestütz übersetzt. Aber Gymnastik mochte er nicht.
Ein Gespräch über die vietnamesichen Flüchtlinge hat er zu sprengen versucht. Er klinkte aus und schrie: »Hört mit dem Elendsgerede auf!« Der einsame, unverstandene, radikale Wolf war zu einem streunenden Hund geworden. Vergil: »Besiegte rettet nichts als Rettung aufzugeben.«

Dreigroschenfinale

Andreas' Rhetorik und Hilflosigkeit: eigentlich war sie lächerlich. Doch ihm das zu sagen, vermieden wir peinlich genau, denn wir waren seine Komplizen. Das Echo unseres Gelächters, es hätte ja auch uns gegolten. Ohnedies kannte er Gelächter von anderen Begegnungen. Eines der letzten Male, die wir ihn sahen, stand er in der Vorhalle der U-Bahnstation Walther-Schreiber-Platz an ein Geländer gelehnt; eine Dose Cola in der Hand und in sich zusammengesackt. Er erzählte uns, daß Kinder einer Schulklasse ihn gerade – halb lauthals, halb hinter vorgehaltener Hand – ausgelacht hätten. »Guck mal, der Penner da!« Er war getroffen und traurig. Er sagte: »Ich bin restlos fertig . . ., Mann, gehts mir schlecht!« – »Red' keine Scheiße, Alter«, trösteten wir ihn. Im Frühling dieses Jahres ist Andreas gestorben. Irgendwie haben wir seinen Tod übersehen.

Hasso R.
Eigentlich bin ich kein Karrieretyp

Hasso R. ist 22 Jahre alt und arbeitet als Gelegenheitsarbeiter. Die Gespräche mit ihm wurden aus der Erinnerung aufgezeichnet.

Schule

»Das war jetzt vor etwa sechs Jahren, also da war ich jedenfalls sechzehn. Da bin ich von der Schule runter. Das war eigentlich so, daß ich nie besonders an Schule interessiert war, nee, sondern ich stand damals eigentlich auf Musik und Mädchen und Motorräder, naja, das klingt vielleicht etwas komisch. Will sagen, es interessierte mich alles, bloß eben dies Lernen nicht. Ich blieb dann in der achten Klasse zum zweitenmal hängen, das war also als ich sechzehn war. Mein Vadder, also, der is praktisch an die Decke gegangen, und da hab ich praktisch von heut auf morgen gesagt, nee, das machst du nich mehr mit, das geht so nich mehr. Weil mein Vadder, der hat mich oft verkloppt, obwohl ich ja'n Kopf größer war als er. Aber ich hab da nie zurückgehauen, weil er war immerhin mein Vadder und den konnt ich einfach nich anrühren. Aber ich hab dann gesagt, Schluß, ich zieh aus, geh von der Schule runter, such mir irgendnen Job. Zuhaus, da warn wir sechs Leute, also ich hatte noch drei Geschwister und, weißt du, nie ein eigenes Zimmer, nie ein Stückchen, wo du allein sein kannst, nichts was dir – und nur dir – gehört. Da war nix, was mich gehalten hätte.
Ich hab mir dann nen Job besorgt, ich weiß nich, ob das heut noch einer so erinnert, aber das war damals noch recht leicht. Ich machte bei einem großen Kaufhaus Beifahrer für so Transporte. Also, wir fuhren da zu zweit die Möbel und all so Zeugs zu den Leuten hin, die die sich gekauft hatten. Und dann mußten wir sie hochschleppen und bei denen in der Wohnung aufstellen. Das war schon harte Arbeit. Die Löhnung war recht ordentlich, naja, ich hatte damals keine besondere Ahnung von diesen Sachen, weil sowas lernt man ja inner Schule nicht. Ich war jedenfalls mit der Löhnung so zufrieden und konnte mir auch ne eigene Bude leisten.
Ich hab das, muß ich ganz ehrlich sagen, nie irgendwie bereut, daß ich da von der Schule runterbin, nee. In der Schule, da hab ich sowieso nur Quatsch und Scheiße gelernt. Für meine Arbeit brauchte ich davon so gut

wie gar nix. Schön, vielleicht konnte ich nachrechnen, ob ich beim Lohn nicht beschissen wurde, aber mehr als vielleicht Rechnen und Lesen und Schreiben konnte ich jedenfalls nicht brauchen.«

Jobs

»Also, was so anliegt, das mach ich, da kenn ich nix. Ich mein, wie's heut aussieht, kann ich nich lang überlegen oder denken, da wär ne große Wahl und ich könnt mir was aussuchen. Wenn heut in der Zeitung steht: Packer gesucht oder Fahrer gesucht oder meinetwegen Flaschensortierer gesucht, dann geh ich da hin und dann mach ich das, wenns geht. Es war also so, als ich den Führerschein gemacht hatte, gings ein bißchen aufwärts, weil da doch immer mal wer gesucht wird, zum Fahren mein ich. Zum Beispiel hab ich so Brotfahrer gemacht. Also von der Brotfabrik morgens die Brote zu den Supermärkten gefahren. So diese Billigbrote, die so in Plastik verpackt sind. Ich mein, sowas kann man ja jahrelang machen, aber das will ich also nicht. Bei mir kommt immer so'n Punkt, nach zwei oder drei Monaten meist, da sag ich: Schluß, jetzt hörst du auf hier. Ich weiß nicht, ob du das verstehst, aber wenn ich dann nicht abspringen würde, würd ich glaub ich irgendwie versauern. Ich brauch das also, immer wieder so ins kalte Wasser zu springen. Das ist natürlich'n Risiko, weil ich weiß ja nie, was kommt jetzt. Und wenn einer bei ner Vorstellung nach Papieren fragt oder gleich lückenlos dargelegt haben will, was ich wo und wann und wie gemacht hab, naja, da hab ich dann schon keine Chancen, praktisch.
Es ist natürlich so, du kannst praktisch sagen, ich mach Dreckjobs, ja? Also ich mach wirklich alles, wenns nicht anders geht. Das heißt also, ich racker mich auch für nen Schweinelohn ab, ich steck auch alles weg. Aber ich finde das also bedeutend besser und ehrlicher und so, als wenn ich nun irgendein toller Hecht in tollen Anzügen wär, der vielleicht doll reden kann, aber praktisch von den minderjährigen Mädchen lebt, die er auf den Strich schickt. Oder von dem Shit, den er verkaufen läßt. Nee, also da find ich schon, daß ich was Besseres mach. Ich würd auch nie irgendwie was Kriminelles machen, nie. Das ist so meine Einstellung, vielleicht eine Art Stolz oder so, ich weiß nicht. Aber ich würds nie machen.«

Chefs

»Ich glaub, daß ich sehr viel unabhängiger und freier bin als so Leute in gesicherter Position oder Stellung. Also, die haben ihr Leben lang einen Chef, und bei dem können sie praktisch nichts machen. Die wissen, also wenn sie die Stelle verlieren, dann finden sie so bald nix Gleichwertiges. Aber bei mir? Ich weiß immer schon, den Chef da, den brauch ich nur zwei,

drei Monate ertragen, weil länger mach ich eigentlich nie was. Ich brauch mich da also gar nicht irgendwie unter Druck setzen lassen. So Kollegen und Chefs, da bin ich eigentlich immer ganz freundlich, mit denen hab ich eben für eine gewisse Zeit, acht, neun Stunden am Tag auszukommen. Aber ich würd denen nie irgendwie in den Arsch kriechen. Da würd ich sofort aussteigen, sowas laß ich nicht mit mir machen. Also, wenn da so'n Chef ankommt und labert mich voll und geht mir also wirklich auf den Geist, da steig ich dann aus. Also, daß einer ankommen könnt und sagen: Hasso, laß dir deine Haare schneiden, so geht das hier nicht, das ließ ich mir nicht gefallen. Ich bin da auch ganz schön empfindlich.

Das ist natürlich irgendwo'n ziemliches Risiko. Ich mein, ich muß mich also ganz schön vorsehen. Also so ne Sicherheit, wo alles glatt läuft, so Beamtenkarriere, das und das Gehalt, die und die Arbeit, so und so die Aufstiegschancen, das wär nix für mich. Irgendwie gibt man sich da total aus der Hand. Da wird man so in Apparate eingebaut, in so nen Gleichschritt. Also das wär nix für mich. Da würd ich einfach kaputtgehen.

Was mein Bruder ist, der macht jetzt ne Lehre. KFZ-Mechaniker oder wie sich das schimpft. Als der anfing, mußte er sich erstmal die Haare schneiden. Und er muß sich ne ganze Menge gefallen lassen. Der Junge geht da also wirklich langsam ein. Das ist ja bei mir dann nicht so. Ich kann mir selbst also einigermaßen treu sein. Das ist so: wenn ich nen Job hab, da laß ich mir alles gefallen. Da kann ich mir dann nichts leisten. Ich darf nich verpennen, nicht zuspätkommen, nicht meckern. Gar nichts. Das ist mir dann auch egal. Ich weiß eben, ich kann jederzeit raus, ich bin nicht auf den speziellen Job, auf die spezielle Stelle, auf den speziellen Chef angewiesen.

Das sind so ältere Männer meist. Mit Bierbäuchen und Halbglatze. Das sind die Lagerverwalter. Das mach ich so ziemlich oft: Lagerarbeiter. Kisten auspacken und im Lager stapeln und Aufträge zusammenstellen. Diese Lagerverwalter, da denk ich manchmal, das sind so richtig ausgewählte Schwachköpfe. Da muß immer alles tiptop sein, besonders beim Papierkram. Da darf nix fehlen. Und man muß immer pünktlich sein. Das kann mir auf den Geist gehn. Aber wie gesagt, ich laß mich nicht anmachen. Es gibt da so nen Punkt, darüber laß ich mir nix gefallen. Wenn mir einer dumm kommt, geb ichs ihm dumm zurück. Sonst, naja, sonst sag ich mir: also der Kerl is eben so. Der kann nichts dafür. Wenn er zu irgendwem Bemerkungen über dein Gesicht macht oder deine Haare, und das so laut, daß du's auch ja mitkriegst und dich ärgern sollst, da lach ich nur für mich und sag mir: Selig sind die geistig Armen.«

Lohn

»Es gibt so Zeiten, da läuft einfach alles, ja? Ich hab zum Beispiel schon so als Autowäscher gearbeitet. Aushilfsweise bei der Post. Und bei so Versandhäusern, die eigene Wagen haben. Das ist ein recht lockerer Job. Und die zahlen dann auch gut. Also, da stimmt dann einfach alles. Da rechne ich mir dann immer vorher aus: also, soundsoviel kriegst du, und wenn du das soundsolange machst, dann kommt dabei dasunddas raus. Da kann ich mir dann ausrechnen, wenn ich da ein bißchen spar, dann kann ich den Monat hinterher auf der faulen Haut liegen, brauch nix machen. Lohn ist also schon das wichtigste von allem. Normalerweise hab ich immer zu wenig Geld, muß immer knapsen. Deswegen muß ich halt sehen, daß ich was kriege, wenn ich nen Job hab. Aber es ist eben so, große Auswahl hab ich nicht. Viel verhandeln kann ich ja nicht. Die Typen wissen ja alle: also wenn der nicht will, da gibts noch zehn andre, die wollen. Man kann sagen: ich akzeptier das, was man mir sagt.
Ich glaub, ich werd ganz schön ausgebeutet. Wenn ich so denke, was so'n Fußballspieler kriegt oder der Bundeskanzler oder so hohe Beamte. Die kriegen den Arsch nicht hoch, wenn sie zuhause mal einen Schrank umrücken müssen. Oder wenn der Wagen kaputt ist, stehen sie mit dem blödesten Gesicht davor und zucken die Achseln. Aber die verdienen glatt hundertmal soviel wie ich. Ich denk, das is hier im wesentlichen so, daß nicht die reine Leistung bezahlt wird. Wenn ich zum Beispiel Abi hätte und mein Vadder wär Arzt und ich würd studiern, ja, da hätt ich mein Leben lang ausgesorgt. Aber ich bin eben nur so ein Niemand. Ich denk, ich mach also viel mehr, ich leiste viel mehr als solche Typen. Wenn ich abends nach Haus komme, dann weiß ich, wo meine Knochen sitzen, ja? Und irgendwie ist das'n schönes Gefühl. Ich find so ne Arbeit echt tausendmal sinnvoller, als würd ich jemand im Mund rumfummeln, dick abkassieren und mich Zahnarzt nennen.
Es ist aber auch so, daß sich über Geld so'n gewisses Wertgefühl abwickelt, ja? Also, wenn ich am Monatsende oder auch manchmal jede Woche mein Geld in die Hand gedrückt krieg, das ist schon'n Gefühl, das macht schon was her. Ich denk, wenn da so Unsummen über irgendein Konto kämen, dann wärn das nur noch reine Zahlen. Aber so, da hab ich was, da seh ich auch, was das wert ist. Also Geld, das hat noch ne Bedeutung, das ist also ganz direkt meine Lebensgrundlage.«

Wohnung

»Also wenn du sagst, daß das hier'n Dreckloch ist, ja dann muß ich dir sagen, du hast recht, das ist wirklich ein Dreckloch. Hier zum Beispiel. Ich

kann hier ohne Mühe Nägel mit dem Daumen in die Wand drücken, gar kein Problem. Oder dahinten, da ist die Wand feucht, ja? Wenns doll regnet, fängt da die Tapete an abzublättern. Also das ist das letzte Dreckloch. Die Heizung funktioniert nicht, das Wasser ist braun, wenns aus der Leitung kommt. Aber ich bin das sozusagen gewöhnt, wenn du verstehst. Ich finds nicht gut, klar, aber es ist eben so und ich kann mir auch nichts andres leisten. Da muß ich mich mit abfinden. Ich hab auch keine großen Ansprüche. Ja, wenn ich mir ne Riesenvilla leisten könnte, so mit Park drumrum und See dabei und tausend Zimmern mit fünf Meter hohen Wänden, ja das wär was andres. Da würd ich drangehen und mich ganz toll einrichten, so mein richtiges Zuhause draus machen. Aber sowas hab ich eben nicht. Was ich mir leisten könnte, wär immer nur ne ziemlich bescheidene Wohnung. Und irgendwie hab ich dann nicht den Ehrgeiz, da groß was draus zu machen. Das ist für mich nur ein Aufenthaltsraum, mehr nicht. Da penn ich und eß ich und mehr nicht. Deswegen also auch dies Dreckloch. Ich seh nicht ein, warum ich mehr ausgeben sollte, als nur unbedingt nötig. Und dann will ich eben auch immer mobil sein. Das ist halt so, daß ich oft umziehe, wenn ich mir neue Jobs suche. Und da ist so ne toll eingerichtete Wohnung nur hinderlich. Meine erste Bude, also als ich zu Hause ausgezogen bin, die hab ich voll eingerichtet. Ich hab meinen letzten Pfennig reingesteckt. Teppichfliesen gelegt. Ich fand es ganz toll. Aber nach drei Monaten konnte ich die Miete nicht mehr bezahlen und mußte raus. Und das war für mich also schon hart. Weißt du, die erste eigene Wohnung mit so viel Mühe, Zeit, Liebe und Geld eingerichtet und dann gleich wieder raus. Seitdem mach ich das nicht mehr. Damit ich nicht so dran hänge. Weil, das macht einen zu bequem, denk ich.«

Eltern

»Meine Vorstellungen, eben daß ich nicht so an was ganz Großem interessiert bin, sondern einfach nur das Lebensnotwendige tue, das verstehen meine Eltern überhaupt nicht. Was mein Vadder ist, der – also für den gibts nur Arbeit, ja? Arbeit und Erfolg. Das gehört zusammen. Man lebt, um zu arbeiten, so ungefähr. Und ich, naja, ich seh das halt ganz anders. Mein Vadder, der will immer, daß alle was Handfestes tun, was ›Ehrliches‹, wie er sagt. Man könnte meinen, das mach ich doch auch, ich racker mich doch auch ab, aber das zählt bei ihm nicht. Mein Vadder, der meint, heut gehts uns in Deutschland so gut wie noch nie, und da müsse jeder sein Teil tun, daß alles so bleibt. Und ich, naja ich bin für ihn ein faules Schwein, weil ich nicht so leb, wie er sich das vorstellt. Und daß ich andauernd die Stelle wechsle, das paßt ihm nicht. Er meint, ich sei mir zu fein zu arbeiten und wolle mich nur drücken, wo es nur geht. Ich bin mit ihm eigentlich nie

klargekommen. Heut seh ich ihn kaum noch, höchstens, daß wir mal Skat kloppen oder zum Fußball gehen, aber sonst ist da nichts.
Was meine Mutter angeht, also die ist eine richtige Hausfrau, ja? Die Mutter gehört ins Haus, zum Mann, und sie muß die Kinder erziehen und die Wohnung reinhalten und glücklich dabei sein. Das ist so ihr Geist, glaub ich. Sie ist zwar absolut nicht glücklich, ganz und gar nicht. Sie geht richtig kaputt, sie macht sich fertig, aber das versteckt sie, ja? Sie hat halt auch niemanden, mit dem sie darüber reden könnte.
Es ist so, daß ich meine Eltern nicht liebe, nee, das kann man wirklich nicht sagen. Ich liebe sie nicht. Vielleicht geht das auch gar nicht, wenn man so 15-16 Jahre zusammenwohnt. Vielleicht weiß man auch zuviel voneinander. Kann schon sein. Ich muß nur immer daran denken, wie ich zum Bund mußte, mit 19. Da hat sich mein Vadder richtig darüber gefreut. Hat so richtig gedacht, also jetzt treiben sie es dem Jungen schon aus, jetzt wird er schon gradegebogen. Das vergeß ich ihm nicht. Ich find es so gemein, daß sie mich nicht akzeptieren, wie ich bin, daß sie mich nicht leben lassen wollen, wie ich es will.«

Freizeit

»Wenn ich abends nach Hause komme, dann bin ich meist ziemlich kaputt, also richtig ausgelaugt. Ich muß schon ganz schön anpacken. Das ist halt so, daß ich meist nicht sehr gut schlafen kann und morgens beim Aufstehen immer müde bin. Am Abend nach der Arbeit ist dann nicht sehr viel los mit mir. Erstmal wechsle ich die Klamotten und dusche vielleicht, dann bin ich schon wieder ein neuer Mensch. Und dann setz ich mich meist hin, eß was, les was und hör vielleicht Musik.
Groß was unternehmen tu ich also nicht. Ich muß dann immer dran denken, also jetzt muß ich erst zum Bus gehen und dann warten, bis mal einer kommt, weil die ja abends ziemlich selten fahren, und dann fahr ich hin und im Bus der Mief und alles. Und dann geh ich meinetwegen ins Kino. Und wenn ich zurückwill, steh ich ne Stunde in der Kälte, bis mal ein Bus zurückfährt. Wenn überhaupt noch einer fährt. Also, das mal ich mir immer vorher aus, und dann denk ich, ach was soll das eigentlich. Ich bin eigentlich ziemlich faul und bequem, ja? Du mußt ja auch sehn, daß ich nicht grad besonders viel Geld hab. Ich muß ja immer mit dem Pfennig rechnen. Und so ne Kinokarte, das sind dann schon zehn Mark. Und dann das Busfahren dazu, also, das kann ich mir eigentlich gar nicht leisten. Ich würd aber auch sonst wohl nicht viel gehen. Ich mein, zuhause, da kannst du dich vorm Fernseher ausstrecken, dein Bierchen trinken. Und im Kino? Da mußt du so zwei Stunden stocksteif sitzen. Also, das ist nichts für mich, eigentlich.

Sonntags oder überhaupt Wochenende, da mach ich auch nicht viel. Das sind so die schlimmsten Tage in der Woche überhaupt. Also, da muß ich die Zeit immer richtig totschlagen. Ich mein, ich könnte natürlich groß was unternehmen, rausfahren und so, aber irgendwie, da seh ich keinen Sinn drin. Das ist ja doch nur Ablenkung, Montags muß man ja doch wieder ranklotzen. Da kann ich nicht so tun, als sei am Sonntag alles toll. Das will ich auch nicht. Irgendwie macht man dann ja richtig mit. In dem ganzen System. Arbeiten und dann Sportverein oder so, nee, das will ich nicht. Da belügt man sich ja doch nur selbst, wenn man meint, man sei jetzt unheimlich frei. Das stimmt ja einfach nicht.
Ich war eigentlich noch nie in Urlaub. Nur als Kind mal mit der Familie. Harz. Durch die Wälder tigern und dergleichen. Ich selbst, allein oder mit Kumpels, das hab ich noch nie gemacht. Lust hätte ich ja schon, aber all die Vorbereitungen, das ist mir zu aufwendig. Ich weiß eben auch nicht, was das überhaupt soll. Ich denk oft dran, nach Spanien oder Portugal zu fahren, ja das wär sowas für mich. Aber dann genau zu wissen, also in drei Wochen mußt du wieder zurück und dann geht alles genauso weiter wie immer, das ist für mich eine grauenhafte Vorstellung. Da mach ich es mir lieber hier gemütlich.«

Freunde

»So richtige Freunde, die hab ich nicht. Gut, ich hab einige Bekannte, aber eben meist Leute, mit denen ich arbeite oder mal gearbeitet hab. Oder daß ich mal wen aus der Schule treffe, das auch. Aber viel ist damit nicht los. Daß man mal ein Bier miteinander trinkt oder auch Skat kloppt. Solche Sachen, ja. Aber mehr ist da auch nicht. Ich brauch das auch gar nicht. Ich hab da also wirklich kein Interesse dran. Weil so richtige Freundschaft, irgendwie, daß man füreinander durchs Feuer gehen würde, das gibts nicht, glaub ich. Und sonst? Sich treffen, miteinander reden und sowas? Ich weiß nicht, aber das bedeutet mir nichts. So Gespräche, da halt ich mich immer raus. Ich rede halt nicht gern. Schon gar nicht über mich. So doll über meine Liebesprobleme quatschen, also das find ich bescheuert. Also diese Gespräche mit ›Freunden‹, das ist doch sowieso alles nur Selbstbefriedigung, denk ich. Da will man doch sowieso nur bestätigt kriegen, was man weiß oder denkt. Und dann findet man das unheimlich toll und der andre ist dann ein unheimlich guter Kumpel.
Also auch Mädchen, da kenn ich nicht viel. Auf der Arbeit, da sind sowieso meist nur Männer, höchstens daß im Büro eine sitzt und dir vielleicht mal die Lohntüte in die Hand drückt. Sonst gibts da eigentlich keine. Ich kenn also nicht viele Mädchen, aber irgendwie brauch ich das auch gar nicht. So dieser Zustand, so Zusammenleben, tagtäglich, so wie verheiratet, das stell

ich mir nicht gut vor. Da würd man sich sowieso nur auf die Nerven gehen, denk ich. Es ist so, ich seh Mädchen gern an, ich mag das, so Mädchen auf der Straße zu sehen. Aber sie groß anquatschen, das ist nicht meine Sache. Ich weiß immer nie, wie ich das machen soll, ja? Ich bin eigentlich ziemlich feige in solchen Sachen. Ich kann auch nicht gut reden, werd immer ganz nervös. Ich glaub, ich werd sogar rot. Jedenfalls wird mir der Kopf immer ganz heiß. Also, ich hab nicht viel mit Mädchen. Aber ich brauch es eben auch irgendwie gar nicht so besonders. Es genügt mir eigentlich, sie so zu sehen, das ist schon ein schönes Gefühl. Man braucht gar nichts zu tun. Bloß einfach die Straße langgehen. Und ich bin dann auch zu nichts verpflichtet, ja? Wenn ich mich mit einem Mädchen verabrede, dann muß ich sie anrufen, zu ihr hinfahren, mit ihr reden, also das ist mir irgendwie zu anstrengend.«

Aussichten

»Ich sehe also keine große Veränderung für mich. Ich weiß nicht, ob ich das immer so weitermachen will, beruflich und so. Aber es ist so, daß ich keine großen Aussichten entwickeln kann. Ich bin da Realist. Ich weiß, ich hab keine Ausbildung, keinen Schulabschluß, ich paß mich nicht richtig ein, ich hab lange Haare, da hab ich keine großen Aussichten. Aber im Moment will ich auch gar nichts anderes. Ich seh das so, daß sich jeder irgendwie prostituieren muß, oder verkaufen. Das muß jeder in irgendeiner Weise. Und da sag ich mir halt, daß ich es nur so wenig wie unbedingt nötig machen will, nicht mehr als ich zum Leben brauch. Ich find, das ist so ziemlich die einzige sinnvolle Lebensphilosophie für mich.
Klar, manchmal gehts mir beschissen und alles kotzt mich an. Aber was solls, da muß man durch. Klar, daß ich gern ein ganz großes Leben hätte. Ich wär gern ein Rockstar. Ich stell mir das großartig vor. So auf der Bühne stehen und tausend Leute sind da, nur deinetwegen. Und die klatschen und begeistern sich, nur deinetwegen. Alles deinetwegen. Das wär schon was. Aber man darf sich da nicht reinsteigern.
Meine ältere Schwester, die hat mal gesagt, mein Leben wäre so eine Art Dahinvegetieren, weil ich so gar keine Ansprüche hätte. Das ist natürlich Blödsinn. Nur daß ich eben Realist bin. Daran wird sich auch nicht viel ändern, in Zukunft. Ich hab ja, wie gesagt, keine großen Aussichten. Aber selbst wenn ich die hätte. Viel würde sich dadurch auch nicht ändern. Weil – eigentlich bin ich kein Karrieretyp. Nee. Nie gewesen.«

Aufgezeichnet von Harry Tobinski

Anne Springer
Was soll denn bloß mal aus dir werden?
Heimjugendliche geben Antworten

1.

Stefan hat die letzten Jahre in verschiedenen Heimen und Kliniken zugebracht. Er ist jetzt 16 Jahre alt. Wenn er früher mal regelmäßig zur Schule ging, war er mindestens ein guter Hauptschüler, allerdings versagt er, ist hilflos, wenn er mit Raum- und Zeitberechnungen zu tun hat. Er bewegt sich unbeholfen, weiß nicht wohin mit seinen langen Armen und Beinen. Stefan wollte nicht zur Schule gehen, langweilte sich dort, fühlte sich unterfordert, fand die Lehrer beknackt. Er führt gern lange Gespräche mit Erwachsenen, in denen er Wissen aufsaugt. Er liest viel, Comics und richtige Bücher. Stefan hat in der Schule mal einen Aufsatz geschrieben: Wenn ich aus dem Fenster sehe, dann sehe ich Penner mit Plastiktüten voll Suff, Bettler, Dreck . . . Die Lehrerin beklagte den »fehlenden positiven Ausblick aufs Leben«.

Stefan möchte einen Beruf erlernen, am besten einen akademischen, kann aber nichts Konkretes dafür tun. Ehrgeiz und Hoffnungslosigkeit. Er träumt manchmal vom Aussteigen, Abhauen, Ausflippen, hat auch Angst davor. Stefan wäre so gern alles und nichts. Wohin er will, weiß er nicht. Was er nicht will: »ein stinklangweiliges, normales scheißbürgerliches Leben führen«. Manchmal ist da aber eine Sehnsucht herauszuhören, doch mal zu wissen, wo es lang gehen soll, wer und was er ist und kann, wo er hingehören wird.

Stefan arbeitet seit einigen Wochen in einer Werkstatt, um verschiedene Handwerksberufe kennenzulernen. Er läuft jetzt immer mit einem Overall und einem blauen Kittel herum und ist wohl auch ein bißchen stolz auf seine Arbeitskluft. Er schafft es selten, pünktlich zur Arbeit zu kommen; sitzt dann in seinem Zimmer oder beim Frühstück und denkt so lange darüber nach, daß er mal pünktlich sein will und wieviel Zigaretten er sich in der Pause noch drehen kann, daß er fast immer den rechtzeitigen Start verpaßt. Wenn er in die Werkstatt geht, besteht er darauf, nur zu tun, was ihm Spaß macht – Holzbasteleien, Elektroarbeiten. Da bleibt er dann auch dabei. Stefan verachtet und beneidet andere, die geradliniger auf den Beruf, auf das Leben »draußen« zugehen. Er hat große Angst vor einer »Verlegung«: bloß nicht wieder herausgerissen werden, wieder die Angst des Neulings durchmachen müssen.

Stefan hat sich eine Höhle gebaut. Er wohnt allein in einem kleinen Zimmer der Gruppenwohnung. Er besteht darauf, nicht in einem üblichen Bett, sondern auf einem alten getrödelten Sofa zu schlafen. Sein Zimmer hat er vollgestopft mit Möbeln vom Trödel, mit Büchern, Platten und mit Werkzeug. Er besitzt ein Teegeschirr und kennt sich mit den verschiedenen Teesorten aus. Manchmal will er Ordnung haben, reinigt dann sogar den Teppich. Einmal hat er einen Blumentopf geschenkt bekommen, und seltsamerweise gedeiht die Pflanze trotz seiner Nachlässigkeit.
Stefan sieht immer ein bißchen unordentlich aus, findet das halb gut, halb auch wieder nicht. Er ist eigentlich ein bißchen eitel und stolz darauf, daß er sich, wenn er mal »ausgeht«, auch ganz »angepaßt« anziehen und benehmen kann.
Stefan spielt oft Gitarre, ist dann ganz weit weg. Träumt von einem Leben, das frei von festgelegten Besitzverhältnissen und vom Zwang zum Geldverdienen ist.
Stefan hat noch keine Vorstellungen von einer Zukunft, die er als die seine bezeichnen könnte. Jetzt im Moment muß er eine Identität zusammensuchen: sein Zimmer, zu dem er immer den Schlüssel verlegt, seine Gitarre, seine selbst gedrehten Zigaretten, sein Fahrrad, seine Bücher, seine Teezeremonien, seine Phantasien. In denen rächt er sich furchtbar an den Erwachsenen, an ihm überlegenen Jugendlichen.
Stefan hat Angst vor Prügeleien. Er schlägt seine Gegner schon eher mit Worten, genießt seine verbale Überlegenheit, macht sich lustig.
Nachdem er im Kaufhaus eine Büchse mit Gemüse geklaut hat, will ihm der von der Kripo wohlwollend mit herablassender Väterlichkeit nahelegen, er habe wohl Hunger gehabt. Stefan greift nicht etwa dankbar zu, sondern er sagt: Nee, Schleimen würde nicht fetzen, das sei nur so zum Jux gewesen. Meistens seien die doch viel zu doof, um ihn zu erwischen.
Stefans Vater ist ein »verkannter Künstler« ohne die ersehnte Karriere, der Rest der Familie einigermaßen erfolgreich im Beruf.
Stefan macht – wie der Vater – die Sache mit der Karriere in der Phantasie ab. »Wenn ich nur wollte, dann würde ich es euch schon zeigen.« Größenphantasien – Angst vor Versagen, wenn er sich durch konkrete Zielsetzungen und kleine Schritte demütigt – das vorweggenommene Versagen als angeblich schon immer gewolltes Ziel.

Morgens komme ich zur Arbeit, gehe die Treppe zu meinem Zimmer hinauf, treffe Stefan. Er sollte eigentlich jetzt schon in der Werkstatt sein. Er motzt verlegen rum. Möglichkeiten: ihn zornig ohne Diskussion zur Arbeit schicken – ihn freundlich dazu auffordern – jemanden zu Hilfe holen, der Stefan besser kennt als ich – resigniert vorbeigehen, eine Rechtfertigung für mein Ausweichen wird sich schon finden lassen.

Wer hier arbeitet, soll Leute wie Stefan glaubwürdig vom Sinn der täglichen Anstrengung überzeugen können, ihnen das Vertrauen vermitteln, daß es schon eines Tages Belohnungen für die Mühen geben wird.
Stefan murrt, wir wollten ja »bloß einen bescheuerten Handwerker« aus ihm machen. Durch seinen Trotz schafft er es manchmal, uns in richtigen deftigen Ärger zu versetzen. Hat er das erreicht, dann wird er zum Clown, meint lachend, wir würden ja ganz schön ins Schleudern kommen, bloß weil er nicht ordentlich und strebsam sein wolle. Ob wir das denn so toll fänden, was wir jeden Tag machten? Fragt, was Erzieher und Psychologen überhaupt tun. »Die Putzfrauen sind echt bescheuert; die arbeiten wie die Blöden und ihr quatscht den ganzen Tag Leute voll und verdient dafür noch einen Haufen Geld.«

2.
Marco ist mehrere Male sitzengeblieben und hat einige Schulwechsel hinter sich. Er hat jetzt mit 18 Jahren die Hauptschule abgeschlossen, eine Lehre als Schlosser begonnen. Er zieht gerade aus dem Heim aus. Marco hat schon seit längerer Zeit die gleiche Freundin, kein Mädchen aus dem Heim, worauf er stolz ist. Früher hatte Marco große Angst, eine eigene Meinung zu äußern und gegen Widerstand zu vertreten. Das geht inzwischen besser, aber anecken mag er eigentlich nicht. Er ist ein »netter Junge«, ordentlich – gepflegt gammelig – angezogen, freundlich, hilfsbereit. Früher hat er geklaut, meistens Fahrräder, mit denen er in einem Wahnsinnstempo durch die Grünanlagen rasen und die alten Damen erschrecken konnte. Das ist allerdings schon lange nicht mehr vorgekommen. Marco will einen Beruf erlernen, Geld verdienen, heiraten, eine schöne Wohnung haben. Marcos Familie lebt ohne Hoffnung auf Veränderung von Sozialhilfe. Sollten seine Wünsche in Erfüllung gehen, hätte er es als einziger von den Geschwistern gepackt, sagt er.
Marco hat es irgendwie geschafft, im Heim auch das Getrenntsein von der Gruppe zu lernen. Vor einiger Zeit hat er mal über die Angst fast aller Jugendlicher, die lange in Heimen gewohnt haben, gesprochen: »dann sitzt du später mal in deiner Bude, keiner da, und dir fällt die Decke auf den Kopf«. In letzter Zeit hat er sich immer mehr in sein Zimmer und zu seiner Freundin zurückgezogen. Sein Raum ist wirklich immer mehr *sein* Zimmer geworden. Er sammelt Gläser und kleine Autos, mit denen er – ganz heimlich – auch manchmal noch spielt.
Ganz früher, in einem Zimmer, das er mit zwei anderen Jugendlichen teilte, da haben die drei das riesige Altbauzimmer mit Decken, die von Schrank zu Schrank gespannt waren, in kleine Höhlen geteilt, und es hat lange gedauert, bis sie sich auf eine gemeinsame kleine ›Wohnzimmerecke‹ einigen konnten. Die eigene Ecke war die kleine Insel im großen Teich, wo man

auch mal allein sein konnte. Jetzt lädt er manchmal Besuch in sein Zimmer ein: »aber wer hier rein darf, das bestimme ich!«

Ich sitze abends am Schreibtisch, habe einen Bericht zu Ende diktiert, bin angenehm müde. Es war einer der guten Tage, an denen der abendliche Rest von Unzufriedenheit mit der eigenen Arbeit erträglich gering ist.
Marco kommt zu einem kurzen Besuch. In den nächsten Tagen wird er endgültig das Heim verlassen. Mit dem Einverständnis seines Amtsvormunds hat er nach langem Suchen eine Wohnung gefunden. Er redet über die Jahre im Heim, zählt stolz seine Erfolge auf. Gefühle bei mir: sicher Freude, daß da einer sitzt, der etwas für sich geschafft hat, der meint, er könne zufrieden mit sich sein. Aber unter der Freude ein dunkles Gefühl der Ungeduld, eines leichten Ärgers. Marco erscheint mir so penetrant erfolgreich daherzuschreiten. Er trägt ein bißchen zu dick auf, macht herablassende Bemerkungen über Zurückbleibende. Er redet wie diese Leute, denen das Unglück im Gesicht geschrieben steht, und die immer besonders nachdrücklich behaupten, trotz einer schlimmen Kindheit sei schließlich etwas Vernünftiges aus ihnen geworden. Unzulässige Gefühle? Was will man denn noch mehr? Habe ich mich nicht gefälligst zu freuen?
Ich erzähle Marco von meinen Gefühlen. An die Stelle der geschwätzigen Versuche, mich und sich selbst von seiner Zielgerichtetheit und Sicherheit zu überzeugen, tritt Nachdenken und Betroffenheit. Er erzählt jetzt von der Angst, ob tatsächlich alles gut gehen wird: mit der Freundin, mit der Lehre, mit einem »erfolgreichen Leben draußen«. Jetzt kann ich ihn besser ertragen, mich eindeutiger mit ihm freuen.
Wer von hier nach »draußen« geht, muß so viel Angst verloren haben, daß er es sich leisten kann, »draußen« das Fürchten zu lernen.
Beim Abschied meint Marco, ich sei doch auch ganz sicher nicht immer gern zur Schule und zur Arbeit gegangen? Nein, natürlich nicht immer.

3.
Gerhard hat fast sein ganzes Leben in Heimen verbracht. Neulich hat er seinen 23. Geburtstag mit einer großen Fête für die ganze Gruppe gefeiert.
Gerhard ist eigentlich immer ganz gern in die Schule gegangen. Nach der Schule wollte er Büroangestellter werden und begann auch eine Ausbildung. Dann kam der Knick in der Kurve. Er verlor seinen Arbeitsplatz wegen betrieblicher Rationalisierungsmaßnahmen. Danach Jahre des hoffnungslosen Herumgammelns. Trotzige Wünsche nach Versorgung: warum soll ich mich denn nochmal um Arbeit bemühen; die wollen mich ja nicht, und von Sozialhilfe kann ich immer noch leben. Gerhard hat sich während der arbeitslosen Jahre vom Lebensrhythmus der übrigen neun Mitglieder

seiner Gruppe immer weiter entfernt. Er schlief tagsüber häufig; abends wurde er wach, wenn die anderen von der Arbeit aus der Gärtnerei, der Wäscherei oder der Tischlerei kamen. Er war anders als die andern, wurde aber als Außenseiter geduldet. Seine mit Konsequenz durchgehaltene Verweigerung wurde auch bewundert. In den Augen der anderen ein etwas spinnerter Außenseiter, der spät abends ausgerüstet mit einer großen Kanne Kaffee in seinem Zimmer saß und mit Filzstiften exakte Zeichnungen von geometrischen Formen produzierte.
Seit einigen Jahren geht Gerhard, wenn er mal etwas Geld übrig hat, heimlich Zocken. Er träumt davon, daß er eines Tages mit dem ganz großen Geld ins Heim kommt und alle ihn endlich mal bewundern.
Während des letzten Jahres ist bei Gerhard aber auch wieder der Wunsch nach einer regelmäßigen Arbeit lebendig geworden. Er ist zur Berufsberatung gegangen, und jetzt erhält er vom Arbeitsamt das Angebot einer neuen Berufsausbildung. Gleichzeitig besteht aber auch Aussicht auf einen festen Arbeitsplatz innerhalb der Einrichtung. Hier wäre keine weitere Qualifizierung notwendig. Gerhard sagt, er habe Angst vor der Unsicherheit nach der angeblich erfolgs- und aufstiegsträchtigen Ausbildung. Wer wisse schon, wie der Arbeitsmarkt aussehen wird. Er zieht die Sicherheit und Geborgenheit der Institution vor, begreift die Institution als Nest, aus dem nur Unkluge und sehr Mutige flüchten können.
Gerhard bekommt die Stelle in der Einrichtung zugesprochen. Er sagt, er wisse schon am besten, was für ihn gut sei.
Seit Gerhard wieder eine feste Anstellung hat, will er immer »gut angezogen« sein. Er hat sich einen Anzug mit Weste gekauft, außerdem ein besonderes Haarshampoo gegen Schuppen, weil man die auf dem dunklen Anzug so genau sieht. Gerhard sagt, jetzt habe er nicht mehr das miese Gefühl, »draußen« aufzufallen. Wenn er seine im Obdach wohnende Mutter besucht, hat er immer den Eindruck, daß die sich über ihn lustig macht. Er wolle wohl immer noch was Besseres sein. Seine Mutter sei aber auch stolz auf ihn. Wenn er nicht dabei sei, verteidige sie ihn immer gegen den Vater.

Gegen Gerhards Einstellung gab es in der Institution Widerstände. Kann so ein Gescheiterter, ein langjähriger »Sozialhilfeempfänger« den Sprung zum »normalen Arbeitnehmer« schaffen? Bei kleinen Unregelmäßigkeiten haben einige immer schon gewußt, daß es ja so kommen mußte.
Es gibt auch »gut gemeinte« Widerstände: müßten wir nicht Gerhard so bearbeiten, daß er sich seinen Fähigkeiten entsprechend weiter qualifiziert? Nach Gesprächen mit Gerhard kommen wir zu der Einsicht, daß seine Argumente und seine Angst, das Nest zu verlassen, stärker sind als unsere Wünsche.

4.
Andreas war früher zu Hause immer ein zur Last fallendes Kind. Als er noch sehr klein war, wurde er häufig von seinem Vater mißhandelt, der sich seine Misere in der Ehe und im Beruf nur zeitweise durch Alkohol erträglich machen konnte. Andreas erzählt, später, als er älter und stärker geworden sei, habe er versucht, seine Mutter gegen den Vater zu verteidigen. Andreas wird wütend, wenn jemand etwas gegen seine Mutter sagt. Von 17 Lebensjahren hat Andreas zehn Jahre in Heimen verbracht. Seine Mutter wohnt im gleichen Stadtteil, besucht ihn aber höchstens einmal im Jahr.
Andreas war Sonderschüler, als »erheblich lernbehindert und kaum beschulbar« eingestuft. Andreas würde in einer Institution für Behinderte, die schon für ihn vorgesehen war, abstumpfen, verlorengehen in Wut und Verzweiflung. Er wird sicher noch Jahre in diesem Heim verbringen. Er kann es jetzt schon mehrere Stunden hindurch an seinem Arbeitsplatz als Helfer eines Handwerkers aushalten. Andreas sagt manchmal, daß er später auch »draußen« arbeiten und eine eigene Wohnung haben will. Die Angst vor dem »Draußen« ist dabei deutlich zu spüren. Fast alle finden diese Angst eigentlich ganz vernünftig.
Andreas hat für sich einige Vorlieben und Vorsätze gefunden, die ihn zusammenhalten, ihn unverwechselbar machen: Ich räume immer mein Zimmer auf – ich bin ein guter Arbeiter – ich kann mein Geld einteilen – ich bin ein Fan von ›KISS‹ – ich kann gut angeln – ich dusche mich immer morgens und abends – ich rauche nicht und ich trinke nicht, weil das nicht gut für die Kondition ist – ich bin einer, der über Saurier Bescheid weiß. Andreas kennt als einziger Junge im Haus die Namen der verschiedenen Saurierarten und kann sie auch aussprechen, ohne zu stolpern. Die anderen in der Gruppe belächeln diese »Marotte«, aber keiner würde ihm ernsthaft sagen, daß das kein »verwertbares« Wissen ist. Das würde ihn kränken und verletzen.
Andreas hat seit kurzer Zeit eine Freundin, der er gern Briefe schreiben will. Er läßt nicht locker, bis ein Erzieher ihm dabei hilft, sitzt dann stundenlang über seinem Brief, läßt sich Worte buchstabieren. Angst vor der Konkurrenz mit den Klügeren, Schnelleren, Erfolgreichen setzt er oft in hektische, überschießende Bewegungen um. Er ist meistens freundlich und umgänglich, aber stur, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat. Für Bedürfnisse anderer Jungen ist er sensibel, ein angenehmes Mitglied seiner Gruppe.

In einer Arbeitsbesprechung fragt ein Erzieher, ob Andreas nicht viel intensiver gefördert werden müßte: Nachhilfe, Trainingsprogramme. Vielleicht könne er ja doch mal irgendwann eine Lehre schaffen. Soviel Opti-

mismus erregt bei uns erstmal Neid und Schuldgefühle. Nur: wenn der Erzieher Andreas beschreibt, sagt er häufig: »Wenn ich mit Andreas gearbeitet habe, hat er viel begriffen, er hat viel bei mir gelernt, ich habe ihm Bücher mitgebracht und ihm die Fremdworte in der Zeitung erklärt.« Ein anderer Erzieher sagt: »Du brauchst wohl jemanden, an dem du dich hochziehen kannst.«
Andreas bekommt eine Nachhilfelehrerin. Sie übt mit ihm Rechnen; einmal ist sie mit ihm auf den Friedhof gegangen und hat mit ihm das Subtrahieren geübt, indem sie ihn anhand der Daten auf den Grabsteinen das Alter der Toten hat ausrechnen lassen. Andreas mag diese Lehrerin. Sie kommt zur verabredeten Zeit und hält bis jetzt alle Versprechen. Wer durch viele Heime und Gruppen gewandert ist, hat sich kaum verläßliche Beziehungen aufbauen können.

5.
Martin kam mit 14 Jahren ins Heim. Nach der Scheidung der Eltern war er mehrere Male zwischen Vater und Mutter hin und her gewandert und zweimal von der Schule geflogen, weil er entweder gar nicht hinging oder »den Unterricht störte«.
Während der ersten Monate im Heim war Martin ein stummer Gast. Er sprach kaum, lachte nicht, ging weiterhin nur selten zur Schule. Er hatte immer einen Stock bei sich, auf den er sich beim Gehen stützte. Manchmal schlug er mit dem Stock unvermittelt auf andere Jugendliche los. Martin bekam einen Erzieher, der zwei Katzen hat und manchmal eine der Katzen zur Arbeit mitnimmt. Martin beschäftigte sich immer häufiger mit der Katze, streichelte sie, paßte auf, daß sie von keinem gequält wurde. Er begann, mit dem Erzieher über die Katze zu reden. Dann erzählte er – zunächst nur kaum verständlich und in Bruchstücken – über das Leben bei den Eltern, über die Schule. Er ging wieder regelmäßiger zur Schule. Als »sein« Erzieher Urlaub machte, fing er an, mit Haschisch, Trips, Tabletten und Alkohol zu experimentieren und war nicht wieder herunterzubringen. Als klar wurde, daß er auch regelmäßig dealte, wurde er vor einem Jahr in ein anderes Heim entlassen. Martins ehemaliger Erzieher hielt den Kontakt, wollte nicht aufgeben. Martin brach mindestens sechsmal sein Versprechen, nichts mehr zu nehmen und nicht zu dealen. Schließlich schaffte er es – wohl auch unter dem Eindruck und der Angst, daß auch die Geduld »seines« Erziehers nicht unerschöpflich sein würde.
Martin bewohnt jetzt ein kleines Appartment in einem Wohnheim. Er bekommt Wohngeld und eine Ausbildungsbeihilfe und muß allein wirtschaften, was auch einigermaßen gut geht.
Martin besucht jetzt regelmäßig ein Gymnasium. Er will Biologe werden.
Martins ehemaliger Erzieher hat selbst viele Jahre in verschiedenen Heimen

zugebracht. Martin hatte für kurze Zeit auch den Wunsch, Erzieher zu werden. Der Erzieher findet es eigentlich schade, daß dieser Wunsch nicht mehr wichtig ist, kann es aber inzwischen ertragen, daß Martin sich langsam von ihm trennt.
Wenn Martin jetzt manchmal zu Besuch ins Heim kommt, fühlt er sich unbehaglich. Seine ehemalige Gruppe will nicht viel mit ihm zu tun haben. Martin sagt, er muß damit fertig werden, daß er so ziemlich zwischen allen Stühlen sitzt. Seine Eltern will er nicht besuchen, in die alte Heimgruppe gehört er nicht mehr hinein, und die im Gymnasium reden anders als er, haben andere Erfahrungen, gehen mittags nach Hause. Freundschaften in der Schule fallen ihm noch schwer.
Er wird es allein schaffen müssen.

6.
Bernd bekam mit drei Jahren Pflegeeltern. Mit zwölf Jahren fing er an zu klauen, erst in Kaufhäusern, dann Mofas und die Handtaschen von alten Damen. Laubeneinbrüche. Mit 15 verkaufte er den Schmuck seiner Pflegemutter, nachdem er durch einen Zufall seine leibliche Mutter getroffen hatte. Er versuchte, seine Mutter häufiger zu besuchen. Die wollte aber nichts mit ihm zu tun haben. Ehe er endgültig auf Trebe ging, hat er den Pflegeeltern noch was geschissen – einen großen Haufen auf den Wohnzimmerteppich. Dann die Heimeinweisung. Er zerstörte mehrere Male seine gesamte Zimmereinrichtung, versuchte sich die Pulsadern aufzuschneiden. Meistens passierte das alles im Suff. Wenn er wieder nüchtern war, weinte er. »Ich tue das nie wieder . . .« Bernd aß ungeheure Mengen an Süßigkeiten, ohne daß ihm schlecht wurde oder er an Gewicht zulegte. Nach der Schulentlassung wollte er Koch werden, begann eine Ausbildung, flog raus, weil er Kollegen beklaute. Das setzte sich an anderen Arbeitsstellen fort.
Bernd zu mögen war schwer, und es mochte ihn auch keiner so richtig. »Der landet ja doch im Knast oder in der Nervenklinik.« Im Heim wanderte er von Gruppe zu Gruppe. Die letzte hielt es ein Jahr mit ihm aus. Dann wurde er wegen eines Handtaschenraubes zu einer längeren Jugendstrafe verurteilt. Heimentlassung in den Jugendknast.
Bernd wohnt jetzt in einer Bruchbude in seinem alten Kiez. Seit einem halben Jahr hat er eine Freundin, eine Verkäuferin. Er hat ihr versprochen, mit dem Alkohol aufzuhören, wird immer wieder rückfällig. Bernd lebt von Sozialhilfe und von Gelegenheitsarbeiten beim Sklavenhändler. Sein Bewährungshelfer ist noch zuversichtlich.
»Aus dem ist nichts geworden«, sagen die, die ihn manchmal auf der Straße treffen. Aber die, die bei Bernd recht behalten haben, fühlen sich damit auch nicht sehr behaglich.

Diese Bücher sind für die vielen Frauen geschrieben, die sich ihrer herkömmlichen Rolle bewußt werden und an ihr zu zweifeln beginnen.

Irmtraud Morgner
Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura
SL Bd. 223. DM 14,80

Kinderschaukel
Ein Lesebuch zur Geschichte der Kindheit in Deutschland.
Bd. 1:
1745 - 1860
Bd. 2:
1860 - 1930
Herausgegeben v. Marie-Luise Könneker
SL 210/217.
Je DM 12,80

Maxie Wander
„Guten Morgen, du Schöne"
Frauen in der DDR
Protokolle. SL Bd. 289.
DM 9,80

Ursula Krechel
Nach Mainz!
Gedichte. Br.
DM 12,–

Ursula Krechel
Verwundbar wie in den besten Zeiten
Gedichte. Br.
DM 12,80

Irmtraud Morgner
Hochzeit in Konstantinopel
Roman. SL Bd. 267. DM 11,80

Christa Wolf
Kein Ort. Nirgends
Ln. DM 18,–

Marie-Luise Könneker
Mädchenjahre
Ihre Geschichte in Bildern und Texten. 368 S. Mit 130 Abb. Großformat. Ln. DM 36,–

Ursula Krechel
Selbsterfahrung und Fremdbestimmung
Bericht aus der Neuen Frauenbewegung
SL Bd. 205.
DM 9,80

Marie-F. Hans/ Gilles Lapouge (Hrsg.)
Die Frauen – Pornographie und Erotik
Interviews. Aus

Frauen im Aufbruch
Frauenbriefe aus dem Vormärz und der Revolution von 1848. Mit zahlreichen zeitgenössischen Illustrationen. Ln. DM 36,–

Andrea Westphal/ Jochen Ziem
Frauen lernen leben
Gruppenpsychotherapie
SL Bd. 238.
DM 8,80

Gerti Tetzner
Karen W.
Roman. SL Bd. 212. DM 12,80

Helga M. Novak
Die Eisheiligen
Roman. DM 32,

Gabriele Wohmann
Paarlauf
Erzählungen. Ln. DM 28,–

Karoline von Günderrode
Der Schatten eines Traumes
Gedichte, Prosa, Briefe, Zeugnisse von Zeitgenossen Herausgegeben und mit einem Essay von Christa Wolf.
Ln. DM 29,80

Die Überwindung der Sprachlosigkeit
Texte aus der neuen Frauenbewegung. Herausgegeben von Gabriele Dietze.
SL Bd. 276. DM 12,80

Christa Reinig
Entmannung
Roman. SL Bd. 253. DM 9,80

Luchterhand

Inge Fiedler
Jahrgang 1949 – so alt wie die Republik
Auf den Spuren einer Mädchenklasse

Wir waren damals 23 in der Klasse, im sprachlichen Zweig; unsere Schule war ein »reines« Mädchengymnasium in S., einer Großstadt in Süddeutschland, wo die meisten auch geboren sind. Abitur haben wir 1968 gemacht, also in einer Zeit, in der es ganz schön gebrodelt und gegärt hat – zumindest bei den Studenten.
Ich habe versucht herauszufinden, was aus den einzelnen Frauen meiner ehemaligen Schulklasse geworden ist. Was haben sie seither gemacht, wo stecken sie, wie leben und denken sie heute, elf Jahre nach dem Abitur?
Insgesamt habe ich 16 von den 22 Frauen erreicht. Mit neun habe ich Telefongespräche geführt und mir dabei Notizen gemacht. Sechs habe ich besucht und ca. eine Stunde lang interviewt. Eine Frau hat mir einen Brief zugeschickt.

1. Kurzbiographien

Marianne O., 29 Jahre alt, Grund- und Hauptschullehrerin, verheiratet, ein Kind.
Der Vater ist Bauingenieur, die Mutter Hausfrau; keine Geschwister. Wohnverhältnisse der Eltern: eigenes Reihenhaus.
Marianne studierte an der Pädagogischen Hochschule in Ludwigsburg (zum Teil der Mutter zuliebe) und anschließend in Köln an der Sporthochschule (Sportstudium war mehr als Vertiefung eines Hobbys gedacht; Sportlehrer wäre ihr zu einseitig gewesen). Danach hätte sie gerne noch Archäologie studiert, ließ diesen Wunsch wegen der schlechten Berufsaussichten jedoch wieder fallen. Seit vier Jahren ist sie verheiratet (ihr Mann ist Industriekaufmann und viel unterwegs) und wohnt auf dem Lande in der Nähe einer fränkischen Kleinstadt. Sie hat einen zweijährigen Sohn (den sie sehr liebt) und wünscht sich noch mehr Kinder. Zur Zeit ist sie noch voll berufstätig (Kind ist während der Schule bei der Oma), würde sich aber beim zweiten Kind »für die Familie entscheiden«, weil sie dann Beruf und Familie nicht mehr guten Gewissens vereinbaren könne (»entweder richtig oder gar nicht«). Nebenberuflich ist sie Sportfachberaterin beim staatlichen

Schulamt im Landkreis C. Fühlt sich in ihrer Situation »recht glücklich, privat prima«.

Petra B., 30 Jahre alt, Grund- und Hauptschullehrerin, z. Z. Hausfrau, verheiratet, zwei Kinder.
Der Vater ist Ingenieur, die Mutter war abwechselnd Buchhalterin und Hausfrau; keine Geschwister. Wohnverhältnisse der Eltern: eigenes Haus.
Petra wollte eigentlich nie Lehrerin werden, wußte aber nichts Besseres, und andere Studien waren ihr zu lange. Sie hat dann an der PH Ludwigsburg studiert (wohnte während dieser Zeit bei den Eltern) und war danach bis zum ersten Kind berufstätig und Alleinverdiener, weil ihr Mann noch nicht mit seinem Studium fertig war (inzwischen ist er Diplom-Ingenieur). Seit sechs Jahren ist sie verheiratet (»Jugendfreund« aus der Tanzstundenzeit) und hat zwei Töchter im Alter von drei und zwei Jahren. Wohnt seit der Heirat in S. (Kleinstadt bzw. ›Dorf‹ in Süddeutschland), wo sie als Lehrerin berufstätig war. Beide wünschen sich eine Eigentumswohnung oder ein eigenes Haus, haben aber nicht vor, von dort wegzuziehen (»ruhig, ländlich, wenn auch etwas kleinkariert und kulturell nicht viel los«).
Der Lehrberuf hat ihr zwar Spaß gemacht, war aber auch eine große Belastung; sie war froh, als sie aufhören konnte. Zur Zeit ist sie zufrieden als Hausfrau und Mutter, will keine Doppelbelastung und lehnt es ab, ihre eigenen Kinder zugunsten fremder (in der Schule) zu vernachlässigen. Sie möchte jedoch wieder in ihren Beruf zurück, wenn die Kinder groß sind (»bin kein Hausmütterchen!«), ist aber auch nicht ungern Nur-Hausfrau, da sie weiß, wofür sie's macht, und sich die Zeit selber einteilen kann. In ihrer Freizeit besucht sie Volkshochschulkurse; außerdem spielen beide Tennis (ihr Mann ist im Sportverein). Ihrer Einschätzung nach führen sie eine »partnerschaftliche Ehe«, daher kann sie auch nichts mit Frauenbewegung usw. anfangen (»ist viel zu aufgebauscht und extrem«). Von der Studentenbewegung '68 hat sie auch nicht viel gehalten (»fand ich sinnlos«); sie hat sich dabei eher »über die ausgefallenen Seminare geärgert«.
Im großen und ganzen ist sie mit ihrer Situation zufrieden.

Sonja T., 30 Jahre alt, Studienrätin, verheiratet.
Der Vater ist kaufmännischer Angestellter, die Mutter Hausfrau; eine ältere Schwester. Wohnverhältnisse der Eltern: eigenes Einfamilienhaus.
Sonja studierte an der Universität Tübingen Englisch und Französisch (höheres Lehramt). Sie wollte zunächst Mathematik statt Englisch studieren, davon wurde ihr aber von Kommilitonen abgeraten. Außerdem wollte sie weg von zu Hause (bei Mathematik hätte sie in S. bleiben müssen). Die Ausbildung wurde von den Eltern finanziert. Sie war ein halbes Jahr in

England im Rahmen des Studiums. Zur Zeit voller Lehrauftrag am Gymnasium in W., einem Vorort von S. (ein Großteil ihrer Kolleginnen und Kollegen sind unsere ehemaligen Lehrer). Seit fünfeinhalb Jahren ist sie verheiratet (ihr Mann ist Pastoralreferent mit Schwerpunkt Jugendarbeit/Erwachsenenbildung); beide wohnen im ehemaligen Haus ihrer Eltern in S. Sie hat keine Kinder, wünscht sich jedoch welche. Bei einem Kind würde sie noch einen halben Lehrauftrag annehmen, bei zwei Kindern nicht mehr. Als Nicht-Berufstätige würde sie sich eventuell in der Nachbarschaftshilfe engagieren.
Im großen und ganzen ist sie mit der eigenen Situation zufrieden.

Beate S., 30 Jahre alt, Studienrätin, ledig.
Der Vater ist Realschulrektor, die Mutter Hausfrau; zwei jüngere Geschwister. Die Eltern hatten ein eigenes Haus in G. bei S.
Beate studierte an der Universität Tübingen Romanistik und Anglistik; Auslandsaufenthalt im Rahmen des Studiums. Hat seit dem Examen an verschiedenen Realschulen im Großraum S. unterrichtet, seit drei Jahren in M., einer Kleinstadt außerhalb von S. Der Lehrberuf macht ihr zum großen Teil zwar Spaß, sie würde aber gerne die Schule wechseln. Während der Ausbildung wohnte sie bei ihren Eltern, seit einigen Jahren allein in einer 2½-Zimmer-Wohnung in G. Sie würde gerne woanders hinziehen (abhängig vom Arbeitsplatz). Es besteht kein enger Kontakt zu Kollegen; ihr Bekanntenkreis setzt sich eher aus ›Nicht-Lehrern‹ zusammen. Interessiert sich für die Frauenbewegung, ist aber nicht aktiv. Sieht sich in ihrer heutigen Denkweise von der Studentenbewegung '68 beeinflußt.
Beate würde heute »auf eine andere Art studieren«, öfter den Studienort wechseln, verschiedene Lebensstile kennenlernen, mehr »andere« Erfahrungen machen.

Jutta G., 31 Jahre alt, Grund- und Hauptschullehrerin, z. Z. nicht berufstätig, verheiratet, ein Kind.
Der Vater ist Rechtsanwalt, die Mutter war bis vor dem Zweiten Weltkrieg Opernsängerin, später Sekretärin und Hausfrau; keine Geschwister. Wohnverhältnisse der Eltern: eigenes Reihenhaus.
Jutta studierte an der PH Ludwigsburg (wohnte währenddessen zu Hause) und in Essen (dort studierte ihr Mann). War drei Jahre im Schuldienst (Düsseldorf und S. – hier an ihrer ehemaligen Grundschule) und ist seit der Geburt ihres Sohnes vor vier Jahren beurlaubt. Seit acht Jahren ist sie verheiratet (ihr Mann ist Jurist in der Verwaltung) und wohnt seit 1973 in S. Sie erwartet bald ihr zweites Kind, möchte aber in den Lehrberuf zurück (halber Lehrauftrag), wenn die Kinder größer sind (»hat mir großen Spaß gemacht in der Schule mit den Kindern«). Ihr »echter« Wunsch war

eigentlich Tierärztin, aber man riet ihr von allen Seiten davon ab (»ungünstig für eine Frau«). Heute ist sie »ganz froh, weil Lehrberuf und Kinderhaben sich eben gut verbinden läßt«.

Gisela O., 30 Jahre alt, Studienrätin, verheiratet.
Der Vater ist kaufmännischer Angestellter, die Mutter war Hausfrau und zum Teil als kaufmännische Angestellte berufstätig (ist während der Schulzeit gestorben); eine jüngere Schwester. Wohnverhältnisse der Eltern: 3-Zimmer-Wohnung in S.
Gisela studierte Biologie und Chemie an der Universität S., wohnte aber nicht bei den Eltern (Untermiete); ab Klasse 11 stand bei ihr die Fachrichtung schon fest. Sie promovierte nach dem ersten Staatsexamen in Chemie, wollte aber trotzdem Lehrerin werden. Seit Abschluß der Referendarzeit unterrichtet sie an einem Gymnasium in S. und möchte auf jeden Fall ihren Beruf so schnell nicht aufgeben, »erst noch ein bißchen Karriere machen, auf jeden Fall bis zur Oberstudienrätin« (möglichst vorzeitig!). Vor zwei Jahren hat sie geheiratet; ihr Mann ist Oberstudienrat, gleiche Fächerkombination – ihrer Meinung nach »durchaus befruchtend«. Kinderwunsch besteht im Augenblick nicht, »es steht noch zur Diskussion, ob es überhaupt verantwortlich ist unter den heutigen Bedingungen«. Gisela wohnt mit ihrem Mann am Stadtrand von S. in einem Hochhaus (große 4-Zimmer-Wohnung), beide haben ihr eigenes Auto. Zur Verwandtschaft bestehen relative rege Beziehungen, ansonsten keine engeren Kontakte (wenig Freizeit).

Ulrike K., 30 Jahre alt, Studienrätin, z. Z. nicht berufstätig, verheiratet, ein Kind.
Der Vater ist Bäcker, die Mutter arbeitet in der Bäckerei mit; zwei jüngere Geschwister (Bruder und Schwester). Eltern hatten ein eigenes Haus (mehrere Mietparteien).
Ulrike studierte an der Universität Tübingen Englisch und Deutsch (höheres Lehramt), davon ein Semester in England. Sie ist seit neun Jahren mit einem Juristen verheiratet (Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche waren mit ein Grund für die frühe Heirat) und lebt in einer Eigentumswohnung in S. Bis zur Geburt ihres Sohnes (15 Monate alt) hat sie am Gymnasium unterrichtet und will später auch wieder in den Lehrberuf zurück. Berufstätigkeit bedeutet für sie hauptsächlich Abwechslung; Nur-Hausfrau ist aber auch vorstellbar (»mit Horizont!«), da Interesse an geistigen Beschäftigungen vorhanden.
Nach eigener Einschätzung hat die Studentenbewegung '68 Einfluß gehabt auf ihre Denkweise (damals: Basisgruppen als Anstoß). Im großen und ganzen mit ihrer Situation zufrieden.

Margret P., 30 Jahre alt, Studienrätin, verheiratet, ein Kind.
Der Vater ist Studiendirektor, die Mutter Hausfrau; eine ältere Schwester. Wohnverhältnisse der Eltern: eigenes Haus.
Margret studierte Chemie und Biologie an der Universität Tübingen (höheres Lehramt). Sie wollte schon immer Lehrerin werden, schwankte jedoch zwischen Mathematik und Chemie. Ausschlaggebend für die Entscheidung gegen Mathematik war ihr Wunsch, während der Ausbildung von zu Hause weg zu sein (Mathematik hätte Studium in S. bedeutet). Das Studium wurde von den Eltern finanziert. Außerdem erhielt sie ein fünfsemestriges Stipendium der VW-Stiftung.
Seit fünf Jahren ist sie verheiratet (ihr Mann ist Studienrat in den Fächern Latein und Französisch – nach eigener Einschätzung eine gute Ergänzung) und wohnt in R., einer Mischung aus Kleinstadt und Dorf im Großraum von S. (abhängig vom Arbeitsplatz des Ehemanns, entspricht aber auch den eigenen Bedürfnissen: ›Landluft‹ und Nähe der Großstadt) der Bau eines eigenen Hauses ist beabsichtigt. Sie hat einen 16 Tage alten Sohn; weitere Kinder sind nicht geplant, »wenn aber noch eins kommt, dann wird's auch großgezogen«. Nach der Mutterschutz-Frist will sie auf jeden Fall wieder voll berufstätig sein (Freude am Beruf); durch einen günstigen Stundenplan ist die Betreuung des Kindes weitgehend gesichert.
Nach eigener Aussage führen beide »eine sehr gute Ehe« und sind glücklich über das (gesunde) Kind. »Wir sagen uns auch immer, wir müssen froh und dankbar sein. Wir sind mit dem Erreichten zufrieden.«

Ursula H., 29 Jahre alt, Diplom-Ingenieurin, ledig.
Der Vater ist Architekt (freischaffend), die Mutter Hausfrau; drei ältere Schwestern und zwei ältere Brüder. Wohnverhältnisse der Eltern: eigenes Haus.
Für Ursula war es nach dem Abitur noch unklar, ob sie Graphikerin, Architektin, Schauspielerin oder Deutschlehrerin werden sollte. Daß sie dann Architektur studierte, »das hat eigentlich mehr mein Vater in die Hand genommen, ich hab' mich praktisch mehr oder weniger da reinschubsen lassen«. Im dritten Semester wollte sie mal aufhören und Pädagogik studieren, das war aber nach eigener Einschätzung eine »Schnapsidee«. Nach ihrem Diplom war sie ein halbes Jahr arbeitslos; seither ist sie in einem Architekturbüro angestellt. Während des Studiums wohnte sie zuerst zu Hause, dann fünf Jahre lang in einer Wohngemeinschaft. Seit einem halben Jahr lebt sie mit ihrem Freund (Stadtplaner, beide sind seit sieben Jahren befreundet) in einer schönen großräumigen Altbauwohnung in S. (reicheres Viertel).
Von ihrem Job ist sie »nicht gerade begeistert, aber auch nicht todunglücklich«, kann es »schon noch ne Weile so aushalten«, empfindet ihre Situation

als »ganz angenehm, vielleicht manchmal ein bißchen langweilig«; es kann aber auch sein, »daß mal der Punkt kommt, wo ich was verändern möchte«.
Was sie ihrer Meinung nach hätte anders machen sollen: nach dem Abitur erst mal rumreisen und dann selber entscheiden, was sie eigentlich will, und versuchen, nicht alles so geradlinig zu machen, mehr ›Scheiß‹ zu bauen.

Inge F., 30 Jahre alt, Diplom-Pädagogin, z. Z. arbeitslos, ledig.
Der Vater war Kaufmann (1961 gestorben), die Mutter ist Hausfrau; jüngste von sieben Geschwistern (drei Brüder und drei Schwestern). Aufgewachsen in W., einem Vorort von S. (eigenes Einfamilienhaus).
Gleich nach dem Abitur von S. nach Berlin »abgehauen«, seither 15mal die Wohnung und dreimal die Studienfachrichtung gewechselt. Zunächst mit mehreren Leuten im ehemaligen SDS-Zentrum, dann einige Monate in der Kommune I gewohnt. Von da ab verschiedene Wohnkonstellationen ausprobiert (größere und kleinere Wohngemeinschaften, mit Freund, alleine, bei Bekannten und Verwandten, mit Freundin). An der Freien Universität war sie seit 1969 in wechselnden Fachrichtungen immatrikuliert, hat jedoch nur sporadisch studiert. Insgesamt fünf Jahre in der »scene« rumgeflippt. Während dieser Zeit den Lebensunterhalt durch Gelegenheitsarbeiten (Kaufhaus, Theater, Fabrik, Hotel, Kindsmagd), Waisenrente und Elternhaus finanziert. Danach ziemlich durchgehangen, wollte dann nach Indien gehen und ein »neuer Mensch« werden, blieb aber in Berlin hängen und versuchte, doch noch die Kurve zu kriegen. Ab WS 73/74 ordentlich Studierende an der FU, Fachrichtung Erziehungswissenschaften/Erwachsenenbildung (Bafög-Darlehen), währenddessen zweijährige Jugendarbeit in einem Stadtteilprojekt. Abschluß mit Diplom im Februar 1979. Seither arbeitslos und Sozialhilfeempfänger; finanzielle Aufbesserung durch diverse Aushilfejobs, zur Zeit als Karten- und Süßigkeitenverkäuferin im Kino. Lebt seit einem halben Jahr mit ihrem Freund (kommt aus Irland, arbeitet in einer Kneipe) in einer 3-Zimmer-Altbauwohnung (ohne Bad) in Berlin-Kreuzberg.

II. Interviews

Birgit K., 33 Jahre alt, Abteilungsleiterin für Personalausbildung am Kaufhof, ledig.

Der Vater ist Handwerker, die Mutter Hausfrau; zwei ältere Schwestern. Wohnverhältnisse der Eltern: 3-Zimmer-Wohnung (Wohnblocksiedlung).

Birgit wollte eigentlich Lehrerin werden (»war im Grunde doch ein sozialer Aufstieg, und dann die langen Ferien, der Beamtenstatus und die relativ lockere Arbeitszeit, das alles hat mich schon gereizt«), brach jedoch ihr Studium an der PH Ludwigsburg nach elf Semestern ab, weil sie ziemlich massive Schwierigkeiten damit hatte. Das größte Problem war ihre »wahnsinnige« Angst vor den Professoren (»die benahmen sich wie die Herrgötter«), praktisch die Fortsetzung ihrer Angst vor den Lehrern in der Schule (»ich bin ja auch zweimal kleben geblieben«). Dazu kamen ihre Ratlosigkeit in bezug auf die Fächerwahl und die Schwierigkeit, sich durch das Studium alleine durchwälzen zu müssen, da sie fast keinen Kontakt zu Kommilitonen hatte. Sämtliche Prüfungen, zu denen sie sich immer wieder anmeldete, hat sie gar nicht erst zu machen versucht (ausgenommen die Zulassungsarbeit). So wurde der Zeitpunkt der Abschlußprüfung immer weiter hinausgeschoben (»ich hätte mich vielleicht bloß mal hinsetzen müssen, aber das hab ich nicht gepackt«), bis der Druck von Eltern und Umwelt immer stärker wurde, ihr von allen Seiten vorgehalten wurde, ein Versager zu sein.

»Okay, hab ich mir gesagt, machst ne Weile was anderes und gehst dann zurück an die PH, machst ne Therapie und dann doch noch die Prüfung. Mit der Therapie war's dann aber nichts, viel zu teuer. Bin dann runter von der PH und hab einen Kurs in Steno und Schreibmaschine angefangen, aber wieder abgebrochen. Daraufhin hab ich bei Bekannten im Haushalt gearbeitet und deren Kind gehütet, ein Jahr lang. War ja aber auch keine Perspektive für die Zukunft. Dann hab ich ein Jahr lang freiberuflich beim Statistischen Landesamt gearbeitet, und als das zu Ende war, da stand ich halt wieder da, wieder nicht gewußt was. Jetzt war's auch schon ziemlich schwierig, irgendwo unterzukommen. Mir schwebte ja irgendwas in Richtung gehobene Beamtenlaufbahn vor, beim Finanzamt z. B., da war aber nichts zu machen. Während dieser ganzen Zeit bin ich unheimlich durchgehangen. Von dem Moment an, wo ich die PH sausen ließ, und wo auch gleichzeitig meine Beziehung zu H. in die Brüche ging, hab ich dann angefangen zu trinken, aus lauter Verzweiflung. Da hast du einfach ne panische Angst gekriegt: Mensch, du bist nicht verheiratet, hast keinen Beruf, keinen Job, keine Ausbildung, im Grunde kein Geld – also du bist ein Versager auf der ganzen Linie. Da war ich dann auch praktisch so weit, daß ich mir sagte, entweder Schluß machen oder neu anfangen, so geht's nicht weiter. Ich hab damals ne Frau gekannt, die hat mich da moralisch unterstützt, ich bin dann auch mal zu den Anonymen Alkoholikern gegangen, und das eine Mal hat mir unheimlich geholfen. Ich hab's dann auch geschafft, mit der Trinkerei aufzuhören. Schließlich bin ich dann zum Arbeitsamt gegangen, und dort hat man mir eine Ausbildung zur Substitutin beim Kaufhof angeboten. Ich hab sofort zugegriffen und hab mich dann

danach zur Ausbilderin für Jugendliche und Abiturienten ausbilden lassen. Und das mache ich nun seit zwei Jahren und will auch dabei bleiben, auf jeden Fall. Die Arbeit dort macht mir Spaß, ich hab ne Verantwortung, ne ganz gute Position, und irgendwo ist ja auch mein Traum in Richtung Ausbildung, also Lehrer, verwirklicht worden. Im Vergleich zu vorher hab ich schon was erreicht, ich hab das Gefühl, ich könnte was darstellen. Auch daß eine Regelmäßigkeit, eine Ordnung in meinem Leben ist, so was brauche ich, das ist wichtig, und dann auch die Tatsache, daß ich meinen eigenen Lebensunterhalt verdiene, und das Gefühl, daß man sich mit meiner Position finanziell mehr leisten kann. Ich möchte allerdings nicht ewig in H. (›junge Großstadt‹ in Süddeutschland) bleiben, mein Ziel ist, noch ein bißchen Karriere zu machen – innerhalb des Rahmens, der mir im Kaufhof als Frau gegeben ist – und an ein größeres Haus kommen, das ist für dein Image innerhalb des Hauses schon wichtig.
Um weiterzukommen, mußt du im Grunde ne Rolle spielen, auf Hektik machen, dich profilieren, selbstbewußt auftreten, ständig laut im Munde führen, was du alles kannst, leistest, machst. Und als Frau mußt du natürlich immer ein bißchen mehr bringen. Obwohl ich da am Anfang einige Schwierigkeiten hatte, hab ich mich im Lauf der Zeit den Spielregeln angepaßt. Ich wollte einfach an dieser Sache nicht noch einmal scheitern. Hab mich eben ein bißchen gewandelt, das ist mir schon in Fleisch und Blut übergegangen, du übernimmst dann diese Rolle auch ins Privatleben. Meine Angst vor den Vorgesetzten hat sich auch verloren, einfach weil ich durchschaue, daß die mit denselben Mitteln hochgekommen sind.
An Heirat denke ich nicht, ich kann mir auch nicht vorstellen, mit jemandem zusammenzuwohnen, dafür hab ich schon zu lange alleine gewohnt. Ich will meine Freiheit, ich könnte keine Familie brauchen oder für jemanden mitsorgen, nee. Mir reicht die Erfahrung bei meinen Eltern zu Hause. Ich hab ja bis zu meinem 26. Lebensjahr zu Hause gewohnt, da war halt immer dieses Rummeckern im Hintergrund. Ich komme alleine sehr gut zurecht.
Irgendwo organisiert oder engagiert bin ich nicht (außer im Tennisclub). Früher, als Auszubildende, da war ich mal in der Gewerkschaft, der HBV, damals hab ich auch zuwenig verdient, und ich dachte mir, Gewerkschaft ist ganz gut, die hilft dir auch, wenn mal was ist. Aber dann als Abteilungsleiter, wenn du eng mit der Geschäftsleitung zusammenarbeitest, da geht das praktisch nicht mehr, das kann man sich eigentlich nur erlauben, wenn man ne starke Persönlichkeit ist. Du wirst nach einer Weile auch so umgepolt, daß du denkst, vielleicht war's doch nicht richtig, in die Gewerkschaft einzutreten. Ich hatte dann auch Angst, daß die dahinterkommen, und bin dann wieder ausgetreten. Auch wegen dem Beitrag, für die Kirche zahle ich ja auch nicht mehr, und der Beitrag staffelt sich ja gemessen an deinem

Einkommen. Und wenn's dann sowieso nur Scherereien gibt wegen deiner Mitgliedschaft, dann spar ich mir das Geld lieber. Was heißt sparen, sparen tu ich ja mein Geld nicht, wofür denn, für wen denn? Ich hau das Geld halt auf den Kopf.
Also wenn ich meine heutige Situation betrachte, so bin ich froh, daß ich meine Durchhängephase überwunden habe. Mit meinen heutigen Erfahrungen würde ich nach dem Abi auf gar keinen Fall mehr studieren, sondern eine Lehre anfangen, jedenfalls eine mehr praktische Ausbildung, in Richtung Beamtenstatus, wegen der Alterssicherung. Das hätte ich, glaub ich, damals auch machen sollen, Studieren war nicht das Richtige für mich, zuviel Freiheit. Verkehrt war auch, daß ich so lange im Elternhaus geblieben bin, dadurch wird man doch sehr unselbständig. Die Ausbildungszeit in fremden Städten hat mir da sehr gut getan, da hab ich gelernt, alleine zu leben, insofern war diese Zeit schon eine einschneidende Erfahrung für mich.«

Karin S., 30 Jahre alt, Realschullehrerin, geschieden, ein Kind.

Der Vater ist Bauingenieur, die Mutter Hausfrau; ein jüngerer Bruder. Wohnverhältnisse der Eltern: eigenes Haus.
Karin war drei Jahre mit einem Arzt verheiratet, ist seit vier Jahren geschieden und lebt zusammen mit ihrem Freund (Realschullehrer, Vater ihres einjährigen Sohnes) in L. (Großraum S.). Z. Z. halber Lehrauftrag.
»Ich glaub, ich hab ziemlich gut funktioniert in meiner Erziehung. Daß ich Lehrerin werden wollte, war eigentlich schon immer klar für mich, schon als Kind. Man hat mir auch immer gesagt, Lehrerin ist gut, ist was Gesichertes, da kann man auch aufhören, wenn man Kinder kriegt, und später wieder anfangen; und daß ich heiraten und Kinder kriegen wollte, war mir auch klar, und so hab ich mich ohne weiteres damit einverstanden erklärt. Aber auf die PH wollte ich nicht, weil ich nicht zu Hause wohnen wollte, ich wollte weg von daheim. Dann bin ich nach Tübingen und habe Geschichte, Politik und Geographie studiert. Wir hatten doch damals so ne junge Geschichtslehrerin, die hab ich so toll gefunden, weil sie so flott und so nett war und so schön über die Französische Revolution berichten konnte. Ich glaub, wegen der hab ich Geschichte studiert. Eigentlich wollte ich mich ja nicht ganz von zu Hause lösen, aber eine gewisse Entfernung sollte schon da sein. Ich bin dann aber trotzdem jedes Wochenende brav nach Hause gefahren, auch aus wirtschaftlichen Gründen, ich bekam halt Essen und andere Sachen von zu Hause mit. Bestimmt haben auch meine Eltern einen Einfluß auf meine Berufswahl gehabt, jedenfalls haben sie mich positiv bestärkt. Eine gute Ausbildung war ihnen schon wichtig; meine Eltern kommen beide aus einer Arbeiterfamilie und haben praktisch einen

sozialen Aufstieg geschafft, ein eigenes Haus gebaut usw. Und da gehörte es eben auch dazu, daß die Kinder und auch die Tochter eine ›gescheite‹ Ausbildung bekommen, wo sie stolz sein können.
Ich hab das Studium mehr als Fortsetzung von Schule begriffen, wo man halt bestimmte Wissensgebiete vertieft. Heute hätte ich manchmal Lust, wieder auf die Uni zu gehen und zu studieren, aber andere Fächer, was Neues lernen.
Der Lehrerberuf macht mir schon Spaß, aber die allgemeinen Bedingungen an der Schule sind eben ziemlich beschissen, zu große Klassen z. B., und dann der Druck vom Rektorat und vom Schulamt, der wird immer größer, aber in meiner Situation jetzt, mit dem Kind, da ist das eben eine gute Möglichkeit, halbtags was zu arbeiten und nicht schlecht Geld zu verdienen. Aber ich empfinde die Situation an der Schule schon als ziemlich beengend, ich würde auch gerne die Schule wechseln. Wir sind ja ein Riesenbetrieb (2000 Schüler) mit ziemlich vielen ›Problemschülern‹, und du packst es als Lehrer einfach nicht, mit solchen Problemen fertig zu werden. Du hast zwar den Anspruch, auf die Schüler einzugehen, aber du schaffst es nicht, du stößt jeden Tag an deine Grenzen als Lehrer. Von daher ist schon eine ständige Frustration vorhanden. Und dann ist es ja auch ziemlich stressig und anstrengend, immer fit sein, sechsmal 45 Minuten am Tag. Ganz so hab ich mir den Lehrerberuf doch nicht vorgestellt, aber ich finde ihn trotzdem schön. Ich bin eigentlich auch froh, daß ich nicht am Gymnasium bin, denn da ist es bestimmt noch viel schlimmer mit dem Leistungsdruck, auch mit dem Druck von den Elternhäusern. Bei uns an der Schule trifft man doch noch relativ vernünftige Eltern.
Berufstätigkeit ist für mich schon sehr wichtig, also selbst was zu machen, mich mit anderen Dingen zu konfrontieren und dort Erfahrungen zu machen, auch mich selbst zu bestätigen, und natürlich auch eigenes Geld zu verdienen. Ich wollte jedenfalls nie immer nur zu Hause sein, nur mit dem Kind, das würde mir überhaupt nicht gefallen. Ich habe mir eigentlich schon immer vorgestellt, mein Leben lang berufstätig zu sein. Aber jetzt macht es mir manchmal Angst, wenn ich daran denke, nochmal 30 Jahre an der Schule zu sein, wie ich das aushalten soll. Ich mach ja jetzt die Sachen dort zum sechsten Mal, Jahr für Jahr denselben Stoff, ich kann's schon bald auswendig. Da kriegt man dann Angst, daß man eines Tages verkrustet. Ich bin bestimmt auch autoritärer geworden als am Anfang, und das macht mir halt auch Angst.
Ich glaube, wenn ich die Gelegenheit hätte, was anderes zu machen, mit anderen Leuten zusammen, vielleicht einen Buchladen oder so was, irgendeine Sache, wo man selber was machen kann und die Spaß macht, dann würde ich da mitmachen. Ich glaub auch, daß man mal was anderes machen *muß*. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, bis zu meinem 60. Lebensjahr

auf der Schule zu sein, da wird man, glaub ich, dann wirklich doof im Kopf. Also auf jeden Fall möchte ich berufstätig sein, was arbeiten, auch für mich selbst.
Ich würde heute bestimmt nicht mehr Lehrer werden, nicht unter den gegenwärigen Bedingungen. Der ganze Streß, unter dem die Lehrer jetzt stehen, die Unsicherheit und der Anpassungszwang, das ist eine Katastrophe. Im Nachhinein ist es da natürlich schon ein beruhigendes Gefühl, durch den Beamtenstatus abgesichert zu sein, einfach allein die Tatsache, daß sie dir rechtlich nicht so viel können. Wenn du nicht gerade sehr unvorsichtig bist. Das gewöhnt man sich allerdings ab in der Schule, wenigstens was geschriebene Sachen betrifft. Da überleg ich mir dann schon, was ich sagen kann und was ich schreiben kann, gerade auch was politische Dinge anbelangt. Ich spiel da natürlich auch ein bißchen die Lehrerrolle, sage nicht alles, was ich denke, wobei ich allerdings der Meinung bin, daß man in den wenigsten Berufen frei seine Meinung äußern kann.
Warum ich geheiratet habe? Weil man eben heiratet als Frau, weil das gesellschaftliche Umfeld dies einfach vorsieht. Ich habe eigentlich kaum überlegt, was das nachher heißt, und ich habe ja auch relativ jung geheiratet, mit 23. Wir kannten uns vier Jahre, na ja, dann probiert man es eben mal. Also im Nachhinein war es die größte Dummheit von mir. Die große Liebe war es ja auch nicht, wir haben uns auch vorher schon mächtig gestritten, öfters, aber ich dachte halt, das gehört dazu, man schafft das schon noch. Diese arg naive Vorstellung: man macht eben was zu zweit, und größere Auseinandersetzungen werden sich schon geben mit der Zeit. Und dann habe ich mir auch selbst wenig zugetraut, ich hab mich immer an jemand anderem orientiert, das war bestimmt auch mit ein Grund. Ich habe damals sehr unterschätzt, welcher Zwang da auf mich zukommt, schon rein äußerlich, dieses Papier und das Bewußtsein, ›richtig verheiratet‹ zu sein, plötzlich überall als ›seine‹ Frau aufzutauchen. Schon wenn ich das höre, ›meine‹ Frau, so besitzergreifend ist das, ich könnte Krämpfe kriegen. Also das hat dann meinen Widerspruchsgeist schon ziemlich gereizt. Deshalb würde ich auch jetzt nicht mehr heiraten. So wie ich jetzt mit Heiner zusammenlebe, ist von außen betrachtet ja auch wie verheiratet, aber ich fühle mich irgendwie freier dabei. Meine Eltern haben mir ja immer eine sehr harmonische Ehe vor Augen geführt, mit klarer Rollenverteilung, und irgendwelche Konflikte habe ich nie gesehen und auch nie gelernt, sie zu bewältigen. Darüber habe ich mich dann schon sehr getäuscht.
Mit dem Auseinanderleben hat es dann angefangen, als Karl-Heinz (Ex-Ehemann) mit dem Studium fertig war und in das Arzt-Milieu hineingeraten ist, da hat er sich dann einfach anders entwickelt, wir haben einfach nicht mehr zusammengepaßt. Ich hab ja damals unheimlich viel an der

Schule gemacht, mit einer Freundin zusammen, die schon ziemlich früh in einer Frauengruppe war, und Karl-Heinz hat eben ganz andere Sachen gemacht und andere Interessen entwickelt, auch ziemlich materialistische, so mit neueste Sachen anschaffen und kurz mal wo hinfliegen und so. Da war mir schon ziemlich klar, daß mir das nicht gefällt. Und wie er mein Leben praktisch vorgeplant hat, also mit 27, wenn du verbeamtet bist, dann kriegen wir ein Kind, das hat mich unheimlich gestört, da fühlte ich mich so gefangen, irgendwie verplant für die Zukunft, das war wie so ne Abfolge: verbeamtet – verschwängert – verbraucht, fand ich furchtbar. Und dann hat er ja auch meine Freunde total abgelehnt, das hat mir schon gewaltig gestunken. Jedenfalls haben wir uns gegenseitig ziemlich entfremdet, und ihn in eine andere Richtung zu bringen, das ging nicht, dafür war er einfach zu anders. Ich hab ja noch lange versucht, was zu retten, durch Getrennt-Leben z. B. oder durch Reden mit anderen Leuten, Eheberatung und so. Aber es ging eben nicht mehr. Dann hat es mir aber große Schwierigkeiten gemacht, Konsequenzen zu ziehen und zu gehen. Ich hab Pillen geschluckt und Kognak getrunken, dachte, ich will mich lieber umbringen, also es war ziemlich schlimm. In dieser Situation hat es mir dann sehr geholfen, daß ich mit Freundinnen darüber geredet habe, das war ein wesentlicher Antrieb für mich; auch die Tatsache, daß Karl-Heinz die abgelehnt hat, war noch eine Bestärkung. Irgendwann kam der Punkt, wo eine Veränderung sein mußte. Ich hab zu dieser Zeit dann auch den Heiner kennengelernt und ne Beziehung entwickelt, das war gemessen an meiner Wohlbehütetheit und Geradlinigkeit schon was Neues, das hat mir auch gezeigt, daß ich auch andere Leute, auch Männer, kennenlernen kann und nicht nur auf den einen angewiesen bin, das hat mich schon bestärkt. Ich bin dann auch mal abgehauen und hab ne Zeitlang bei einer Freundin gewohnt.

Für meine Eltern war ja die Scheidung ein ziemlicher Schock, das paßte ganz und gar nicht in ihr Bild von einer harmonischen Ehe. Damals mußte ich mich nicht nur von Karl-Heinz lösen, sondern auch von meinen Eltern, an die ich ja immer ziemlich gebunden und auch von ihnen beeinflußt war. Das war schon ein Problem für mich, auch wie sie sich damals mir gegenüber verhalten haben. Damals hab ich dann ein etwas distanziertes Verhältnis zu meinen Eltern entwickelt. Zu dieser Zeit war ich unheimlich aktiv und engagiert in der Schule, das war ja der einzige Bereich, wo ich was gut machen konnte, das hat mich praktisch aufrecht erhalten. Ich hab dann viele neue Leute kennengelernt und konnte mir sehr wohl vorstellen, auch als Einzelperson leben und existieren zu können. Allerdings nicht so konkret wie heute, ich hab viel dazugelernt, gerade auch über die Frauengruppe. Ich könnte mir jetzt auch vorstellen, mit einer Frau zusammenzuwohnen, oder auch ganz alleine. Jetzt lebe ich ja mit Heiner zusammen, und das geht auch wirklich gut, aber ich würde nicht mehr längerfristig planen,

so für die nächsten 50 Jahre oder so. Wegen dem Kind würde ich auf keinen Fall heiraten, das halte ich auch nicht für notwendig. Ich könnte mir durchaus vorstellen, mit dem Kind auch alleine zu leben, oder daß Heiner das Kind hat, angenommen, es gäbe irgendwelche Schwierigkeiten und wir würden uns mal trennen. Sicherlich würde mir eine Trennung schwerfallen, aber ich würde es bestimmt besser packen als früher.
Klar, die Verantwortung gegenüber dem Kind fühle ich schon, und ich möchte deshalb auch die nächsten paar Jahre mit Heiner zusammenbleiben. Das Kind war ja auch von uns beiden gewünscht, obwohl ich mir schon Gedanken gemacht habe, ob es überhaupt richtig ist, gerade in einer Zeit ein Kind zu kriegen, wo man selbst Angst hat vor irgendwelchen Kriegen, politischen Ereignissen oder explodierenden Atomkraftwerken. Aber ich hätte nie definitiv sagen können, ich will *kein* Kind, und da hab ich's eben drauf ankommen lassen (die Pille wollte ich einfach nicht mehr nehmen), natürlich mit der Bereitschaft, es dann auch zu wollen.
Zu der Frauengruppe bin ich über eine Freundin gekommen. Als ich hörte, daß es hier auch so was gibt, bin ich eben hingegangen, allerdings war das damals noch in privatem Rahmen, später haben wir dann einen Raum gemietet und ein Frauenzentrum aufgemacht. (Insgesamt sind wir zwischen 20 und 50 Frauen, allerdings meist Frauen mit einer Ausbildung, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen und auch Schülerinnen. Den Anspruch, Frauen aus anderen sozialen Schichten anzusprechen, auch gerade Hausfrauen, und Beratungen zu machen für Frauen, denen es wirklich schlecht geht, diesen Anspruch können wir noch nicht einlösen.)
Ganz sicher hat die Frauengruppe sehr viel gebracht für den einzelnen, gerade für mich persönlich, auch daß ich viele Leute kennengelernt habe; und die Möglichkeit, offen über Probleme zu reden, die ist schon sehr wichtig. Auch wenn man den Anspruch nicht einlösen kann, ein öffentlicher und politischer Faktor zu sein, glaube ich, daß es trotzdem allein schon wichtig ist, für sich persönlich was zu verändern und damit auch auf seine Umgebung einzuwirken; z. B. die Tatsache, wie ich jetzt mit Heiner und dem Kind zusammenlebe, daß ich das auch vertreten kann, in der Schule oder bei Nachbarn usw. Und wenn dann z. B. eine Schülerin, die schwanger ist und Probleme hat, weiß, daß sie bei mir anrufen und Rat holen kann, dann ist das schon wichtig für mich.
In bezug auf meine private persönliche Situation habe ich schon eine Menge dazugelernt, mir mehr Klarheit verschafft, was ich will und was ich nicht will. Schwierigkeiten habe ich eher im politischen Bereich, was ich da machen soll und inwieweit man hier was verändern kann. Und daß ich mich nicht total ins Private zurückziehe, so mit einem bißchen alternativen Leben, vielleicht noch Gartenbau und eigenes Brot backen, und sonst nur Frauenprobleme und Frauengruppe. Wenn ich so zurückdenke, dann hat

mich die Studentenbewegung '68 schon indirekt beeinflußt. Allerdings war ich damals noch viel zu sehr in meiner Erziehung verhaftet und hab alles mehr vom Rande aus betrachtet. Im nachhinein finde ich es eigentlich schade, nicht aktiv mitgearbeitet zu haben, an der Uni war ja damals einiges los. Aber trotzdem bin ich politisch von da her beeinflußt worden; das merk ich auch im Vergleich zu den jungen Lehrern, die jetzt zu uns an die Schule kommen, wie unpolitisch die zum großen Teil sind, und auch die Schüler selbst, da könnte ich manchmal verzweifeln.
Was ich anders machen würde, wenn ich nochmal die ›Wahl‹ hätte? Nicht mehr heiraten – auf jeden Fall nicht mehr so früh!«

Christa S., 31 Jahre alt, Medizinisch-Technische Assistentin, z. Z. nicht berufstätig, verheiratet, ein Kind.

Der Vater ist Ingenieur, die Mutter Hausfrau; keine Geschwister. Wohnverhältnisse der Eltern: 4-Zimmer-Wohnung in S.
Christa holt mich mit Kind und Auto vom Bahnhof in D. ab, einer Kleinstadt in Süddeutschland (Schwarzwaldnähe, schöne Gegend). »Familiengerechter Neubau« denke ich, als wir bei ihr zu Hause ankommen. Alles da: Garage, viel Rasenfläche ums Haus, Terrasse mit Kaffeetisch und Sonnenschirm. Sie führt mich durch die Wohnung: zeitgemäß im Katalogstil, moderne Küche und moderne Kunst im Flur; der Blick aus dem Fenster ist noch unverbaut. Bei Kaffee und Kuchen kommen wir ins Gespräch (»bei mir gibt's aber nichts Besonderes zu berichten!«).
Christa ist die einzige aus unserer Klasse, die nicht an einer Uni oder PH studiert hat. Bis kurz vor dem Abitur hatte sie noch keine konkreten Zukunftsvorstellungen, außer daß sie mal heiraten und Kinder haben (beides nicht zu früh) und irgendwas im medizinischen Bereich machen wollte. Ein Medizinstudium kam aber nicht in Frage aufgrund ihres Notendurchschnitts, und außerdem wäre ihr ein richtiges Studium zu langwierig gewesen. Auf keinen Fall wollte sie auf die PH und Lehrerin werden (»da bin ich gar nicht der Typ dazu«). Sie entschloß sich dann für eine zweijährige Ausbildung als MTA (Spezialgebiet Röntgen) und arbeitete nach dem Examen drei Jahre im Krankenhaus in S. Während der Ausbildung wohnte sie zu Hause bei ihren Eltern, danach kurze Zeit alleine, lernte dann ihren Mann kennen, der als Arzt (Radiologe) im selben Krankenhaus arbeitete, und lebt seit fünf Jahren in D., wo ihr Mann eine eigene Praxis betreibt. Seit der Geburt ihres Sohnes vor drei Jahren ist sie nicht mehr berufstätig.
»Ich sage mir, bei uns ist es finanziell nicht nötig, daß ich mitarbeite, und ich bin der Meinung, ganz die Mutter ersetzen kann keine andere Person. Wenn das Kind größer ist, dann würde ich schon gerne wieder arbeiten, gerade in unserer Praxis. Erstens spart man, ganz nüchtern betrachtet, eine

Arbeitskraft ein, und zweitens macht mir die Arbeit da auch Spaß. Ich kann aber auch sehr gut zu Hause sein, mir ist eigentlich nie langweilig, und das Kind füllt mich auch aus. Ich möchte auch gerne noch ein Kind, damit der Kleine nicht so alleine ist.
Ich fühle mich eigentlich ganz wohl in meiner Situation, ich bin auch zufrieden mit meiner Ehe. Na ja, Krisen gibt's überall, gab's auch bei uns, aber seither läuft alles unbeschwert, ohne Probleme, bei uns gibt's eigentlich keine Höhen und Tiefen; wir lassen uns auch Freiheiten, wir führen sozusagen ne ganz normale Ehe. Anfangs mußte ich mich erst mal umstellen, z. B. wenn's mal Knatsch gibt, dann muß ich eigentlich immer gleich darüber sprechen, während mein Mann da eher in Schweigen verfällt, er redet nicht so gerne über sowas. Also da hab ich mich dann schon angepaßt und hab mir das auch abgewöhnt, das macht mir aber nichts aus.
Also ich bin emanzipiert (lacht dabei). Jeder schlägt mal was vor, und wenn's dem anderen nicht paßt, dann sagt man es eben. Aber mein Mann richtet sich eigentlich weitgehend nach meinen Wünschen. Ich finde es auch nicht nötig, mich in der Frauenbewegung zu engagieren, ich habe ja praktisch keine Eheprobleme, fühle mich nicht unterdrückt, will auch nicht ausbrechen und habe nicht das Gefühl, daß ich zu kurz komme. Ich fühle mich eigentlich selbständig.
Den Haushalt mache ich, aber ich will auch nicht, daß mein Mann mir dabei hilft. Er kommt ja ziemlich spät heim, und da soll er sich dann ruhig seinen Interessen widmen am Abend, in der Praxis ist es ja auch anstrengend. Wenn wir beide berufstätig wären, würde ich aber trotzdem den Haushalt machen, das ist ja auch nicht so viel Arbeit, wir haben z. B. ne Geschirrspülmaschine, und so ne fanatische Putzfrau bin ich sowieso nicht.
Also in beruflicher Hinsicht hab ich mein Ziel erreicht. Ich hab ja nie große Ansprüche gehabt oder hochgesteckte Ziele, ich wollte nie ein langes Studium oder einen großartigen Beruf, in der Hinsicht vermisse ich auch nichts. Aber für mich selber würde ich gerne noch mehr tun, mehr Wissen ansammeln, durch Lesen z. B. oder Volkshochschulkurse, irgendwie muß man sich ja weiterbilden, auch um mehr mitreden zu können, das fehlt mir noch ein bißchen. Wenn das Kind größer ist, habe ich dafür wieder mehr Zeit. Früher habe ich ja nicht so viele Interessen gehabt, weil ich auch praktisch niemanden kannte, der mich irgendwie angeregt hätte. Jetzt durch meinen Mann habe ich vieles kennengelernt, neue Interessen entwickelt, sozusagen meinen Horizont erweitert. Mit unseren Freunden veranstalten wir auch ab und zu Hausmusikabende, da hab ich wieder angefangen Flöte zu spielen und mich für klassische Musik zu interessieren, und dann haben wir auch ein Abonnement für Theater und Konzert.
Ich muß sagen, mir gefällt's in dieser Gegend sehr gut, ich möchte nicht mehr weg von hier, wir haben jetzt ja auch einen eigenen Bauplatz. Also ich

mag die Landschaft, die Ruhe hier und auch die Kleinstadtatmosphäre. Mir fehlt eigentlich nichts hier, und wir haben auch viele Freunde und Bekannte, auch meistens Mediziner, es ist eigentlich immer was los hier. Abgesehen davon bin ich eher ein ruhiger Typ, mein Mann auch, und wir sind eigentlich auch ganz gerne zu Hause am Abend.
Also mit anderen Leuten zusammenwohnen, das wollte ich nicht. Ich bin gern allein mit meiner Familie, ich muß auch einen Bereich haben, der tabu ist für andere, wo ich für mich sein kann.
Wenn ich jetzt an die Abi-Zeit zurückdenke, also die Studentenbewegung damals hat mich eigentlich nicht berührt, ich bin politisch auch ganz inaktiv; sicher, ich lese Zeitung und so, aber engagiert habe ich mich nie. Ich hab das damals schon mit Interesse verfolgt, aber großartige Gedanken hab ich mir nicht gemacht. Es wäre sicher anders gewesen, wenn ich an einer Uni studiert hätte, bei meiner Ausbildung gab's ja so was gar nicht.
Was ich heute anders machen würde? Viel nicht; vielleicht würde ich doch Medizin studieren, wenn ich einen besseren Notendurchschnitt hätte. Es wäre dann schön, wenn ich meinen Mann schon kennen würde, dann könnte man das zusammen machen. Und ich würde mich vielleicht mehr bilden, durch Lesen und so, keine Romane, mehr Sachbücher. Jedenfalls glaube ich nicht, daß ich zu früh geheiratet habe; ich gehe deswegen trotzdem nicht mit Scheuklappen durch die Gegend.
Na ja, wenn ich jetzt so höre, was die anderen alles gemacht haben, dann denke ich kurz, das ist alles viel interessanter, vielleicht hab ich doch was versäumt, vielleicht ist bei mir alles ein bißchen langweilig. Aber was soll's, ich nehm's eben, wie es ist, und im Grunde bin ich doch eigentlich ganz zufrieden.«

Ulla M., 30 Jahre alt, Sonderschullehrerin, ledig.

Der Vater ist Maschinenschlosser, die Mutter Hausfrau, eine ältere Schwester. Eltern haben ein eigenes Haus.
Ulla lebt seit fünf Jahren mit ihrem Freund (macht zur Zeit eine Sozialarbeiterausbildung) in einer 3-Zimmer-Dachwohnung (klein und gemütlich, riesige Plattensammlung, Einstein-Plakat an der Wohnungstür) in S.
Ullas Berufswunsch ist schon ziemlich früh geprägt worden. Außer Sonderschullehrerin (eigentlich Krankenhauslehrerin) kam aber auch noch Designer, Landschaftsplaner und Entwicklungshelfer in die engere Wahl, wurde jedoch nach eingehender Berufsberatung wieder fallengelassen. Bei Ulla ist mir ihr ausgesprochener Realitätssinn aufgefallen: nicht allein die persönliche Neigung war entscheidend, sondern auch das Bedürfnis bzw. die Einsicht in die Notwendigkeit, möglichst früh unabhängig zu sein (»meine Eltern verdienen nicht so viel, und es wäre ihnen bestimmt schwergefallen,

ein langes Studium zu finanzieren, auch wenn sie mir in dieser Hinsicht keinen Stein in den Weg gelegt hätten«) und möglichst abgesichert zu sein (»nachher stehst du da mit einem tollen Traumberuf und kannst vielleicht nichts damit anfangen«). Ulla studierte an der PH Ludwigsburg und machte danach eine zweijährige Zusatzausbildung am Institut für Sonderpädagogik in Reutlingen. Seit fünf Jahren ist sie Lehrerin an einer Schule für Körperbehinderte in S.

Der Beruf macht ihr Spaß, sie wäre auch nie bereit, ihn aufzugeben, auch nicht wegen eines Kindes. Bestätigung durch den Beruf und vor allem die Zuwendung der Schüler ist für sie sehr wichtig (»in den Ferien z. B. fehlt mir irgendwas«). Übers Heiraten macht sie sich keine großen Gedanken. Vor fünf Jahren hatte sie mal vor zu heiraten, und zwar ziemlich konkret, »sogar mit Termin und so«, bekam dann aber »das große Muffensausen«. Jetzt sieht sie eigentlich keinen rechten Sinn und Zweck im Heiraten, »Altersversorgung hab ich nicht nötig, und ob ich mit jemandem schon so lange zusammenlebe oder verheiratet bin, ist auch kein wesentlicher Unterschied«. Ein Grund wäre vielleicht noch ein Kind, »denn uneheliche Kinder werden teilweise halt doch noch komisch angeguckt in der Gesellschaft«.

Große Veränderungswünsche hat sie weder in beruflicher noch in privater Hinsicht, außer daß sie mal irgendwann vom Großraum S. weg und in einer anderen Stadt leben möchte. »Na ja, manchmal stört mich das Gebundensein an den Staatsdienst schon ein bißchen, auch das im Grunde ziemlich geregelte Leben, und ab und zu taucht dann halt der Gedanke auf, die Koffer zu packen und einfach mal für ein Jahr vielleicht was ganz anderes zu machen. Aber dazu fehlt dann erstens das Geld und zweitens auch der Mut.«

Ob sie irgendwo aktiv oder engagiert ist? Die Gruppierung, mit deren Richtung und Zielsetzung sie sich identifizieren könne, habe sie noch nicht gefunden. »Nun, ich bin in der GEW, auch wenn ich nicht voll dahinterstehe. Und was die Frauenbewegung betrifft, so habe ich mich natürlich schon damit auseinandergesetzt, aber ich muß sagen, eine persönliche Betroffenheit ist bei mir eigentlich gar nicht vorhanden, im Beruf nicht und im Privatleben auch nicht. Da haut man halt mal auf den Tisch, und dann ist die Sache wieder geklärt.«

Was sie in ihrem Leben heute anders machen würde? Auf jeden Fall zum Studieren weg von zu Hause »und nicht mehr an eine PH, die so abgeschieden ist von Gut und Böse. Ich glaub, das war auch mit ein Grund, daß ich von '68 nicht so viel mitbekommen habe, obwohl mich das schon beeinflußt hat insofern, daß ich einfach kritischer geworden bin und nicht mehr so unbedarft in alles hineinlaufe. Ansonsten würde ich wieder denselben Beruf wählen, allerdings nicht unter den heutigen Bedingungen, da würde ich nicht mehr Lehrer werden, das ist klar. Vielleicht würde ich auch nicht

unmittelbar nach dem Abi studieren, sondern eine Phase einschieben, wo ich was ganz anderes mache. Privat würde ich nicht viel ändern, da fühl ich mich eigentlich ganz wohl. Also das klingt ja alles unheimlich selbstzufrieden (lacht dabei). Aber eigentlich bin ich ja auch ganz zufrieden, abgesehen von den paar Träumen, die wohl jeder irgendwo hat, die aber im Grunde auch keine konkrete Form annehmen.«

Hannelore K., 30 Jahre alt, Privatmusiklehrerin, verheiratet.

Der Vater ist kaufmännischer Angestellter, die Mutter Hausfrau; eine ältere Schwester. Wohnverhältnisse der Eltern: 3-Zimmer-Wohnung in S.
Hannelore studierte an der Musikhochschule in S. Privatmusik und Gesang und danach noch zusätzlich Liedbegleitung. Während der Ausbildung beschäftigte sie sich mit Musiktherapie und unterrichtete nebenher behinderte Kinder. Seit einem Jahr gibt sie Privatunterricht in Klavier (hauptsächlich für Kinder), Gesang und Liedbegleitung. Daneben unterstützt sie ihren Mann (Chordirigent und Lehrer für Chorleitung an einer Musikhochschule), der vor einigen Jahren einen Kammerchor gegründet hat; sie unterrichtet hier in stimmlicher Ausbildung. Zusammen mit dem Chor machen sie außerdem Rundfunk- und Schallplattenaufnahmen und ab und zu Reisen in andere Länder (Festivals etc.). Während ihres Studiums wohnte Hannelore zunächst bei den Eltern, später alleine und danach in einer Wohngemeinschaft mit »wechselnder Besetzung«; später zog auch ihr Mann mit ein. Seit drei Jahren ist sie verheiratet (beide kennen sich vom ersten Semester an) und wohnt seit kurzem in K., einem Vorort von S.
Sie erwartet bald ihr erstes Kind, das sie zu Hause zur Welt bringen will »und nicht in einer sterilen Klinik, wo dir praktisch die Möglichkeit genommen wird, die Geburt als einen natürlichen Vorgang zu begreifen und bewußt zu erleben«. Sie möchte gerne noch mehr Kinder, vielleicht auch ein Pflege- oder Adoptivkind.
Beide sind Mitglied bei Amnesty International; Hannelore ist außerdem in der Waldorf-Bewegung engagiert.
Hannelores Situation fällt insofern aus dem üblichen Rahmen, als der private Charakter ihres Berufs – fast alles spielt sich in den eigenen vier Wänden ab, ihr Mann ist nur zweimal wöchentlich an eine feste Arbeitszeit gebunden – ein hohes Maß an Unabhängigkeit und Entscheidungsfreiheit mit sich bringt und auch nicht die übliche Trennung von Arbeit und Freizeit zur Folge hat (auch in der Freizeit ist Musikmachen und -hören eine »Lieblingsbeschäftigung«); wie sie findet »eine glückliche Lösung, sozusagen optimal«, auch im Hinblick auf die Versorgung und Betreuung des Kindes: die Möglichkeit, nach wie vor ihren Beruf auszuüben, ist

dadurch praktisch kaum eingeschränkt. Sie will auch auf jeden Fall weitermachen, »und wenn's nur fünf Stunden in der Woche sind«.
Rückblickend kann sie sagen, daß sie »eine äußerst positive Entwicklung durchgemacht« hat. »Wenn ich nochmal die ›Wahl‹ hätte? Man hat die ja insofern gar nicht, das ist ja Illusion, man ist durch bestimmte Umstände da hineingekommen, ohne daß man es vielleicht willentlich beabsichtigt hätte. Dennoch: beruflich würde ich mich für dasselbe entscheiden.«
Ob es in ihrem Leben etwas gegeben habe, was ausschlaggebend gewesen sei für das, was aus ihr geworden ist? »Ja, damals ziemlich am Anfang meines Studiums. Für mich war ja schon vor dem Abitur klar, daß ich Musik studieren wollte, aber auf keinen Fall Schulmusik. Daß ich dann doch damit angefangen habe, war eher eine Notlösung meinen Eltern zuliebe und entsprach ganz und gar nicht meinen Vorstellungen. Da tauchten dann ziemliche Probleme auf, mit dem Studium, aber auch persönlich und überhaupt . . . Nach zwei Semestern hab ich mich dann entschlossen, eine Zeitlang was ganz anderes zu machen, bloß weit weg und irgendwas arbeiten. Ich hab dann eine Schwesternhelferinnenausbildung gemacht, bin nach Wien gegangen und habe dort ein Vierteljahr lang im Krankenhaus in der Psychiatrie gearbeitet. Dort habe ich entscheidende Erfahrungen gesammelt, zum Teil sehr schlimme Erfahrungen, aber ich hab viel dabei gelernt. Ganz wichtig war für mich die Konfrontation mit der Realität, das ist doch was ganz anderes als so ein Studium; das hat mir unheimlich weitergeholfen, da hab ich gelernt, selbständig zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen, hab Durchsetzungsvermögen bekommen. Und eine Situation durchzustehen, die dich psychisch so belastet und fordert, wo du denkst, du schaffst es nicht, und du schaffst es dann doch – das ist eine tolle Erfahrung. In dieser Zeit hab ich auch viele Leute kennengelernt, die mich irgendwie weitergebracht haben. Als ich dann wieder hierher zurückkam, hab ich mir dann auch gesagt, so, jetzt hängst du die Schulmusik an den Nagel, gehst deinen eigenen Weg und machst nicht mehr das, was andere wollen. Diese drei Monate waren schon ganz entscheidend für meine weitere Entwicklung; alles, was danach kam, war nicht mehr so wesentlich, so turbulent und so einschneidend. Ich glaub, wenn diese Zeit nicht gewesen wäre, dann wäre alles ganz anders gekommen.«

Claudia W., 30 Jahre alt, Assessorin, z. Z. Hausfrau, verheiratet, ein Kind.

Der Vater ist Diplomvolkswirt, die Mutter Hausfrau; ein Bruder. Wohnverhältnisse der Eltern: 5-Zimmer-Wohnung in G. bei S.
Claudia studierte Jura in Tübingen und Frankfurt (währtend dieser Zeit wohnte sie im Studentenwohnheim und zur Untermiete), war nach dem Examen ein halbes Jahr arbeitslos und gab schließlich die Suche nach einer

Stelle auf. Seit acht Jahren ist sie verheiratet (ihr Mann ist von Beruf Realschullehrer), hat eine sieben Monate alte Tochter und lebt seit ihrer Referendarzeit (1974) in K., einer süddeutschen Großstadt (die 4-Zimmer-Altbauwohnung ist mir gleich sympathisch; so könnte es auch in einer Wohngemeinschaft aussehen).

Beim Gespräch mit Claudia stellt sich heraus, daß zum größten Teil eine ›falsche Berufswahl‹ für ihren jetzigen Status als Hausfrau verantwortlich ist. »Ich bin eigentlich schon immer davon ausgegangen, berufstätig zu sein. Auf jeden Fall wollte ich keinen frauenüblichen Beruf ergreifen, was anderes machen als die meisten, auf keinen Fall Lehrerin werden. Ich hatte eigentlich auch nicht die Absicht, zu heiraten und Kinder zu bekommen, wollte eher ›progressive‹ Partnerbeziehungen ausprobieren, in Wohngemeinschaften leben usw. Und hab' doch nichts von alldem gemacht!« Ganz gerne wäre sie Buchhändlerin geworden, »aber meine Eltern wollten auf jeden Fall, daß ich studiere, und von allen Seiten wurde mir gesagt, mit Abitur, da kann man doch keine Buchhändlerlehre machen«. Mehr oder weniger zufällig kam sie dann auf die Idee, Jura zu studieren, »das war doch mal was ganz anderes, außerdem sah ich hier auch eine Möglichkeit, soziale Vorstellungen von Gerechtigkeit zu verwirklichen, wie z. B. für die Gleichberechtigung der Frau über die Justiz einzutreten«.

Während der Referendarzeit habe sie dann gemerkt, »daß dieser Beruf überhaupt nichts für mich ist, daß ich im Grunde furchtbare Angst habe, öffentlich aufzutreten; ich hab mich immer furchtbar schlecht dabei gefühlt. Ich glaube auch nicht, daß ich meine Unsicherheit überwunden hätte, weil ich fachlich nicht gut genug war, um diese zu kompensieren.« Wenn sie gleich nach dem Examen eine Stelle bekommen hätte, dann wäre sie »vielleicht noch reingekommen«, aber jetzt kann sie sich das kaum mehr vorstellen; sie möchte auch noch ein zweites Kind, »und bis das dann groß genug ist, da bin ich schon zu lange draußen«.

Etwas anderes würde sie aber schon gerne arbeiten, vorausgesetzt, es macht ihr Spaß, »und nicht auf Teufel-komm-raus berufstätig sein«. Bis das Kind in den Kindergarten kommt, möchte sie auf jeden Fall zu Hause bleiben, »ich würde auch nicht von meinem Mann verlangen wollen, sich nach der Schule noch um das Kind zu kümmern«.

Wie sie sich in ihrer jetzigen Situation fühle? »Ich fühl mich eigentlich schon wohl, meine bloß immer, daß andere Leute meinen, ich mach nicht das Richtige, ich müßte eigentlich was anderes machen, das beeinträchtigt mein Wohlbefinden ein bißchen. Was dann manchmal hochkommt: daß ich mir so als Versager vorkomme, daß ich praktisch umsonst eine Ausbildung gemacht habe. Ich denk dann, das ist irgendwie nicht normal, das ›gehört sich doch‹, daß man seinen erlernten Beruf auch ausübt, ist ja auch üblich heutzutage. Und eigentlich spricht ja nichts dagegen außer meine eigene

Person, die mir im Weg steht, das bedrückt mich manchmal. Es stört mich dann auch, daß meine Situation so sehr dem Traditionellen entspricht, nach außen hin. Ich selbst empfinde es aber nicht so, daß ich es aufgrund der Tradition mache, sondern weil ich es so möchte im Augenblick, es war meine Entscheidung. Das ist halt ganz atypisch für meine ehemaligen Vorstellungen; ich ärger mich auch, daß ich nicht für die Frauenfrage eintreten kann, wie ich das mal vorhatte. Das wurmt mich schon ein bißchen, ich werfe mir das aber selbst vor. Ansonsten stört mich mehr die Umwelt, was die von mir denkt. Am meisten ärgert es mich, daß ich nicht genügend realistische Selbsteinschätzung gehabt habe, um noch rechtzeitig was anderes zu machen als Jura. Daß man sich bei den Juristen als Frau ganz schön behaupten muß, daß ich dafür eigentlich nicht die richtige Person bin, das hat man damals übersehen. Ich hätte lieber doch eine Buchhändlerlehre machen sollen, da wäre ich sicher glücklicher als jetzt mit meinem verkorksten Jura-Studium, und das wäre ja auch günstiger gewesen wegen einer Stelle und auch jetzt mit dem Kind. So eine Lehre ist ja auch kein Schlußpunkt, danach kann man immer noch was anderes machen; jetzt ist es für mich doch wohl schon zu spät für eine andere Ausbildung.
Also ich hab nicht das Gefühl, daß ich was ›erreicht‹ habe. Mein Ziel ist vielleicht, selbstsicherer zu werden. Ich denke, daß ich das auch durch Kindererziehung erreichen kann, vielleicht dadurch, daß ich selbst was vertreten muß dem Kind gegenüber, daß ich lernen muß, auch mal was durchzusetzen; ich glaub, daß mir das schon hilft, ein Kind großzuziehen, obwohl ich mir anfangs unsicher war, ob ich das überhaupt hinkriege.«

Dagmar F., 30 Jahre alt, Studienassessorin, z. Z. Hausfrau, verheiratet, ein Kind.

Der Vater ist Architekt (angestellt), die Mutter Hausfrau; eine jüngere Schwester. Wohnverhältnisse der Eltern: eigenes Einfamilien-Reihenhaus.
Dagmar wohnte während des Studiums zunächst im Haus der Eltern in S. (Eltern waren zu der Zeit weggezogen), dann in zwei Wohngemeinschaften. Seit drei Jahren ist sie verheiratet und lebt in D., einer Großstadt im Ruhrgebiet; sie hat einen 14 Monate alten Sohn; ihr Mann ist von Beruf Architekt (angestellt).
(Das folgende ist ein »Interview« in Form eines Briefes, den mir D. auf meine Bitte hin zugeschickt hat, und den ich hier leicht gekürzt wiedergebe.)
»Ich kann mich nur noch an eine Vorstellung erinnern: ich wollte nach dem Abitur auf die Schauspielschule und anschließend ans Theater. Der Antrieb

damals war sicherlich – entsprechend meinen reaktionären Ansichten – reines Karrieredenken. Ich denke, daß ich weiter die üblichen Vorstellungen von glücklicher Familie, Geld usw. mit mir rumgeschleppt habe, das weiß ich aber nicht mehr konkret. Mein Vater wollte mir den Schauspielunterricht nur dann finanzieren, wenn ich vorher zwei Semester an der Uni studiert hätte, und zwar ein ›normales‹ Fach mit Zukunftsaussichten. Er hat sich sicher gedacht, daß ich dann dabei bliebe. Das Studium habe ich mir nicht nach dem Beruf ausgesucht, Lehrer wollte ich auf keinen Fall werden. Ich bin einmal davon ausgegangen, daß ich keine besonderen Fähigkeiten an der Schule gezeigt hatte und ziemlich faul bin, und dann schien mir Germanistik die beste Vorbereitung für's Theater. Ich ging natürlich gleich in die Uni-Theatergruppe. Darüber lernte ich einige Leute vom Theater kennen und sah die Verhältnisse dort etwas realistischer (Konkurrenzkampf, totale Abhängigkeit der Schauspieler, viele Arbeitslose etc.). Das holte mich dann vom Sockel und ich blieb bei meinen Fächern hängen. Ich habe dann die Prüfungen eben gemacht und die Referendarzeit recht und schlecht durchgezogen. Die Erfahrungen waren nicht gerade optimal. Nach Abschluß der Referendarzeit ging ich nach D., Heinz (mein Mann) hatte dort schon angefangen zu arbeiten. Ich bekam vom Schulamt eine Absage bis einschließlich 1979, angeblich wegen meiner Fächerkombination. Ich war über die Absage ganz froh. Nach einem halben Jahr Arbeitssuche fand ich eine Stelle in einer Firma, wo ich französische Korrespondenz erledigen und dem Chef Kaffee kochen mußte. Anfangs fand ich das gegenüber dem Lehrerdasein gut, dann ging mir der Chef aber immer mehr auf den Wecker, weil er über jedes Komma bestimmte und cholerische Wutanfälle bekam. Mit der Arbeit hörte ich nach anderthalb Jahren auf, als das Kind kam.

Meinen Mann kannte ich fast vom Anfang des Studiums an flüchtig durch die gemeinsame politische Arbeit. Wir lernten uns dann ›näher‹ kennen und blieben dabei. Geheiratet haben wir vielleicht, weil dadurch manche Sachen einfacher werden. Außerdem gab es damals eine ziemliche Heiratswelle bei unseren Freunden, das stimuliert. Theoretisch finde ich es allerdings auch nicht so gut, den Staat da mit reinreden zu lassen, vor allem bei einer Trennung.

Nur-Hausfrau bin ich, weil ich momentan keine bessere Lösung habe: es ist fast aussichtslos, ohne Ausbildung eine Halbtagsstelle zu finden. Ganztags will ich wegen Peter (ihr Kind) nicht arbeiten, bei den Verhältnissen in den Krippen hier. Ich will auch noch ein Kind, weil ich Einzelkinder bedauernswert finde. Spaß macht mir das Hausfrauen-Dasein überhaupt nicht, ich bin ständig launisch und unzufrieden. Das ist schon moderne Sklavenarbeit, immer dem Dreck hinterherzuputzen. Ich bin da aber nicht so genau und Heinz auch nicht, glücklicherweise. Wenn das zweite Kind da ist, werde ich

wegen einer Arbeit nochmal alles umkrempeln. Wann und was ich arbeiten werde, kommt dann auf die Möglichkeiten an. Nur leider sieht es ja so aus, daß wir auf eine Wirtschaftskrise zusteuern. Was dann in drei bis vier Jahren ist bei steigender Arbeitslosigkeit, daran wage ich gar nicht zu denken.
Berufstätigkeit bedeutet für mich im Kapitalismus einerseits entfremdete Arbeit. Bei ›Selbstverwirklichung‹ o. ä. macht man sich was vor. Man ist immer in gewisser Weise Handlanger, egal wo man sitzt. Unterschiede gibt es darin, wie stark man es realisiert: wenn man netten Schülern schlechte Noten geben muß, weil sie nicht funktionieren, ist das schon deutlicher, als wenn man Akten abstaubt. Andererseits hat man ja einen Kopf zum Denken und auch den Wunsch, ihn zu gebrauchen. Das zieht einen dann schon eher in die Positionen, wo die Handlangerfunktion sichtbarer wird.
Ich finde Berufstätigkeit aber auch ungeheuer wichtig, sowohl theoretisch als auch aus meinen praktischen Erfahrungen als Hausfrau: da sind die sozialen Kontakte, die Möglichkeit, politischen Einfluß auf die Kollegen zu nehmen. Dann die Erfahrungen mit diesem System und den Ansichten der Kollegen, ohne die man nicht politisch arbeiten kann. Als Hausfrau ist man schnell dabei, sich ein rosarotes Wohnungsglückchen zu bauen. Man nimmt dann alles hin, und sei's auch mal ein Franz-Josef oder Adolf, Hauptsache, man hat seine Ruhe. Deshalb steht für mich außer Debatte, daß der Mensch produktiv arbeiten muß.
Ich bin seit ungefähr meinem 16. Lebensjahr politisch engagiert. Durch den Einfluß meines Vaters, der ständig politische Diskussionen führte, liebäugelte ich die letzten zwei Jahre in der Schule mit der NPD. Ich hatte dafür aber keinerlei Grundlagen außer vielleicht einem gewissen Antiautoritarismus, weil das ja in der Schule nicht so üblich war. Historisches und politisches Wissen waren bei mir gleich null. Im ersten Semester an der Uni war ich einerseits ›Couleurdame‹ bei zwei schlagenden Verbindungen, andererseits in der links angehauchten Theatergruppe. Die Verbindungen fand ich vom persönlichen Verhalten der Typen her schnell abstoßend, die Linken in der Theatergruppe dagegen anziehend, weil anders. In der Folgezeit war ich in den damals entstehenden Basisgruppen aktiv, eigentlich ohne mir bewußt zu sein, was das hieß. Durch die dann organisierte politische Praxis an der Uni verbesserte sich das Wissen um politische und ökonomische Zusammenhänge und das Bewußtsein veränderte sich. Ich machte auch einige praktische Erfahrungen, weil ich hochschulpolitisch ziemlich aktiv war. Heute hat sich die Arbeit insoweit verändert, als sie nicht mehr die Studenten und ihre Probleme in den Mittelpunkt stellt, sondern die Arbeiterklasse, von der ja die entscheidenden Veränderungen ausgehen und ausgehen müssen. Unsere Arbeit konzentriert sich auf einen

großen Industriekonzern, wir unterstützen die Kollegen dort durch den Verkauf von Zeitungen, Gespräche mit Arbeitern usw.
In der Politik besteht für mich, geschwollen ausgedrückt, der Sinn des Lebens, sie steht im Mittelpunkt. Das kommt daher, weil ich mir sicher bin, daß die Stunde des Imperialismus geschlagen hat. Sicher ist aber auch, daß diese Leute nicht kampflos abtreten werden, daß wir auf eine Krise zusteuern, daß ein neuer Krieg vorbereitet wird, daß die Umwelt kaputtgemacht wird, daß Peter vielleicht einmal nichts mehr zu fressen haben wird und und und . . . Da sehe ich keine andere Möglichkeit, als sich aktiv zu wehren.
Meine Zukunftspläne ergeben sich aus meinen Ansichten. Trotz ziemlicher Schwierigkeiten mit Überbelastung oder politischen Problemen und trotz Unzufriedenheit als Hausfrau fühle ich mich ganz gut, weil ich meine, daß ich meine Zeit sinnvoll einsetze. Ich könnte mir nicht vorstellen, das normale Kleinbürgerleben zu führen, da würde ich mich wahrscheinlich nach Sendeschluß in der Glotze aufhängen; denn dabei besteht das Leben doch nur im Abwarten, bis man stirbt, und jeder Fleck auf der altdeutschen Schrankwand bringt einen aus dem Gleichgewicht. Sowas würde ich als sinnlos empfinden.
Ich würde mich wahrscheinlich nur beruflich anders entscheiden: vielleicht ein naturwissenschaftliches Studium oder Medizin, denn das scheint mir doch etwas materialistischer als die ›Geisteswissenschaft‹. Möglicherweise würde ich auch eine handwerkliche Lehre machen, Schreiner oder so was, wo man immerhin was zustande bringt. Und dann würde ich vielleicht mein Kind später kriegen, damit ich vorher länger berufstätig sein könnte.
Wahrscheinlich werde ich hier in D. bleiben, auch wenn ich manchmal Sehnsucht nach Spätzle und Schwäbisch habe.
Noch was: Ich bin fett wie eine Dampfnudel . . .«

Fazit

Nach meinen Recherchen ergibt sich also folgendes Bild: Von den sechzehn Frauen, die ich erreicht habe, sind elf verheiratet, vier nicht verheiratet, eine geschieden; neun von ihnen haben Kinder, sieben keine (bzw. noch keine) Kinder. Zehn Frauen sind berufstätig, davon sieben als Lehrerin; sechs sind nicht bzw. vorübergehend nicht berufstätig (wegen Kind). Insgesamt sind elf Frauen Lehrerin geworden (das sind ²/₃!). Dreizehn Frauen sind in der Region geblieben bzw. wieder dorthin zurückgegangen, drei sind »ausgewandert«. Außerhalb der Familie engagiert sind fünf Frauen. In bezug auf ihre gegenwärtige Situation sind nach eigener Aussage zehn Frauen zufrieden; sieben von ihnen würden einiges anders machen.

Marlies Gummert
Rede einer selbstbewußten Professorenfrau
EIN DOKUMENT

I

Ich soll Ihnen, meine Damen und Herren, etwas über mich als Professorenfrau und die Situation von Professorenfrauen im allgemeinen erzählen, und ich tue es mit Vergnügen, ohne daß mir klar wäre, welche Gründe Sie zu dieser ungewöhnlichen Einladung bewogen haben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß das Votum der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen an diesem Fachbereich für Ihr Interesse ausschlaggebend gewesen sein soll. Denn sie sind auch hier in überzeugender Minderheit vertreten – einer Minderheit, die uns vor Augen führt, daß die meisten zur wissenschaftlichen Arbeit befähigten Frauen ihre Aufgabe und Befriedigung jenseits der universitären Öffentlichkeit suchen und finden.

Vermutlich verdankt sich mein Hiersein einem bloßen Versehen, einer kleinen Panne in der Bürokratie. Sie sollten das nicht weiter ernst nehmen, denn ich kann Ihnen versichern: Eigentlich bin ich gar nicht da. Ich gehöre zu jener Mehrheit von Frauen, die auch hier und heute durch ihre Abwesenheit demonstriert, auf welche Weise es möglich ist, im glücklichen Einvernehmen mit sich selbst und der akademischen Welt zu leben. Ich beglückwünsche alle hier nicht anwesenden Frauen zur Radikalität ihres Denkens und zu ihrem gewiß harmonischen und zufriedenen Dasein.

Wir alle haben eine diffuse Vorstellung vom Anteil der Frauen in den verschiedenen Sektoren einer Universität, und ich möchte diese Vorstellung mit einigen statistischen Daten verdeutlichen[1]:

	FU insgesamt	davon weiblich	in %
Studenten	36 800	14 600	39,7
Beschäftigte	15 376	8 116	52,8
sonstige Mitarbeiter	9 753	7 103	72,8
wiss. Personal	4 963	1 040	21,0
Hochschullehrer	1 058	66	6,2
Lehrbeauftragte/Gastdozenten	663	133	21,0
»Mittelbau«	1 988	453	23,0
Tutoren/stud. Hilfskräfte	1 220	385	31,5
AH-6-Professoren	240	2	0,8

Mit 21% sind Frauen im wissenschaftlichen Personal dieser Universität relativ stark vertreten. Unter den Hochschullehrern aber erscheinen sie nur mit 6,2%, und in der obersten Besoldungsstufe schließlich bilden sie mit 0,8% eine kaum noch wahrnehmbare Minderheit. Da wir davon ausgehen dürfen, daß Frauen in mittleren akademischen Positionen ebensogut qualifiziert sind wie Männer, kann es nicht am Leistungsvermögen liegen, wenn sie in der Statuspyramide der Universitäten nach oben hin beinahe völlig verschwinden. Die Gründe dafür liegen, will mir scheinen, hauptsächlich bei den Frauen selber. Das Schreckbild der Blaustrümpfigkeit vor Augen, verzichten sie, wie ich meine, auf eine eigene Universitätslaufbahn und bringen ihr intellektuelles Potential ein in die Karriere des Mannes. Sie unterstützen ihn auf dem Weg zur lebenslänglichen Verbeamtung und zum Spitzengehalt. Indem sie seine Karriere befördern, machen sie auch selbst Karriere: sie avancieren zur Professorenfrau. Die Schwierigkeiten auf dem Weg dahin werden gewöhnlich unterschätzt. Weiblichkeit und Wissenschaft in der Rolle der Karrierebegleiterin zu vermitteln ist ein Balanceakt, den zu bewältigen, in aller Bescheidenheit gesagt, viel schwieriger und damit auch befriedigender ist, als selbst Karriere zu machen.

II

Vor nicht allzu langer Zeit, meine Damen und Herren, hatte ich die Ehre, an diesem Ort dem Habilitationsvortrag meines Mannes beizuwohnen. In jener feierlichen Stunde mußte ich ans Licht der Öffentlichkeit treten, um seiner Laufbahn die letzte Glaubwürdigkeit zu verleihen. Ich hatte eine stumme, aber bedeutende Rolle zu spielen. Schon als ich diesen Raum betrat, einige Minuten vor dem Habilitanden, spürte ich die prüfenden Blicke des Auditoriums auf mir. Neid und Anerkennung bei den anwesenden Frauen, das Taxieren meiner erotischen Attraktivität in den Augen der Männer. Ich hatte mich modisch, aber damenhaft gekleidet und eigens zu dieser Gelegenheit den Ehering angelegt, weil ich wußte, welche Weichen bereits durch die geschickte Inszenierung meines Auftritts gestellt werden würden. Um nicht konservativ zu erscheinen, trug ich, wie mein Mann, den Ring an der linken Hand, und auch er trat dann in korrekter, aber nicht steifer Kleidung auf. Er trug nicht den üblichen schwarzen Anzug, sondern gab sich mit einem dunklen Blazer dezent-leger.

Es ging in dem Vortrag, wie Sie sich erinnern werden, um recht delikate Themen, um Libertinage und Homosexualität. Durch die Themenwahl profilierte sich der Habilitand als aufgeklärter Kopf, als fortschrittlicher Denker, der sich nicht auf ausgetretenen Wegen bewegt, sondern durchaus zu Innovationen fähig und bereit ist. Dieser wissenschaftliche Pep, den auch die konservativen Hochschullehrer offensichtlich goutierten, hätte indes seine Karriere gefährden können, wenn nicht meine Anwesenheit – die

Präsenz der Ehefrau – seine moralische Integrität außer Zweifel gestellt hätte. Ich hatte die Aufgabe, öffentlich dafür einzustehen, daß man sich mit dem Habilitanden keinen Hallodri, sondern eine moralisch unanfechtbare Person einhandeln würde. Dank meiner Anwesenheit wirkte der Vortrag nicht anrüchig oder gar verdächtig, sondern auf liebenswürdige Weise kokett. Daß außer mir auch noch die Mutter und die Großmutter meines Mannes zugegen waren und zufrieden schmunzelten, ließ die Veranstaltung zu einem der akademischen Höhepunkte des Semesters werden.
Die außerordentliche wissenschaftliche Leistung meines Mannes steht für mich fest. Aber wäre sie auch von anderen ohne die bestätigende Rolle der ihn umgebenden Frauen angemessen wahrgenommen worden? Hätte ich etwa während des Vortrags auch nur einen Anflug von Mißbilligung in meinem Mienenspiel gezeigt, wäre das Auditorium verunsichert gewesen. Man hätte sich gefragt, ob womöglich an dieser Ehe etwas nicht stimme, und der Vortrag wäre sicher zurückhaltender beurteilt worden, wenn er nicht gar als Habilitationsleistung aberkannt worden wäre. Dagegen wäre ein dramatischer Auftritt von mir, eine Eheszene im Stil von: Der ist tatsächlich schwul! oder: Er treibts andauernd mit Studentinnen! nur für mich selber blamabel gewesen. Der Habilitand hätte Pluspunkte bekommen als jemand, der eine neurotische Ehefrau zu ertragen und zu versorgen hat. Er wäre als Sozialfall angesehen worden, was vor allem bei mäßigen wissenschaftlichen Leistungen durchaus vorteilhaft sein kann für Habilitation und Berufung, aber nicht prinzipiell zu empfehlen ist, weil es eine mitleidig-herablassende Haltung der Kollegen provoziert. Sie sehen, wie schwierig der Beruf einer Karrierebegleiterin ist. Will eine Frau ihn perfekt ausüben, muß sie Verhaltensformen erlernen und beherrschen, die an Subtilität allenfalls den aristokratischen Usancen früherer Jahrhunderte vergleichbar sein dürften.

III

Ohne eine ungebrochen positive Einstellung zur Rolle der Karrierebegleiterin lassen sich, wie ich meine, diese Techniken nicht erlernen. Eine Frau, die nicht davon überzeugt ist, daß die Gratifikationen, die sie eines Tages bekommen wird, schwerer wiegen als die Zugeständnisse, die sie zu machen hat, wird im Streit mit sich selber liegen und das auch nach außen hin ausstrahlen. Die von sich selbst überzeugte Karrierebegleiterin hingegen leuchtet in dem Maße, in dem sie ihren Mann leuchten läßt. Wo sie in der Öffentlichkeit einen sprechenden Part zu spielen hat, sorgt sie auf unermüdlich-unmerkliche Weise für die Gründung jenes kleinen Belobigungskartells unter Kollegen ihres Mannes, das zur Vollendung einer wissenschaftlichen Karriere auf einem Lehrstuhl unerläßlich ist. Zu plump wäre es, wenn die Frau selbst die Trefflichkeit ihres Mannes herausstellen würde.

Ihr Geschäft ist die wohldosierte Kritik. Sie trägt ihr den Ruf ein, eine intelligente Frau zu sein, und auch so wiederum gereicht sie ihrem Gefährten zur Reputation.
Zumindest in den Geisteswissenschaften – in den Naturwissenschaften mögen die Verhältnisse etwas anders liegen – braucht die ideale Begleiterin eines künftigen Professors eine gründliche Sachkompetenz, die sie aber nur bedingt publik werden lassen darf. Vielleicht einmal ein Aufsätzchen, einen Lehrauftrag – das fällt in den Bereich von Preziosen, die vorgezeigt werden können, ohne daß der Verdacht entsteht, hier melde sie eigene berufliche Ambitionen an. Sorgfältig muß sie ihr eigenes Können ausgrenzen: es inhaltlich oder zumindest in der Wahl der Gegenstände auf eine Ebene verlagern, auf der es weder mit dem wissenschaftlichen Kleingarten ihres Mannes noch mit dem eines seiner Kollegen konkurriert. Sie ist, mit anderen Worten, das göttliche Auge eines ganzen Fachbereichs, hat dessen Wachstums-Code entschlüsselt und bedient sich seiner mit einer Virtuosität, wie es einzelnen in der Institution befangenen Personen überhaupt nicht möglich ist.
Diese sublime Fähigkeit bewährt sich im Alltag besonders beim Telefonieren, einem der wichtigsten Machtmittel zur Zeit des Karriereaufbaus. Hier muß die Frau den komplexen Zusammenhang eines Instituts mit allen Hierarchien, politischen Fraktionierungen, persönlichen Animositäten etc. vollkommen durchschaut und verinnerlicht haben. Sie sollte genau einschätzen können, welchen Stellenwert der Anruf für die Karriere des Mannes hat; ob sie mitteilen soll, mit welchem Kollegen er in derselben Angelegenheit schon gesprochen hat; ob der Anrufer Wert darauf legt, mit seinem Titel angesprochen zu werden, oder sich ein eher jovialer Tonfall empfiehlt. Mit der unter Wissenschaftlern sehr verbreiteten Profilneurose (ihre Leistungen werden gewöhnlich weder ideell noch materiell auf eine unmittelbare Weise honoriert) geht die Karrierebegleiterin besonders behutsam um, indem sie das Selbstwertgefühl jedes Anrufers hebt. Spricht sie etwa jemanden, der sich nicht zu erkennen gegeben hat, mit seinem Namen an, kann sie einigermaßen sicher sein, ihn für die Interessen ihres Mannes gewonnen zu haben. Mit ihrer Art zu telefonieren steht die Frau mitten in der Institutspolitik, die – ich rühre hier an kein Geheimnis – für das Fortkommen ebenso wichtig ist wie die wissenschaftliche Qualifikation. Wie benachteiligt sind da Männer, die zu Hause ein echtes Weibchen haben, das die hohe Kunst akademischer Intrigen nicht beherrscht. Sie leben in der ständigen Angst, daß die Frau sich verplappert, und sind, um ihr Telefon-Defizit auszugleichen, einer echten Doppel-, ja Mehrfachbelastung ausgesetzt.

IV

Das Telefon, meine Damen und Herren, ist für den aufsteigenden Wissenschaftler das Tor zur Welt, denn, machen wir uns doch nichts vor, bei allen Kontakten, die er sonst zahlreich hat, lebt er letzten Endes nach dem alten Humboldtschen Ideal von *Einsamkeit und Freiheit*. Er ist einer der letzten Heimarbeiter und hat im wesentlichen am häuslichen Schreibtisch zu schwitzen. Aber auch wenn er an einem Institutsschreibtisch oder im Labor arbeitet, fehlt ihm die Möglichkeit, seine Arbeitsergebnisse mit anderen zu besprechen. Sie geheimzuhalten, solange sie noch nicht publiziert und damit als sein Eigentum verbrieft sind, ist eine eiserne Notwendigkeit im Stadium des Karriereaufbaus. Das Vertrauen, daß ihm kein Konkurrent die Forschungsergebnisse wegschnappt und er doch darüber reden kann, hat er gewöhnlich nur zu der Frau im Haus. Bei ihr kann er seine wissenschaftlichen Probleme zur Sprache bringen, und oft trägt ja schon die bloße Verbalisierung zur Problemlösung bei. Die Forschereinsamkeit, die aus der Konkurrenzsituation an der Universität entsteht, wird von der Frau im Haus aufgehoben, und durch das Sprechen mit ihr kann der Mann seine Position im harten wissenschaftlichen Konkurrenzkampf stärken.

Nach außen hin aber darf die sprechende Rolle der Frau im häuslichen Alltag nicht ruchbar werden. Als Person, deren Sachverstand und deren eigene Phantasie eingeht in die Produktion des Mannes, muß die Karrierebegleiterin sich zum Verschwinden bringen, gewöhnlich auch gegenüber demhypgenen Mann, den andernfalls die Konkurrenzängste buchstäblich heimsuchen würden. Im öffentlichen Erscheinungsbild wie auch im Selbstverständnis des Wissenschaftlers ist die schöpferische Leistung der Frau diskret ausgelöscht; als Sozialtypus ist der Forscher ein Hagestolz, auch wenn er sich dreimal verehelicht. In der Formel von der *Einsamkeit und Freiheit* hat die Verdrängung weiblicher Kreativität ihren würdigen Ausdruck gefunden. Sie ist die klassische Formel für die produktive Verniemandung der Professorenfrau.

Eine andere Formel scheint dem zu widersprechen. Ich denke da an die vielen Dissertationen und Habilitationsschriften, in denen Frauen anfangs erwähnt werden mit dem Vermerk: ». . . ohne die dieses Buch nie entstanden wäre«. Keiner käme auf die Idee, diese Widmung im Widerspruch dazu zu sehen, daß man bei der Einreichung wissenschaftlicher Arbeiten zugleich eine eidesstattliche Erklärung darüber abgibt, ohne unerlaubte fremde Hilfe gearbeitet zu haben. Unerlaubt, betrügerisch im Sinne der Prüfungsordnungen, ist die inhaltliche Mitarbeit anderer Personen. Es herrscht also Konsens darüber, die Widmungsformel als höfliche Übertreibung zu lesen, durch die der Wissenschaftler sich auch noch als gentleman erweist, und die reale Beteiligung der Frau an der Entstehung des Buchs nur in mechanischen Tätigkeiten zu sehen und in der Herstellung von häuslichen Bedingungen,

unter denen der Mann besonders günstig arbeiten konnte. Die in der Widmung beschworene Muse wird insgeheim als Sekretärin und Hausfrau belächelt, und nur die Muse selber weiß es besser.

V

Seit Jahrhunderten schon wenden kluge Frauen auf sich selbst die Sprachstrategien an, die ihre wissenschaftlichen Leistungen verbergen. So haben Mathematikerinnen und Naturwissenschaftlerinnen ihre oft bahnbrechenden Forschungsergebnisse unter männlichen Pseudonymen oder den Namen ihrer Ehemänner veröffentlicht, und wo die Urheberschaft sich nicht mehr verheimlichen ließ, haben sie doch wenigstens Zurückhaltung geübt beim Anspruch auf Institutionalisierung und Bezahlung ihrer Arbeit. Die Tatsachen haben immer schon dem Bild von der wissenschaftlich unbegabten Frau widersprochen, und die akademische Welt wußte das. Je unvorsichtiger aber die Frauen selbst dieses Bild zu zerstören und Wissenschaft ohne ökonomische Abhängigkeit vom Mann, als eigenständigen Beruf zu betreiben versuchten, desto entschiedener, energischer, mit einem Wort: männlicher war die Reaktion. Nachdrücklich hat Max Planck, zu Recht einer der Väter, der Patriarchen der modernen Wissenschaft genannt, vor Frauen an den Universitäten gewarnt, und er als Naturwissenschaftler wußte, wie wir doch annehmen dürfen, richtig einzuschätzen, wo Verstöße gegen die Natur, Katastrophen auf dem Gebiet der Geschlechter eintreten können. Max Planck also schrieb:

»Wenn eine Frau, was nicht häufig, aber doch bisweilen vorkommt, für die Aufgaben der theoretischen Physik besondere Begabung besitzt und außerdem den Trieb in sich fühlt, ihr Talent zur Entfaltung zu bringen, so halte ich es, in persönlicher wie auch in sachlicher Hinsicht, für unrecht, ihr aus prinzipiellen Rücksichten die Mittel zum Studium von vornherein zu versagen, ich werde ihr gerne, soweit es überhaupt mit der akademischen Ordnung verträglich ist, den probeweisen und stets widerruflichen Zutritt zu meinen Vorlesungen und Übungen gestatten, und habe in dieser Beziehung auch bis jetzt nur gute Erfahrungen gemacht.
Andererseits muß ich aber daran festhalten, daß ein solcher Fall immer nur als Ausnahme betrachtet werden kann, und daß es insbesondere höchst verfehlt wäre, durch Gründung besonderer Anstalten die Frauen zum akademischen Studium heranzuziehen, wenigstens sofern es sich um die rein wissenschaftliche Forschung handelt. Amazonen sind auch auf geistigem Gebiet naturwidrig. Bei einzelnen praktischen Aufgaben, z. B. in der Frauenheilkunde, mögen vielleicht die Verhältnisse anders liegen, im allgemeinen aber kann man nicht stark genug betonen, daß die Natur selbst der Frau ihren Beruf als Mutter und als Hausfrau vorgeschrieben hat, und daß Naturgesetze unter keinen Umständen ohne schwere Schädigungen, welche sich im vorliegenden Falle besonders an dem nachwachsenden Geschlecht zeigen würden, ignoriert werden können.«[3]

Amazonen sind auch auf geistigem Gebiet naturwidrig! Ich möchte den konstatierenden Punkt, das sachliche Punktum, mit dem Max Planck diesen Satz beschließt, in ein Ausrufezeichen verwandeln, um deutlich zu machen,

wieviel auf dem Spiel steht. Ohne das unnachgiebige Zurücktreten von Wissenschaftlerinnen in den Status von Ehefrauen oder Gefährtinnen wäre es mit der »akademischen Ordnung« vorbei. Das weibliche Leistungspotential würde nicht mehr in die wissenschaftlichen Produktionen von Männern eingehen, sondern sich selbständig machen. Nun behaupten sehr viele, daß eine Frau, um dieselben Aufstiegschancen zu haben wie ein Mann, mindestens doppelt so hoch qualifiziert sein muß und daß es genug so hoch begabter Frauen gibt. Wenn das stimmt, wären die Folgen der Chancengleichheit in der Tat katastrophal. Durch den Zustrom überqualifizierter Frauen an die Universitäten hätten wir nämlich in ziemlich genau berechenbarer Zeit (Todesrate der jetzt amtierenden Hochschullehrer etc.) ein wissenschaftliches Niveau erreicht, bei dem der männliche Professoren-Nachwuchs nicht mehr konkurrenzfähig wäre. Auch könnte die akademische Ausbildung von Studienräten, Führungskräften, Generälen etc. in der gebotenen staatstragenden Mittelmäßigkeit nicht mehr gewährleistet werden. Wir hätten eine subversive Frauenuniversität, und es wäre mit unser aller Ordnung vorbei.

Eine solche Entwicklung wird, wie ich zu meiner Befriedigung feststelle, von den Frauen selbst verabscheut. Im Unterschied zu ihren aufmüpfigen Großmüttern bekennen sie sich heute wieder zu dem, was schon immer zur weiblichen Natur erklärt worden ist:

»Unser Denken ist gebunden an die Emotionalität, der Kopf funktioniert nicht, wenn die Gefühle nicht dabei sind. Daß sie dabei sind, ist eine Bedingung von schöpferischer Tätigkeit überhaupt . . . Wir können die Realität nicht mit solcher Leichtigkeit mit einem formalen Raster überziehen, können schlecht abstrakt denken, haben dabei auch immer das Gefühl von Sterilität, Unlebendigkeit, Unwesentlichkeit.«[3]

Da steht es, wie bei Max Planck, daß eine Frau, deren Kopf auch ohne Gefühle funktionieren kann, ein Unweib, ein steriles Ungeheuer ist, das sich gefälligst zu schämen hat. Mir wären offengestanden derartige Selbstbilder von Frauen lieber, wenn sie weniger identifikatorisch, nicht mit pathetischem Tremolo in der Stimme, sondern mit der hintergründigen Ungläubigkeit, der wahrhaft brillanten Absurdität eines Max Planck vorgetragen würden. Er, der schließlich rechnen konnte, wird ja nicht im Ernst in der möglichen Abwanderung einer gewissen Anzahl von Frauen vom Herd ans Katheder eine Gefahr für den Fortbestand der menschlichen Gattung gesehen haben. Es ging ihm, wie ich meine, weniger darum, die *reale* Fähigkeit von Frauen zur »rein wissenschaftlichen Forschung« zu bestreiten, als darum, das *Bild* von der Frau, der Frau schlechthin, als der geborenen Hausfrau und Mutter, aufrecht zu erhalten. Seine Sorge galt, will mir scheinen, nicht so sehr der biologischen Fruchtbarkeit der Frauen als vielmehr der intellektuellen Überlebensfähigkeit des männlichen Geschlechts. Das Leistungspotential der Frauen mußte gerettet werden für den

akademischen Mann. In der Verkleidung von Hausfrauen und Müttern, den schönen Schein von Weiblichkeit nach außen kehrend, sollten sie seine Karriere pflegen. Den uneinsichtigen Frauen seiner Zeit aber konnte Max Planck diese Perspektive als verlockend nur darstellen, indem er ein Schreckbild malte. Die Verkleidung der Hausfrau und Mutter abzulegen und unverhüllt in den Tempel der »rein wissenschaftlichen Forschung« einzudringen – das heißt nach der Warnung unseres großen Patriarchen, sich als deformiertes Weib, als einbrüstige Amazone zu erweisen.

VI

Solche Schreckbilder sitzen uns allen tief in den Knochen, aber die souveräne Karrierebegleiterin durchschaut ihre Funktion. Über den Status als Ehefrau oder Gefährtin demonstriert sie nach außen ihre unbeschädigte Weiblichkeit, an der sie selbst keineswegs zweifelt. Die Verbindung von Intelligenz und Weiblichkeit läßt sie zur perfekten Hausfrau werden. Die Alltagsorganisation intelligent, wenn nicht gar mit wissenschaftlicher ›Fundierung‹ anzugehen – etwa was Ernährung und Pädagogik betrifft –, gehört zum guten Ton gerade in jüngeren Akademikerfamilien. Einige kunstwissenschaftliche Kenntnisse sind nötig, um den künftigen Professorenhaushalt mit wenigen erlesenen Stilmöbeln und geschmackvollen Bildern einzurichten. (Üppigkeit ist nur bei Büchern erlaubt, ansonsten herrscht ein betont konsumkritischer Puritanismus.) Die Frau wendet sich diesen Dingen phantasievoll und mit Liebe zu. Sie läßt den Haushalt glänzen in jener gediegenen Fortschrittlichkeit, die dem zu erwartenden Status entspricht.

Bei einigen akademischen Jungmännern – wahrscheinlich haben Sie in Zeitschriften für gehobene Konsumgewohnheiten Berichte darüber schon gelesen – ist neuerdings das nicht teure, aber kennerhafte Spezialitätenkochen zum festen Ritual geworden. In regelmäßigen Abständen lädt man Kollegen ein zu einem exquisiten Menü, das der Herr des Hauses zubereitet hat. Dieser weist damit vor, daß er kein kopflastiges wissenschaftliches Ungeheuer, sondern ganz nebenbei auch ein Lebenskünstler ist, und die Wogen der Sympathie schlagen ihm vor allem aus den Reihen emanzipationsbewußter Frauen entgegen. Seine häusliche Betätigung beschränkt sich jedoch gewöhnlich auf Anlässe, bei denen sie als bravoureuse Inszenierung in Erscheinung treten kann. Im Alltag bleibt das Sache der Frau.

Die zeitliche Belastung des Mannes ist in der Phase des Karriereaufbaus ungewöhnlich hoch. Seine 70-Stunden-Woche am Schreibtisch und, weniger, am Katheder, scheint ein Privatleben zu fordern, das nach altbewährten Mustern gestrickt ist. Indessen hat der angehende Professor in den meisten Fachrichtungen das Privileg einer nahezu beliebig gleitenden Arbeitszeit. Theoretisch könnte er also gerade auch Hausarbeiten, die an bestimmte Tageszeiten gebunden sind, wie das Einkaufen, übernehmen. Das aber

widerspricht seinem verständlichen Bedürfnis weniger nach zeitlicher als nach psychischer Entlastung durch die häuslichen Leistungen der Frau. Er braucht das warme Nest, das Gefühl des Versorgtseins. Die massiven Versagensängste in der Zeit der Statusinkonsistenz verlangen nach Sicherheit und Geborgenheit im Privatbereich: nach der Mutter. Und nach der Geliebten, weil die unnatürliche Konzentration auf Kopfarbeit kompensiert werden muß durch eine heimelige Atmosphäre von körperlicher Nähe und sexueller Befriedigung. Es ist die Zeit, in der die Frau das Repertoire weiblicher Rollen fast vollständig spielen darf, und sie tut das im Gefühl ihrer allseitig sich ausbildenden Persönlichkeit mit einer Nonchalance und Freude, die den Mann schützt vor Anflügen von Depression.
Nur die ungeschickte Karrierebegleiterin wird jetzt irgendwelche Konflikte aufkommen lassen. Energien müssen geschont, der Mann muß stabilisiert werden; das Haus muß ein Treibhaus sein, in dem die Karriere gedeiht. Das kann im Alltag ungefähr so aussehen:

VII

»Meinst du, ich komme mit als dein Begleiter?« Er ist wütend, aber mit der einen bissigen Bemerkung hat es sich auch schon. Den Rest seiner Wut frißt er in sich hinein. Sie ist ihm unverdaulich. Er leidet oft an Magenschmerzen. Deshalb trinkt er auch an diesem Morgen wieder Kräutertee. Er war früher aufgestanden als seine Frau und hatte, wie meistens, das Frühstück gemacht; sein Beitrag zur Haushaltsführung. Neben ihren Teller hatte er einen an sie adressierten Brief gelegt. Ungeöffnet, versteht sich, denn beide sind empfindlich in Dingen, die nach Schnüffelei aussehen könnten; eine Reaktion auf die allzu große Nähe, in der sie miteinander leben. Sie geben sich gegenseitig das Gefühl von Unabhängigkeit durch die strenge Einhaltung kleiner Rituale. Postgeheimnis. Und keiner von beiden würde je in den Sachen des anderen kramen. Schränke und Schubladen sind penibel in Mein und Dein getrennt, werden aber nicht abgeschlossen. Vertrauen. Beide wissen, daß der andere nicht nachschaut, und beide machen sich selber vor, keine schwerwiegenden Geheimnisse vor sich selbst und voreinander zu haben. Ihm ist nicht bewußt, daß er seit Jahren jede kritische Bemerkung, die sie über ihn macht, auf kleinen Zetteln notiert. Sie hat nicht im Kopf, daß sie Schlaftabletten im Wäscheschrank gesammelt hat, um sich eines Tages zu vergiften. Sie leben glücklich. Mit dem Zettelkasten seiner Betroffenheit. Mit ihrer Leiche im Schrank.
Sie hat sich gefreut über den Brief neben ihrem Frühstücksteller, denn unter dem täglichen Stapel Post ist nur selten was für sie. Sie hat ›ihren‹ Brief geöffnet und ihm vorgelesen. Eine auswärtige Universität lädt sie ein, in vier Wochen einen Gastvortrag zu halten. Natürlich ist sie immer zu seinen Vorträgen mitgefahren. Ob er mitkommen werde, hat sie deshalb fast

automatisch gefragt. Er war erschrocken, dann sein jähzorniger Satz: »Meinst du, ich komme mit als dein Begleiter?« Sie ist erschrocken, enttäuscht, läßt sich aber nichts anmerken, und beide haben die Sache in den nächsten Minuten auch schon vergessen. Ehefrieden, Glück. Sie verstehen einander.

VIII

Sie sehen, meine Damen und Herren, daß es im Karrierealltag funktioniert. Nicht für eine kleine Weile nur, sondern über viele Jahre. Das häusliche Glück ist stabil. Die Erwartung von ›Leben, wenn erst das Ziel erreicht ist‹ schmiedet die Paare zusammen. Die Haltbarkeit des Bundes spricht für die Intensität der aufgeschobenen Wünsche, aber auch für das fast Wahnhafte, Paranoide daran. Denn gewöhnlich wissen ja beide aus der Beobachtung ihrer Umgebung, daß sich ›danach‹ kaum etwas ändern wird. Die Verhaltensformen, die der Aufbau der Karriere beiden abverlangt, sind bis dahin längst zur zweiten Natur geworden. Sie können nicht mehr distanziert gehandhabt werden als Rollen, die man für begrenzte Zeit übernimmt. Die Maske geht nicht mehr ab.

Kein Grund zur Beunruhigung, wenn das bei beiden gleichzeitig so ist. Schwierig wird es nur, wenn einer von beiden beim Erreichen des Ziels darauf bestehen sollte, daß die bis dahin praktizierte Rollenverteilung nun ihren Zweck erfüllt habe und damit hinfällig sei. Neuerdings scheinen es mir überwiegend Frauen zu sein, die so wenig mit ihrer Rolle verwachsen, daß sie dagegen opponieren, sobald ihr Sinn nicht mehr unmittelbar auf der Hand liegt. Sie fangen an, das ›Leben danach‹ einzuklagen, und übersehen dabei gewöhnlich, daß der Mann sich inzwischen ganz anders als sie selbst entwickelt hat. Die ursprünglich funktionale Rollenverteilung ist für ihn längst zur normalen geworden, die er nicht mehr ändern kann und will.

Diese gleichsam schleichende Verfestigung der männlichen Maske zum männlichen Gesicht leuchtet mir in ihrer objektiven Notwendigkeit durchaus ein, dient sie doch der Erhaltung der Wissenschaft als einer patriarchalen Domäne. Eine vorausblickende Karrierebegleiterin kalkuliert das von vornherein ein. Sie gibt sich nicht der kindischen Illusion hin, nach der Habilitation oder gar Berufung noch denselben Mann an ihrer Seite zu haben, den sie einmal geheiratet hat. Sie fremdelt und erschrickt nicht vor der angewachsenen Maske, sondern beginnt selbst frühzeitig dafür Sorge zu tragen, daß sie dem Mann anwächst.

Bei unserem frühstückenden Paar ist schon absehbar, daß die Sache schieflaufen wird. Die Frau ist naiv genug, die Rollenverteilung noch für umkehrbar zu halten. Sie glaubt, den Mann nicht damit zu verletzen, wenn sie ihn bittet, mit zu ihrem Vortrag zu kommen. Dem Mann ist jedoch das Außenbild ihrer Beziehung längst zur eigenen Sicht geworden. Er kann es

nicht ertragen, daß seine Frau kritikfähig und intellektuell selbständig ist, ohne daß sie zugleich diese Fähigkeiten vor ihm gehörig herunterspielt. Und wenn sie damit sogar eine eigene Öffentlichkeit hat, einen Vortrag hält, versteht er das als Angriff auf seine Person. Da staut sich etwas an, das die Frau beizeiten kanalisieren muß. Sie sollte im Alltag nie vergessen, dem Mann immer wieder ihre bedingungslose Verehrung zu zeigen, wie eine unerfahrene Studentin im Proseminar. Je näher das Karriereziel rückt, desto wichtiger wird es für sie, ihre Fähigkeiten zu tarnen. Nur wenn der Mann das Gefühl hat, ihr nichts zu verdanken, erhält sie ihre Gratifikation.
Vielleicht hat wirklich, wie neuerdings oft vermutet wird, das Minderwertigkeitsgefühl der Männer, ihr schon vor Jahrtausenden entwickeltes Bewußtsein vom eigenen Defizit in Sachen biologischer Kreativität, dazu geführt, daß sie ihren Mangel durch Macht kompensieren mußten. Um wieviel ängstlicher müssen sie da reagieren, wenn sie die intellektuelle Potenz von Frauen erleben; was bleibt noch zu ihrer Selbstbestätigung übrig? Wenn die Frau diese Zusammenhänge einigermaßen kennt und das nötige Verständnis dafür aufbringt, wird sie zu verhindern wissen, daß es im Augenblick der Statussicherung des Mannes, seiner Berufung zum Professor, zur Krise kommt. Dieser Augenblick ist deshalb so gefährlich, weil er dem Mann die größtmögliche Unabhängigkeit gibt. Um Geld zu verdienen oder seine Position zu halten, braucht er dank unserer Beamtengesetze wissenschaftlich jetzt nicht mehr innovatorisch zu sein und nichts mehr zu publizieren. Er kann lebenslänglich von seinen Ressourcen zehren, und sehr oft ist das ja auch der Fall. Sein früheres Bedürfnis nach Unterstützung kann jetzt umschlagen in den Haß auf eben dieses Bedürfnis, das sich mit gewohnten Potenzvorstellungen schlecht verträgt. Hat die Frau ihm nicht beizeiten ein kräftiges Selbstwertgefühl verschafft, indem sie sich gewitzt zur eindeutig Schwächeren stilisiert, wird er sie nun als dominante Antreiberin beschimpfen, während sie ihn als größenwahnsinnig erlebt und das Gefühl hat, schnöde ausgenutzt und ausgebeutet worden zu sein.
Eine einsichtige Frau wird diese melodramatische Zuspitzung im Karrieren-Drama durch mäßigende Präventivmaßnahmen vermeiden. Das Risiko einer Trennung oder Scheidung hat sie von vornherein ausgeschaltet. Sie hat ihre Erfahrungen gesammelt und weiß, daß sie nur als blinder Passagier im Wissenschaftsbetrieb mitfahren kann. War es früher ihre relative Chancenlosigkeit als Frau schlechthin, die sie zur Rolle der Karrierebegleiterin konditioniert hat – aus dem akademischen Mittelbau steigt jeder vierte Mann, aber nur jede sechzehnte Frau auf in den Kreis der Hochschullehrer –, so haben sich ihre Chancen an der Universität inzwischen noch mehr verschlechtert: sie gilt über ihren Mann als »versorgt«. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich selbst einmal so unklug war, mich als schon verheiratete Frau auf eine Stelle zu bewerben. Man hat mir damals noch klarmachen

müssen, daß es unsolidarisch sei mit den vielen unversorgten akademischen Jungmännern *und* deren Frauen, so etwas zu tun. Die alma mater, die nährende Mutter Universität, versorgt uns Frauen über den Mann. Wir sollten dieses geheime Matriarchat genießen, statt an der patriarchalen Fassade zu kratzen. Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang kurz berichten, wie es mit dem frühstückenden Paar weiterging.

IX

Vierzehn Tage später wird der Mann von derselben Universität eingeladen, an der seine Frau ihren Vortrag halten soll. Es geht um ein Kolloquium von Wissenschaftlern, die gemeinsam ein größeres Werk planen, für das auch die Frau einen Artikel schreiben soll. Das Vorhaben ist, beamtenrechtlich gesehen, eine Nebentätigkeit, die nicht von der Universität, sondern von einem Verlag bezahlt wird; eine Privatsache von Forschern. Ein Ordinarius aber hat es so eingefädelt, daß die Geladenen von der Universität für einen ›Gastvortrag‹ honoriert werden. Der Ordinarius hat alle beteiligten Männer eingeladen, aber keine der beiden Frauen, die an der Publikation mitwirken sollen. Es wird ein Herrenabend stattfinden, zwei Tage vor dem Gastvortrag der Frau. Deren Beschwerde darüber, daß der Ordinarius sie nicht zum Kolloquium eingeladen habe, entkräftet ihr Mann mit progressivem Schwung: »Du kennst doch seine Schwierigkeiten mit Frauen.«
Sie fahren gemeinsam mit dem Auto hin. Er geht allein zu seinem Herrenabend. Am nächsten Tag bittet sie ihn, doch noch bis zu ihrem Vortrag zu bleiben. Er hat Zeit. Aber er fährt auf der Stelle mit dem Auto zurück. Sie hält am folgenden Tag ihren Vortrag und nimmt danach den Zug.
Zwei Wochen später, wieder beim Frühstück, kommen mit der Post die Abrechnungen von der Universität. Er erhält 200 Mark für seinen nicht gehaltenen, sie 200 Mark für ihren wirklich gehaltenen Gastvortrag. Zusätzlich werden ihm die Fahrtkosten in der Höhe eines Hin- und Rückflugs für eine Person erstattet. An der entsprechenden Stelle steht auf ihrem Formular: »Mitgefahren beim Ehemann.«
Die Frau mokiert sich über das absurde Verfahren und meint, daß man die Fahrtkosten einfach hätte halbieren können. Zu ihrer Verblüffung braust der Mann auf: »Du mit deinem feministischen Scheiß.«

X

Die Verwaltungssekretärin, die für die Überweisung zuständig war, hat es gewiß nicht bös gemeint. Für sie gilt als selbstverständlich, daß die Frau ökonomisch abhängig ist vom Mann; daß er die Kasse macht. Die Sekretärin findet das normal und gut. Sie bewundert die Frau, die wissenschaftlich qualifiziert und dazu noch verheiratet ist. Bei den Frauen des nicht-wissenschaftlichen Personals einer Universität wie auch bei Studentinnen und

Assistentinnen hat nach meinen Erfahrungen eine Karrierebegleiterin, deren wissenschaftliche Qualifikation bekannt ist, ein viel höheres Sozialprestige als etwa eine Professorin. Und auch die Professorinnen – die wenigen, die es gibt – beneiden die Karrierebegleiterin, weil diese, im Gegensatz zu ihnen, keine Schwierigkeiten zu haben scheint, anerkannt zu werden als ›ganze Frau‹. Ein auswärtiger Kollege meines Mannes, der neulich bei uns zu Gast war, witzelte über die Vorlesungen der einzigen Professorin an seinem Fachbereich, einer allein lebenden Frau. Das sei keine Wissenschaft, meinte er, sondern der permanente Versuch, sich am Katheder zum Orgasmus zu bringen. Professorinnen kennen solche Kollegenwitze natürlich und schützen die Karrierebegleiterinnen, die aus ihrer Sicht besser dran sind, indem sie selbst dazu beitragen, daß keine von ihnen zur Professorin wird.

Bei ihrer Fürsorge für den Ausschluß anderer Frauen aus dem Wissenschaftsbetrieb übersehen diese Professorinnen freilich, daß auch die Karrierebegleiterinnen, die ihnen als so begünstigt erscheinen, Gegenstand des akademischen Männerwitzes sind. Frigide, herrschsüchtig, hysterisch, dumm – die Vokabeln sind beliebig, mit denen Herren vor allem der alten Schule durch die Herabsetzung von Kollegenfrauen Punkte zu machen versuchen jeweils bei der Frau, mit der sie gerade reden. Nichts wäre törichter von der gerade umworbenen Frau, als gegen diese Form von Intimität zu protestieren. Dann gilt sie als Emanze, und das ist das Schlimmste, was ihrem Mann passieren kann. (Ein dummes Weibchen wird ihm viel eher verziehen.) Wenn sie nicht mitziehn und mitlachen will, empfiehlt sich doch ein sphinxhaftes Lächeln, das als diskrete Zustimmung gedeutet werden kann. Der betreffende Herr wird alsdann ihrer souveränen Weiblichkeit zu Füßen liegen.

So offeriert die ideale Karrierebegleiterin die Möglichkeit, nach Belieben verstanden oder mißverstanden zu werden. In allem, was sie sagt und tut, bestätigt sie auf charmant durchtriebene Weise das Bild, das die akademische Welt sich von den Frauen machen muß. Daß man nie so recht weiß, von welcher Stelle aus sie gerade spricht – ob sie in ihr Bild getreten ist oder ihre Realität beschreibt –, ist das Geheimnis ihrer Faszination. Zwielichtig und schillernd aber kann sie nur sein, wenn sie Distanz zu ihrer Rolle hält und ihr Spiel mit Überzeugung bejaht. Wäre sie einfach identisch mit ihrer Rolle, brächte sie es nur zur durchschnittlichen Karrierebegleiterin (auch die Begleiterinnen haben ihre eigenen Karrieren), und dem akademischen Alltag wie den Geselligkeiten fehlte die rechte Pikanterie.

XI

Bewundert und verehrt zu werden, als unwiderstehlich, temperamentvoll und geistreich zu gelten – das gehört zu den Gratifikationen, die eine gute

Karrierebegleiterin von der sie umgebenden Männerwelt bekommt. In der Konversation nimmt sie an einer Weltläufigkeit teil, die sie verstohlen als ihre eigene dementiert, indem sie sich doch letztlich zum Haus als ihrer eigentlichen Welt bekennt. Sie präsentiert sich als bewegliche und fortschrittliche Frau, indem sie Verständnis zeigt für die erotische Freizügigkeit der Männer, während sie ihre eigene Treue keinem ernsthaften Zweifel aussetzt. Im Stadium des Karriereaufbaus ist es noch wichtig, das monogame Paar herauszustellen. Ist der Mann erst Professor, gilt es, seine Polygamie oder doch zumindest polygame Veranlagung zu betonen und das Bild der monogamen Frau ein wenig ins Schwanken zu bringen. Das aber nur insoweit, als die sexuellen Phantasien der Professoren-Kollegen einer gewissen Anregung bedürfen. Indem die Frau prickelnde Vorlust erzeugt, es dann aber auch entschieden dabei beläßt, stellt sie die profunde weibliche Monogamie unter Beweis.

Der gesamte Wissenschaftsbetrieb, meine Damen und Herren, ruht auf den festen Pfeilern weiblicher Monogamie. Die Treue der Frauen nämlich ist, wie ich jetzt weiß, der unerschütterliche Grund dafür, daß sie prinzipiell ungeeignet sind zur Sachlichkeit, zur Differenziertheit – mit einem Wort: zur Wissenschaft. Da ist mir doch neulich, kurz vor der Berufung meines Mannes zum Professor, ein ehrenwerter alter Gelehrter im Traum erschienen. Mein Mann und ich knieten vor ihm, er legte segnend wie ein Priester bei der Eheschließung seine Hände auf unser beider Haupt und sprach:

»Der Mann ist pietätloser, weil er kraft seiner Differenziertheit die Dinge mehr in ihrer herausgelösten Sachlichkeit ansieht. Das Vermögen, sich in eine Mehrheit gesonderter Wesensrichtungen zu zerlegen, die Peripherie von dem Zentrum unabhängig zu machen, Interessen und Betätigungen von ihrer einheitlichen Verknüpftheit fort zu verselbständigen – *dies disponiert zur Treulosigkeit*. Denn nun kann die Entwicklung bald das eine, bald das andere Interesse ergreifen, *den Menschen in wechselnde Formen bringen*, jeder Gegenwart die volle Freiheit geben, sich aus sich selbst und rein sachlich zu entscheiden; damit aber ist ihr eine Fülle und Unpräjudiziertheit von Betätigungsrichtungen gegeben, wie sie der Treue versagt ist. *Differenziertheit und Sachlichkeit sind, nach der Logik der Psychologie, die Gegensätze der Treue*. Denn sie, die das Ganze der Persönlichkeit vorbehaltlos mit einem einzelnen Interesse, Gefühl, Erlebnis verschmilzt und bloß weil diese einmal da waren, mit ihnen verschmolzen bleibt, hindert jenes Zurücktreten des Ich von seinen einzelnen Erfüllungen. *Die Scheidung der Sache von der Person hat etwas Treuloses und damit widerstrebt sie der treueren Wesensart der Frauen* und trennt damit diese freilich innerlich von einer produktiven Kultur, die auf Grund ihrer Spezialisierung versachlicht und auf Grund ihrer Sachlichkeit spezialisiert ist.«[4]

XII

Im Traum, meine Damen und Herren, habe ich Lust bekommen zur Treulosigkeit. Ich habe mir ausgemalt, wie Frauen sich in »wechselnde Formen« gebracht haben. Da war eine Zirkusmanege. Ein Dompteur, im Frack, setzt einen riesigen Ehering in züngelnde Flammen, stellt sich dahinter und animiert eine junge, schöne Löwin, durch den brennenden

Reif zu ihm hinüberzuspringen. Er setzt sich ihr zur Belohnung aus. Die junge, schöne Löwin schaut ihn an, scheint schon zum Sprung anzusetzen, wendet sich dann plötzlich zum Publikum, ihr Löwenmäulchen lächelt leise, dann immer breiter, sie grinst, lacht hell auf: die junge, schöne Löwin greift sich an den Kopf, nimmt den Löwenkopf ab, stellt sich aufrecht hin, zieht den Reißverschluß auf, das Löwenfell fällt runter: da steht eine ganz normale Frau. Das Publikum lacht. Lacht die Frau an und den Dompteur. Doch der steht verlegen und betreten da. Eine schnelle Verbeugung und ab.

Dann eine Seiltänzerin. Der Ehering ist zum langen goldenen Faden gezogen worden, als er noch glühend war. Ein hauchdünnes Fädchen, hoch oben in die Zirkuskuppel gespannt. Die Seiltänzerin, im weißen Spitzenröckchen, bewegt sich vorsichtig darauf, Füßchen vor Füßchen setzend, langsam, ängstlich. Nur ja nicht die Balance verlieren. Doch unten steht, zu ihrer Sicherheit, ein starker Mann. Wenn sie stürzt, wird er sie auffangen. Er hat sie ständig im Blick und sie verläßt sich auf ihn. Es kann ihr nichts passieren, weil er auf sie aufpaßt. Da spielt die Seiltänzerin plötzlich verrückt. Sie verliert jede Angst. Läuft immer schneller auf dem Seil hin und her, hüpft, federt, springt meterhoch in die Luft. Ihr weißes Spitzenröckchen fällt dem Auffänger auf die Nase. Er sieht nichts mehr, aber das macht nichts. Die Frau landet sicher auf dem Seil. Springt vom Seil runter in die Manege. Landet sicher in der Manege. Sie steht fest auf eigenen Füßen. Sie nimmt dem starken Mann das Spitzenröckchen von der Nase. Der starke Mann läuft schamrot an und stiehlt sich davon.

XIII

Verzeihen Sie die verwegene Abschweifung, meine Damen und Herren. Die Phantasie ist mit mir durchgegangen. Schließlich sind wir hier nicht im Zirkus, sondern in den ehrwürdigen Räumen der Wissenschaft. Ich hoffe, der akademischen Würde nicht zu nahe getreten zu sein. Aber braucht nicht diese Würde den Wildwuchs weiblicher Phantasie zwischen ihren wohl abgezirkelten Beeten? Ich finde mich in meiner Vermutung bestätigt, weil mir Ihr Mienenspiel signalisiert, wie sehr es Sie belebt hat, von den Träumen einer Professorenfrau zu hören. Ihre wohlwollenden Blicke geben mir zu verstehen, daß ich eine phantasievolle Frau bin, mit einem Wort: eine brauchbare Karrierebegleiterin. Wie unlebendig wäre der Universitätsbetrieb ohne das kapriziöse Wesen von Frauen am Arm ihrer beamteten Männer.

Um Verzeihung möchte ich aber nun doch ernsthaft dafür bitten, daß ich den hier angebrachten, geradezu lebensnotwendigen Spaß nicht ganz perfekt habe walten lassen. Es hat meinem Vortrag zweifellos an jener Stringenz und Konsistenz gemangelt, die nicht nur einem guten wissenschaftli-

chen Essay, sondern auch einer überzeugenden Zirkusvorstellung zugrunde liegen muß. Ich kokettiere mit Ihrer Nachsicht und – da ist sie schon, jene lächelnde Komplizenschaft zwischen Ihnen und mir, die ich mir so sehr gewünscht habe. Eine allzu perfekte Inszenierung, sagt mir Ihr Blick, wäre bereits wieder unglaubwürdig gewesen. Sie hätten einen männlichen Regisseur dahinter vermuten müssen. Sie entschuldigen die kleinen Risse und Brüche in meinem Vortrag, weil Sie in Rechnung stellen, daß ich eine Frau bin. Ich danke Ihnen für den Bonus, den Sie mir geben, und bin entzückt darüber, mich dem Frauenideal annähern zu können, das den Fortbestand der Wissenschaft in ihrer bewährten Form gewährleisten wird.
Ihr schweigsamer Zuspruch gibt mir den Mut zu einer allerletzten Caprice. So wie ein bürokratischer Spuk mich hierher gebracht hat, möchte ich meine Gastvorstellung mit einem kleinen Zaubertrick beenden. Ich halte jetzt gleich ein großes schwarzes Tuch vor mich, ein Tuch, wie Sie sehen, mit dem Emblem dieser Universität: den weiblichen Allegorien von Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit. Betrachten Sie die schönen antikischen Frauengestalten, und wenn Sie ganz in den Anblick der Bilder versunken sind, werden Sie feststellen, daß ich dahinter längst verschwunden bin. Ich lasse jetzt das Tuch fallen, meine Damen und Herren, und Sie sehen: ich bin gar nicht da. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen darauf, daß es mich, an diesem ehrwürdigen Ort, nicht gibt.

Anmerkungen

1 Um den tatsächlichen Ort des Geschehens unkenntlich zu machen, habe ich die Angaben der Rednerin ersetzt durch die Statistik für das Wintersemester 1978/79 an der Freien Universität Berlin, abgedruckt im *Frauen-Informationsblatt*, hrsg. von der Planungsgruppe für einen Frauenstudien- und -forschungsbereich an der FU, Nr. 1, Juli 1979.

2 *Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe*, hrsg. von Artur Kirchhoff, Berlin 1897.

3 Gabriele Kuby, »Ende der patriarchalen Herrschaft«, in: *Frauenoffensive* 2, 1975, S. 7.

4 Ohne die Kursivierungen ist der Traumtext zu finden bei Georg Simmel, »Weibliche Kultur«, in: ders., *Philosophische Kultur, Gesammelte Essais*, Leipzig 1911, S. 287 f.

Marianne Schuller
Erfolg ohne Glück?
Über den Widerspruch von Weiblichkeitsrolle und Karriere

I

Über den Zusammenhang von ›Frau und Karriere‹ nachzudenken ist gewissermaßen luxuriös. Welche Frau nämlich kommt überhaupt in die Situation, eine ›Karriere‹ anstreben oder gar machen zu können? Es bedarf kaum großartiger soziologistischer Umschweife, um festzustellen, daß klassen-, schichten- und berufsspezifische Voraussetzungen vonnöten sind, um so etwas wie eine ›Karriere‹ zu ermöglichen. Unter solchen Gesichtspunkten stellt sich das Problem als ein Randproblem dar, möglicherweise als das Problem einer Elite oder gar als ein elitäres Problem.

Wenn man jedoch ein wenig am Firnis kratzt – sei dieser ein Coco Chanel-Kostüm, in das sich gern die avancierte Politikerin hüllt, oder ein gediegenes Jackenkleid, das die notgedrungen modisch indifferente Wissenschaftlerin bevorzugt –, wird man eine Problematik erkennen, die keineswegs nur eine Minorität betrifft. Vielmehr ergibt sich die Spezifik der höchst ambivalenten Problematik aus einer anderen, die ihr weit vorausliegt. Sie gründet in der Produktion und in den Einsätzen ideologischer Weiblichkeitsmuster in der bürgerlichen Gesellschaft. Noch die tollste, noch die rigideste ›Karriere einer Frau‹ fordert einen Tribut, der sich grundsätzlich von den möglichen Tributen, die ein Mann darzubringen hat, unterscheidet.

II

Zunächst jedoch ein paar Stichworte zum Punkt ›Karriere‹ allgemein. Es gab Zeiten, da war manchen die Karriere mehr oder minder an der Wiege gesungen. Eine ständisch wohl gegliederte Gesellschaft – sie war Leitbild auch noch für den altbürgerlichen Konservatismus des 19. Jahrhunderts – hielt für eine gewisse Anzahl ihrer Mitglieder aus den höheren Rängen eine vorgezeichnete Laufbahn bereit, die es vom Einzelnen auszufüllen galt. Der ausgezeichnete Stand war es, der den Kode für eine Karriere an den Einzelnen weitergab.

Heute dagegen verbindet sich mit dem Wort ›Karriere‹ die vorsätzliche Tat des Einzelnen, der sich seinen Weg zum Erfolg selber zu bahnen hat. Karriere zu machen heißt, die ideologische Spur des selfmade-man, des selbstgemachten Mannes, zu verfolgen. Im Wort ›Karriere‹ wiederholt sich,

wenn auch in abgeschliffener, verdeckter oder hoch zivilisierter Form, der Mythos vom Tellerwäscher, der aus eigener Kraft Millionär geworden, oder Präsident oder beides. Somit ist Karriere als eine Spielart der Ideologie vom selbstherrlichen Subjekt zu begreifen, dem gelegentlich noch die Züge eines Helden aufgetragen werden. Im Nimbus des Subjekts werden die gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen, denen sich die Karriere verdankt, verschwiegen. Karriere nämlich basiert auf Konkurrenzmechanismen, die den Ausschluß der Anderen zugunsten des Einzelnen regeln. Erst der Ausschluß der Anderen kann das karrierefähige Subjekt hervorbringen. Daß dieser Prozeß keineswegs auf der intentionalen Ebene des Subjekts verläuft oder verlaufen muß, sondern über ideologische Apparate und institutionelle Kodes gesteuert wird, ist deutlich: Sepp Meier ist ein guter Fußballspieler und Torwart, zum Karrierefußballer und damit zur idolatorischen Person wird er erst über die mediale und institutionelle Kodierung seines Könnens. Der gute Philosoph oder Literaturwissenschaftler wird zum Karriereprofessor erst dann, wenn er beispielsweise von einer massenmediengesteuerten Öffentlichkeit zum Repräsentanten von Wahrheit und Feinsinn oder dergleichen gekürt worden ist. Ebenso ist der bürgerliche Politiker erst dann ein guter Politiker, wenn er Karriere macht: wenn er und seine politische Disposition im Sinne eines repräsentativen Subjekts inszenierbar sind. Wie der Schauspieler ist auch er notwendig auf Karriere angewiesen. Daß vielleicht weniger das politische Programm als vielmehr dieser Sachverhalt Chance und Problematik seines Berufes sind, sagt einiges über die Funktionsweise und den Status von Politik aus. Der gegenwärtig schier konstitutive Zusammenhang von Karriere und Politik, der auch den Bürger zum Element eines Publikums macht, wäre erst durch die Möglichkeit solidarischen Handelns aufzulösen. Lenin hat keine Karriere gemacht, wohl aber Karl Schiller. Noch sein jäher Sturz belegt das. Denn mehr noch als das griechische Schicksal erweist sich die ideologische Konjunktur als wankelmütig.

III

Daß diese Bemerkungen nur im Hinblick auf Männer erfolgt sind, ist kein Zufall. Wie das Genie stets männlich konnotiert ist – Schöpfungskraft und Männlichkeit gehören zusammen –, so ist Karriere in der Regel Männersache. Umgangssprachlich wird das schon deutlich daran, daß es das Wort ›Karrieremann‹ im abträglichen Sinne nicht gibt. Wohl aber das der Karrierefrau. Und sehen wir nicht die leicht verächtlich heruntergezogenen Mundwinkel, hören wir nicht den mild spöttischen Tonfall, wenn von ihr die Rede ist? Warum? Weil eine Karrierefrau ein Wesen ist, das Karriere nur hat machen können, indem sie aufgehört hat, Frau zu sein. Mag sie auch noch so sehr das Regiment führen, sie ist und bleibt mangelhaft, weil sie

ihrer Weiblichkeit verlustig gegangen ist. Der Mann dagegen, der Karriere gemacht hat, verdoppelt oder vervielfältigt sich auch und gerade im Hinblick auf seine Männlichkeit.

Zweifellos gibt es sogenannte ›weibliche Karrieren‹. Sie basieren auf dem geschickt lancierten, effektvollen Einsatz jener Qualitäten, die als typisch weibliche in Geltung sind. Das Angebot reicht von der aufopfernd Dienenden – der Florence Nightingale in ihren verschiedenen Schattierungen – bis zu jenen Karrieren, die mit den ›Waffen einer Frau‹ errungen sind. Es ist die Mätresse, die vom Boudoir aus die Männlichkeit des Mannes schwächt und ihn zur Marionette macht. Sie agiert aus dem Hinterhalt und richtet auf der öffentlichen, vom Mann beherrschten Szene allerlei Verhehrungen an. Auch ihre neuzeitliche, arme Schwester, die Prostituierte, kann es zu einer Karriere bringen. Dies jedoch nur, wenn ihr Hinterzimmer schlagartig ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit gerät und dort illustre Männer, am besten aus Wirtschaft und Politik, angetroffen werden. Nitribit ist noch heute im Gedächtnis. Diese zu Trivialmythen und Karikaturen reizenden Karrieren sind auf dem Körper der Frau, auf ihrem vom männlichen Begehren sexualisierten Körper errichtet. Diese Zurichtung ist es, die ihn zur Waffe macht, was zugleich das Geschlechterverhältnis zu einem kriegerischen stempelt. Es ist ein hinterhältiger Krieg, in dem sich der weibliche Körper als infizierendes Instrument erweist: er ist die Krankheit, die das Gesunde, den Mann, befällt. Klar, daß diese Karrieren anrüchig und skandalös gefährlich sind.

Auch Tänzerinnen und Schauspielerinnen sind auf Karrieren konditioniert. Dies hat mehrfache Gründe, wobei der spezifische Einsatz des weiblichen Körpers und ›weiblicher Qualitäten‹ wiederum von besonderer Bedeutung ist. Allgemein gilt, daß der bürgerliche Kunstbegriff und Kunstbetrieb auf konkurrierende Individuation abzielt. So haben sich beispielsweise nur sehr vereinzelt die seit den sechziger Jahren erneut erarbeiteten Konzepte eines Ensemble-Theaters gegen die Tradition des Star-Theaters durchsetzen können. Wie in der Sphäre der Musik, hat die Frau am Theater und auch im Film ihren Ort im wesentlichen als Interpretin – als Produzentin, als ›schöpferisches‹ Individuum ist sie nicht zugelassen. Wirft dieser Sachverhalt wiederum ein Licht auf den Status der Frau – sie produziert die Reproduktion –, so erklärt er zugleich, warum es kaum Regisseurinnen gibt. Allererst in neuester Zeit und vor allem in den neueren Medien wie Film, Fernsehen und Video beginnen die Frauen, ihre Sprache zu entwikkeln. Zum Star wird die Interpretin von literarischen Weiblichkeitsbildern, die überdies meist dem Terrain männlicher Phantasie angehören, wenn sie über die vorgeschriebene künstlerische Rolle auch noch andere weibliche Rollen mitinszeniert. In stereotyper Wiederholung tritt uns hier wiederum die sexualisierte Frau entgegen oder die mehr auf das Herz verpflichtete

Mutter. Marilyn Monroes Körper mußte so inszeniert werden, daß er Signalfunktion für imaginäre Vorstellungen einer männlich bestimmten Sexualität übernehmen konnte. Nicht nur die Klatschgeschichten, die immer einen voyeuristischen Zusammenhang zwischen der Repräsentation auf der Leinwand und der illusionären Privatperson stiften, sondern der Typ der Inszenierung selbst muß immer auch das Versprechen auf eine Sexualität, die imaginär angeeignet werden kann, mitliefern. Umgekehrt ist die Karriere einer Inge Meisel darin begründet, daß sie eben nicht nur die Mutter Wolffen, sondern zugleich die Mutter der Nation ins Bild setzt. Die Frau, die eine ›weibliche Karriere‹ macht, ist also allemal die gewaltsam reduzierte Persönlichkeit. Ob Projektionsfläche für männliche Sexualität oder für andere imaginär erfüllte Wünsche – stets bleibt die Frau, gerade weil ihre Weiblichkeit in so hohen Dosen verabreicht wird, bei der ganzen Prozedur auf der Strecke.

IV

Während also dieser Typ von Karriere auf den gewaltsamen Einsätzen einer männlich definierten Weiblichkeit beruht, ist die Karrierefrau, wie gesagt, gerade durch deren Verlust gekennzeichnet. Erweist sich die ›weibliche Karriere‹ vornehmlich als Effekt männlicher Phantasien – denn noch die überwältigendste Geste eines Vamp vollführt nichts weiter als die Parade männlicher Phantasmen –, so bricht die Karrierefrau in das von Männern beherrschte Terrain selber ein. In diesem Sinne ist sie Conquistadorin auf dem männlichen Kontinent. Aber sie erobert ihn nicht in der romantischen Maskerade einer Frau in Männerkleidern, die die hierarchische Geschlechterdifferenz in ein lustvoll listiges Vexierspiel verwandelt; vielmehr ist das Gesetz ihres Handelns das einer eher unglückseligen Mimikri: sie muß ein männliches Subjekt werden, sie muß ihren Status als Frau verleugnen, preisgeben. Unglückselig ist diese Mimikri, weil die Karrierefrau trotzdem und in jedem Falle dem Wertungsschema unterworfen bleibt, das das Geschlechterverhältnis auf allen Ebenen als ein Herrschaftsverhältnis darstellt. Auch wenn sie sich noch so rigoros als Mensch, d. h. als Mann zu inszenieren sucht, bleibt doch immer – als Makel – an ihr haften, was sie zu verleugnen gezwungen ist: Weiblichkeit. Somit ist die Karrierefrau makelhaft im Hinblick auf ihren Status als Frau, und mangelhaft ist sie in bezug auf ihren Status als männliches Subjekt.

Die Folgen dieser konstitutiven zwiefachen Mangelhaftigkeit sind denn auch in der Regel erschreckend, und die Klischees von der machtbesessenen Politikerin bis zur Kommandöse haben ja eine Realität. Ebenso erschreckend aber ist der besonders gern von Männern betriebene Zynismus, der die Karrierefrau als höchst willkommenes Warnsignal für eine mögliche öffentliche Betätigung von Frauen funktionalisiert. Der schier unüberbietbare

Zynismus gründet darin, daß auf das Konto ›Frau‹ verbucht wird, was sich in Wahrheit nicht ihr, sondern der männlich-patriarchalischen Ordnung und der darin der Frau zugewiesenen Position verdankt.
Die bürgerlich-patriarchalisch determinierte Inferiorität der weiblichen Position also ist es, die die Karriere einer Frau so nachhaltig bestimmt. Und sie kann sich drehen und wenden, sie kann einen Opportunismus sondergleichen an den Tag legen – aus dieser Inferiorität wird sie, auch im Falle repräsentativen Erfolgs, nicht entlassen.
Als die großen karriereversprechenden Bereiche lassen sich Wirtschaft, Politik, Kunst, Journalismus und Wissenschaft ausmachen. Selbstverständlich müßten die Handlungsmuster, denen die Frauen unterstehen, je nach Beruf genauer spezifiziert werden. Die Politikerin etwa ist sicher vor Probleme gestellt, die sich noch einmal von denen einer Professorin, beispielsweise einer Literaturwissenschaftlerin, unterscheiden. Ich möchte nun, einfach weil es mir naheliegt, von der Wissenschaft, der sogenannten Geisteswissenschaft und damit auch von der Institution Universität reden.
Was eigentlich passiert mit einer Frau, die in die Institution der Universität nicht nur als Lernende, sondern, brav dem arbeitsteiligen Ablauf folgend, auch als Lehrende eintritt? Welche psychischen und intellektuellen Prozesse sind abgelaufen, um eine Frau in den Stand zu setzen, das nun wahrhaft von Männern gehütete Terrain des ›Geistes‹, als das sich ideologisch die Institution Universität darstellt, zu betreten? Wie unterscheidet sich ihre Rekrutierung als Wissenschaftlerin von der eines Mannes?

V

Ich versuche einmal, anspruchslos genug, nach physiognomischer Manier, einige Stationen, die ein Wissenschaftlerin-Subjekt durchläuft, nachzuzeichnen. Wenn auch die Spuren der Lektüren – Psychoanalyse etwa und Ideologietheorie – den Blick bestimmen, so sollte doch der gelehrte Tonfall ein wenig in den Hintergrund treten. Denn eben dieser verdeckt in der Regel genau die Probleme, die hier in Rede stehen. Zumindest dann, wenn er, wie in der Literaturwissenschaft zumeist, im Namen des ›Menschen‹ ergeht. Insofern ist auch die apostrophierte Anspruchslosigkeit nicht ganz geheuer.
Die Vorgeschichte des ins Auge gefaßten Wissenschaftlerin-Subjekts ist lang; wir müssen Kürzungen vornehmen. Sie beginnt in der familialen Konstellation; am reinsten tritt sie in der bürgerlichen Kleinfamilie zu Tage, der die Mehrzahl der wenigen Hochschullehrerinnen entstammt. Hier ist die weibliche Position ausgebildet, in die das Mädchen als Tochter-Subjekt einzutreten hat. Damit ist ihre Konditionierung auf sogenannte weibliche Qualitäten wie Passivität, Hingabe usw. und ihre Festschreibung auf die

weiteren gesellschaftlichen Rollen als Ehefrau und Mutter eingeleitet und in den meisten Fällen auch besiegelt. Man braucht die sattsam bekannten Qualitäten nicht im einzelnen aufzuführen, es genügt der Hinweis auf den kulturell, nach Maßgabe von Inferiorität und Macht unterschiedlich bewerteten Produktionsbegriff: Die Frau ist produktiv im biologischen Sinne, als Reproduzentin der Gattung, während der Mann sich zum Mann über gesellschaftlich produktive Arbeit konstituiert, deren Krone die geistig-schöpferische Tätigkeit ist. Derart erfährt die Frau einen Schnitt, der ihren Gebärmutter-Körper von ihrem Kopf trennt. Im Begriff der Liebe, die sie ist, aber nicht, wie der Mann, hat, wird dieser Schnitt ideologisch verklärt. Die Effekte dieses Einschnitts zählen als Weiblichkeit und es ist einleuchtend, daß die Frau schon dadurch auf den Mann als auf ihren Kompletteur angewiesen ist.

Dieser die Weiblichkeit produzierende Mechanismus, der angemessen nur als Machtmechanismus zu beschreiben ist, stellt die Frau, zumal wenn sie aus den sie definierenden Reservaten heraustritt, vor Konflikte, die der Mann nicht hat. Denn er ist umso mehr Mann, je deutlicher er öffentlich gesellschaftliche Arbeit und sogenannte Kulturleistungen vollbringt. In diesem Sinne ist ihm Karriere nicht nur auf den Leib geschrieben, sondern seiner Männlichkeit als Krönung eingeschrieben. Die Frau dagegen muß sich bei einem vergleichbaren Prozeß aufgrund eines historischen Apriori als Geschlechtsneutrum inszenieren oder inszenieren lassen. Denn ob der Vater als Spiegelung seiner selbst in der Tochter dieses Geschäft besorgt oder die schulische Sozialisation: in jedem Falle muß die Frau, unter Opfern, das Kind des Geistes werden, dessen Träger der Ideologie zufolge der Mann immer schon ist.

Daß dieser Mechanismus nicht dem Kopf einer wütigen Feministin entsprungen ist, belegen nicht zuletzt wissenschaftliche Diskurse selber. Entweder taucht das Problem gar nicht auf, oder aber es artikuliert sich, wie etwa in der Psychoanalyse, auf höchst prekäre Weise. Ob nämlich der für eine anerkannte Kulturleistung notwendige Positionswechsel der Frau als Penisneid oder ob er als mißlungene Ödipalisierung verstanden wird, das ist im Augenblick ganz gleichgültig. Wichtig allerdings ist die Tatsache, daß in die psychoanalytische Beschreibungssprache und in das von ihr erarbeitete Analyseinstrumentarium die Defizienz in bezug auf die Frau immer schon eingeht. Anstatt ihrer – auch noch bei Lacan nachzulesenden – Theorie einer ursprünglich defizienten Repräsentation von Weiblichkeit zu folgen, wäre doch zu fragen, ob diese Theorie nicht selbst die Struktur einer Repression wiederholt, als deren Ergebnis uns dann Weiblichkeit als spezifischer Defizienzmodus entgegentritt.

Wie dem auch sei; jedenfalls bleibt die Frau, solange sie sich auf diese sie vorschreibenden Muster bezieht, ein mehrfach mangelhaftes Wesen. Sie

bleibt es auch, wenn sie ihre Tournee durch die Universität beginnt, und auch, wenn sie diese mit einer Karriere vollendet. Was nämlich läuft denn ab, wenn sie sich als Wissenschaftlerin qualifiziert? Wo und wie empfängt sie diese Qualifikationen?

VI

Schon wenn sie aufgenommen wird in den Kreis der avancierten Wissenschaftler, erst recht im Funktionieren auf der institutionellen Szene wiederholt sich das bereits skizzierte Schema. Zunächst einmal löst sich die Frau, weil es in der Regel Männer sind, die über die institutionalisierten Wissenschaftsdiskurse verfügen, faktisch von ihren Geschlechtsgenossinnen ab. Sie wird eine Auserwählte. Daß sie es aber hat werden können, beruht auf dem wie immer vollzogenen Abstand zur weiblichen Position. Wirklich frei davon aber wird sie nie. Schon die Aneignung wissenschaftlicher Diskurse läuft nach dem Modus einer intellektuellen Empfängnis ab, die durchaus als Kehrseite jener anderen, ihr eigentlich zugewiesenen zu begreifen ist. Vor allem aber bleibt die weibliche Position im Wahrnehmungshorizont erhalten. Entweder wird deren totaler Ausfall deutlich und gewissermaßen schamlos registriert – die demütigende Legende vom Blaustrumpf, der so manche Frau hat werden müssen, weil sie Interesse an Goethe oder Hegel zeigte, lebt auch heute noch in vielfältigen Variationen fort. Oder aber in der Registrierung noch vorhandener weiblicher Attribute. Sie spielen, subtil oder handfest, eine nicht unwesentliche Rolle, wenn eine Frau die akademische Bühne betritt. Ihre spezifische Bedeutung aber leitet sich aus der offiziell geforderten Neutralisierung der ›Weiblichkeit‹ her: erst das Zusammenspiel von Neutralisierung und Hervorkehrung der Weiblichkeit erzeugt jenen besonderen, für eine Karriere durchaus nützlichen Wert. Er aber ist, aufgrund dieser Konstitution, immer prekär.

Und dieses Zusammenspiel, das der Frau als Handlungsmuster vorgegeben ist, macht sie auch in folgenreicher Weise korrumpierbar – ach, die Frauen können sehr korrupt sein. Denn es ist den Auserwählten möglich, noch mit dem zu kokettieren, was in Wahrheit die Unterdrückung ausmacht. Sie kann mehr oder minder geschickt zwischen den Zerstückelungen und Spaltungen lavieren, denen die Frauen ausgesetzt sind, und somit geradezu gerissen eine illusionäre Ganzheit vor den Blicken – den Blicken der Männer – vorspiegeln.

Damit erfüllt sie aber nichts weiter als den Topos der betrogenen Betrügerin. Sie betrügt nämlich allemal ihre Geschlechtsgenossinnen, indem sie für sich nutzbar macht, was diese schlägt; betrogen ist sie, weil sie im Hinblick auf die Männer einen Trumpf ausspielt, der doch in Wahrheit aus deren Händen selber stammt. Mag die Kombination von Wissenschaftlerin mit Weiblichkeitsappeal auch zur Karriere beitragen, der Preis ist auch in

diesem Falle hoch. Der prekäre Prozeß nämlich wirkt sich auf die Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Qualität aus: ob gerechter- oder ungerechterweise, schnell gerät diese in Zweifel, was übrigens wiederum eine gönnerhafte Haltung der Frau gegenüber erleichtert.
Daß das Wissenschaftlerin-Subjekt Widersprüchen untersteht, die aus ihrem Status als Frau erwachsen, wird mit aller Schärfe am Verhältnis ihres öffentlich-beruflichen Daseins zu ihrem sogenannten privaten Leben deutlich. Anders als beim Mann, zeichnet sich das Verhältnis für die Frau durch einen harten, niemals zu harmonisierenden Bruch aus. Der Mann – wohlgemerkt, ich spreche von Professoren – kann viel leichter eine Verbindung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit herstellen. Seine Plazierung innerhalb der familialen Konstellation weist ihm eine phallisch motivierte Macht zu, die nicht nur in der Familie, sondern auch in der Institution Hochschule zur Geltung kommt. Er ist in einem präzisen Sinne Vater und Doktorvater zugleich. Aufgrund der patriarchalischen Struktur, die seine Männlichkeit definiert und die ihre Machteffekte auch noch innerhalb der Universität zeitigt, kann er ein Band knüpfen zwischen den verschiedenen Rollen, die er im öffentlichen und im privaten Leben innehat. Über die patriarchalische Inszenierung harmonistisch aufeinander bezogen, schlägt denn auch dem Mann ein möglichst bewegtes Privatleben auf dem öffentlichen, hier dem universitären Schauplatz, positiv zu Buche. Eigentlich ist er erst dann der wirklich strahlende Held.
Grundsätzlich unterschieden davon ist die Situation für die Frau. Während der Mann seine männliche Identität im Wechsel der Schauplätze eher festigt, ist für die Frau der Schauplatzwechsel zugleich mit einem Identitätswechsel verbunden: an der Universität ist sie Wissenschaftler, zu Hause ist sie etwas ganz anderes, nämlich Frau. Am besten ist sie natürlich gleich die ›liebe‹ Frau, d. h. diejenige, die als erstes einmal ihre wissenschaftliche Tätigkeit vergißt, um sich sexuell und im Alltagsleben – vom Kochen bis zur Partybegleitung – ganz den Wünschen des Mannes preiszugeben. Spätestens jetzt also tritt die für die Frau konstitutive Spaltung real und lebensgeschichtlich folgenreich wieder zutage. Die Situation, in die sie als Frau gerät, trägt nachgerade schizophrene Züge.
Nicht nur die Rollen der Ehefrau und Mutter treten in Widerspruch mit den Anforderungen einer universitären Laufbahn, sondern die Schizophrenisierung setzt schon auf der Ebene sogenannter Liebesbeziehungen ein. Eben noch, im Diskussionszirkel und auf der universitären Bühne, durfte sie mit Kopf und Verstand dabei sein; schlagartig oder auch allmählich aber wird ihr beides abgenommen. Es erweist sich als Störung. Indem die Frau in ihre Sexualfunktion eintritt, wird sie symbolisch enthauptet. O ja, dieser im Weiblichkeitsmythos fundierte Umschlag spielt sich inzwischen subtil, oft auf höchstem Niveau ab; er kann sogar zum Gegenstand melancholischer

Reflexionen von seiten der Männer werden. Und dennoch: lassen nicht allmählich die früher so anregenden Diskussionen nach? Werden sie nicht eher mit dem Kollegen oder dem Freund fortgesetzt? Regelt sich die Zeit der Liebe nicht allmählich durch die strikte Teilung in einen Tag und in eine Nacht? Werden die Gespräche über ihre berufliche Tätigkeit, über ihre politischen Aktivitäten nicht doch künstlicher, mühsamer, nur mit Anstrengung durchzusetzen? Spürt sie nicht deutlich oder diffus, daß sie damit ein Sakrileg im Hinblick auf die erwarteten Weiblichkeitsmuster begeht? Und versetzt es ihr nicht einen Stich, wenn er eine eher lapidare Äußerung von ihr mit einem allzu großen Lob belegt? Erinnert sie sein Tonfall nicht an den des Vaters oder Lehrers, der sich zum Kinde beugt, um ihm nachsichtig zu helfen?

Manifest oder auch in der Grauzone des Atmosphärischen jedenfalls ändert sich in der Regel für die Frau, auch für die beruflich avancierte Frau, manches, wenn sie in die Sphäre eintritt, die als ihr Glück bezeichnet wird. Denn nach wie vor bindet sich das Glück, zumal das Glück einer Frau, an die Ehe oder wenigstens – die Sitten sind in diesem Punkte etwas aufgelokkert – an eine eheähnliche Beziehung. Das Glück, dieses Reklame-Wort und Wort der tiefsten Tiefe, wird der Frau wie ein Gesetz auferlegt, dem sie sich nicht ungestraft entziehen kann. Allerdings bleibt in den meisten Fällen auch bei Erfüllung die Strafe nicht aus. Denn das Eingehen auf das Glück stellt die Frau vor Alternativen, die durchaus als Strafe zu bezeichnen sind. Entweder muß sie symbolisch ihren Beruf an den Nagel hängen und im Negligé der Weiblichkeit erscheinen; oder aber sie nimmt innerhalb der Beziehung den Kampf um die Anerkennung ihrer intellektuellen Arbeit auf. Bezeugt noch dieser Kampf um Anerkennung die Herrschaft des Mannes, so läuft sie überdies Gefahr, keine ›liebe Frau‹ mehr zu sein, und das Glück, von dem die Rede ist, wird brüchig.

VII

Was meint denn dieser Lockruf des Glücks? Warum muß die Frau ihm in spezifischer Weise ergeben sein? Das Glück ist der Mythos, der dem bürgerlichen Oppositionsschema von privat und öffentlich, von draußen und drinnen, von Oberfläche und Tiefe entspringt. Das Glück nistet im privaten Bereich, es findet hinter verschlossenen Türen statt und richtet sich ein in der Tiefe des Herzens. Es hat Teil am Mythos des Innen, der Innerlichkeit, der das Draußen, das Öffentliche, das Gesellschaftliche zur Oberfläche, zur nichtigen Hülle macht. Sie gewinnt ihren Wert einzig dadurch, daß sie den Schatz, der in der Tiefe liegt, den Schatz der Tiefe, umschließt und ihn derart als eigentümlichen Besitz, als mystifiziertes Eigentum des Individuums qualifiziert. Das wahre Glück gedeiht nur unter Verschluß, und da es keine Referenz im gesellschaftlich Realen hat, sondern

dessen imaginäre Überwindung darstellt, kommt ihm nachgerade schicksalsmäßige Bedeutung zu. Diese bürgerliche Glücksvorstellung, die uns mehr oder minder deutlich eingeschrieben ist, erweist sich als ideologisch. Wie schicksalsmäßig kostbar auch immer als Wert inthronisiert, hat das Glück die Aufgabe, das Subjekt von den Anforderungen des bösen Draußen, von Arbeit, Beruf und Politik, im Sinne einer Regression in imaginäre Tiefen zu entlasten.

Dieses abgründige Glück unterhält Verbindungen zu ideologischen Weiblichkeitsmustern. Die Frau nämlich, insofern sie diesen untersteht, ist Garantie des Glücks und in dieser Funktion darauf verpflichtet. Als Liebende, als Mütterliche, als schöne Seele, und wie die Topoi zärtlicher Verfügung alle heißen, ist sie gleichsam der Nährboden des Glücks. Auf ihn, bzw. auf die Frau in dieser Funktion, zieht sich der Mann, dem Reglement der bürgerlichen Gesellschaft folgend, zurück: hier findet er Entspannung, hier findet er Genuß. Der ideologische Entlastungsmechanismus, den die bürgerliche Gesellschaft, den die Arbeitsteilung erzwingt, wird also zu einem guten Teil auf dem Rücken der Frau ausgetragen. Sie ist das Glück, das der Mann hat. Ob sie es selber hat, das steht in Zweifel.

Auf jeden Fall aber erklärt diese Funktionsbestimmung noch einmal, warum die Frau auf das Glück, das sich am reinsten in der Institution der Familie bzw. in der Ehe darstellt, verwiesen ist. Es ist quasi ihr Schicksal. Darum begeht sie, wenn sie dieses Glück nicht mehr oder nicht mehr voll garantiert, ein Sakrileg. Es wird ihr zur Last gelegt. Etwa in dem herablassenden, verächtlichen Urteil, daß sie zu den Büchern hat greifen müssen, weil ihr das Glück, das der Mann erschließt, nicht hold gewesen. Dieses Urteil jedoch macht den verächtlich, der es fällt. Denn es unterschlägt, daß es der bürgerlich-patriarchalische Typ des Glücks selbst ist, der den Frauen eine Alternative zwischen Karriere und Glück aufzwingt. Aber auch wenn sie versucht, diese Alternative kompromißlerisch zu überspielen, wird sie mit Sicherheit ihres Lebens nicht recht froh werden können.

VIII

Hier ist Bilanz gezogen und sie fällt, was die Frauen, beispielsweise die Frauen in der Institution Hochschule betrifft, nicht günstig aus. Selbst wenn sie den ideologisch höchst zweifelhaften Weg der Karriere beschreiten, bleiben sie, bezogen auf ihren Status als Frau, auf der Strecke. So oder so. Entweder sind sie gezwungen, ihn ganz zu verleugnen, oder aber sie tragen ihn als genormte Weiblichkeit zu Markte. Auch der Ausweg des ›privaten Glücks‹ ist prekär. Denn selbst die geläufigen Kompromisse, die die Frau eingehen muß, hinterlassen Spuren. Es sind schmerzhafte Spuren, die um so schmerzhafter sind, als sie meist im Dunkel verbleiben. Auch im Dunkel der Verschwiegenheit, die nur gelegentlich durch ein Sprechen auf

der Couch unterbrochen wird. Schon deswegen, so scheint mir, ist eine öffentliche, deutliche Rede vonnöten, eine Rede, die selbstverständlich nicht mögliche Ausnahmen, sondern die Regel betrifft.
Jedoch ist die Bilanz keineswegs als eine die Ungunst der Verhältnisse bestätigende Klage zu lesen. Ich würde sogar sagen: ganz im Gegenteil. Denn eben der Nachweis, daß die Frauen, solange sie sich auf die herrschenden Weiblichkeitsmuster und deren Funktionieren einlassen, notwendig die Geschädigten sind, kann ja Überlegungen ganz anderer Art provozieren. Eben dieser Nachweis könnte doch zu der Überlegung führen, nicht länger kompromißlerisch und versöhnlerisch auf die realen Widersprüche zu reagieren, sondern deren Voraussetzungen, deren ideologische Konstitution selber zu befragen, in Zweifel zu ziehen, zu unterlaufen und anzugreifen. Das aber hieße, auch ›Gleichberechtigung‹ nur strategisch zu begreifen – denn selbstverständlich werden die Frauen durch Unterrepräsentation in den gesellschaftlich relevanten Institutionen faktisch diskriminiert –, nicht aber als das Ziel der Kämpfe von Frauen. Gleichberechtigung als Effekt juristischer Ideologie nämlich legte die Frauen auf jene Mechanismen fest, die selbst Ursache ihrer Unterdrückung sind. Im Hinblick auf Karriere bedeutete die endgültige Forderung nach Gleichberechtigung nur, daß die Frauen gleichermaßen am Konkurrenzkampf beteiligt werden könnten. Genau diesen zu zerstören aber haben sie als Frauen allen Grund.
Nein, der Kampf müßte, aufgrund der Problemkonstitution, sozusagen notgedrungen radikal sein. Er müßte an die Wurzeln der die bürgerliche Gesellschaft formierenden Institutionen, Machtapparate und Strukturen des Alltagslebens gehen. Und sicherlich könnte, da der Familialismus den Frauen zum Verhängnis geworden, auch die Institution Familie nicht unberührt bleiben. Die offensive Wende also, die gerade aus der ideologischen, machtabhängigen Inferiorisierung der Frauen, die auch noch die Karrierefrau markiert, erwachsen kann, ist nur im Rahmen eines breiten und intensiven politischen Kampfes möglich. Auch der Versuch, als Wissenschaftlerin-Subjekt die gültigen Handlungsmuster nicht länger lavierend zu erfüllen, sondern deren Gültigkeit grundsätzlich in Frage zu stellen, ist nicht Ergebnis einer Reflexion im Alleingang. Er kann nur von einem politischen Ort aus unternommen werden, der die Möglichkeit schafft, die bürgerliche, auf patriarchalische Herrschaftsverhältnisse sich stützende Konkurrenzierung der Frauen durch Solidarität von Frauen abzulösen. Dieser Ort kann die neue Frauenbewegung sein. Daß sich in ihr ein Prozeß in dieser Richtung entwickelt, das weiß ich und zwar aus eigener Erfahrung. Keineswegs will ich damit dem Stichwort ›Frauenbewegung‹ einen Zauberklang verleihen. Gerade auch im Hinblick auf das Problem der Karriere wäre hier einiges zu bemerken. Denn zweifellos haben sich auch dort, auf dem Rücken der Frauen, wieder Heldinnen konstituiert – und sei es auch in

der konjunkturgerechteren Figur der Anti-Heldin. Sie sprechen wieder als Repräsentantinnen im Namen der Frauen, die damit zu namenlosen und sprachlosen werden. Und die Medien sind selbstverständlich dabei. Einzug der Gladiatorinnen etwa auf der ideologischen Bühne bürgerlicher Justiz – ein rechtes Karriere-Schauspiel!

Doch diese, gelegentlich auch auf Kongressen sich wiederholende Repräsentation kann nicht mit den schwierigen, umständlichen und oft auch heiteren Versuchen verwechselt werden, die jahrhundertealte ideologische und reale Gefangenschaft der Frau aufzubrechen. Diese Versuche spielen sich auf den verschiedensten Ebenen ab, auch auf der Ebene der universitären Institution. Das aber heißt auch, daß die die Geschichte der Frauen und ihr Leben kennzeichnende Problematik nicht nur im vorwissenschaftlichen Bereich besprochen werden kann, sondern als ein Gegenstand der Wissenschaft produziert werden muß.

Im Falle der Literaturwissenschaft, die ja durchaus Züge eines ideologischen Diskurses zur Legitimierung bürgerlicher und patriarchalischer Herrschaftsverhältnisse trägt, scheint diese Aufgabe in besonderer Weise geboten. Denn verwaltet nicht die Literaturwissenschaft jene literarischen Weiblichkeitsbilder, die in der Regel Projektionen von Männern sind? Weiblichkeitsbilder überdies, die, aufgrund des Status von Literatur als eines ›Wahrheitsdiskurses‹, die Frauen durchaus ideologisch formieren: die ›femme fatale‹ auf der Bühne, der Vamp dann im Film und für zu Hause am besten Gretchen und Kätchen. Alles disponible Weiblichkeitsbilder, die auf dem Ausschluß der realen Frauen beruhen. Die zu produzierenden Fragestellungen können sich aber nicht nur auf den Bereich der Analyse literarischer Weiblichkeitsbilder, nicht nur auf die Analyse von ›Frauen-Literatur‹ beziehen, sondern sie müssen grundsätzlich den Status und die Funktion von ›Weiblichkeit‹ in kulturellen und literarischen Produktionen zu klären versuchen.

Betreffen Fragestellungen diesen Typs radikal die kulturellen und literarischen Konstitutionsbedingungen selber, so ist andrerseits etwa eine Geschichte der Frauen zu schreiben. Haben sie keine Geschichte oder nur eine andere Geschichte, die der herrschenden Geschichtsschreibung vielleicht entgegensteht? Solche Fragen sind nicht, wie man hören kann oder wie einem nachgesagt wird, subjektivistisch, unwissenschaftlich und unhistorisch. Im Gegenteil: sie können in die Literaturwissenschaft einen Diskurs einführen, der ideologischerweise von dieser selbst unterschlagen wird. Als ›Humanwissenschaft‹ stellt sie sich als humanistisch dar; dieser theoretische Humanismus aber ist schon die Ideologie. Nicht irgendein Pochen auf ›Weiblichkeit‹, diesmal von seiten der Frau, sondern ideologietheoretische Ansätze zu artikulieren, die ›Weiblichkeit‹ als Effekte kulturell codierter Herrschaftsverhältnisse erkennbar machen, das heißt ›als Frau‹ in die

Literaturwissenschaft einzutreten. Und das heißt auch: nicht länger als Geschlechtsneutrum oder als ein männlichen Mustern unterworfenes und derart entfremdetes Subjekt herumzuschleichen oder herumzukokettieren.

Mir scheint nun, daß diese anzustrebende Position auch ermöglichen könnte, nicht nur anderes, sondern auch anders zu arbeiten. Es lohnt doch sicher den Versuch, nicht länger als schlecht Plazierte den Konkurrenzkampf, auf dem Karriere beruht, zu schüren, sondern solidarische, auf Kollektivität ausgerichtete Arbeitsformen zu entwickeln. Daß dieser Versuch lohnt, daß diese Begriffe, die auch in der Studentenbewegung einmal etwas galten, sich mit Leben und mit Realität füllen können, auch das kann ich aus Erfahrung sagen. Frauen sind sicher nicht die anderen Wesen, die sie über Ausschlußverfahren werden sollen, aber Frauen können mit Sicherheit anders sein, als sie sein sollen.

Und schließlich läge in der radikalen Kritik an den herrschenden Handlungsmustern vielleicht auch die Möglichkeit, nicht länger kompromißlerisch zwischen der öffentlichen und der privaten Person, zwischen der Wissenschaftlerin und der Frau pendeln zu müssen. Vielleicht deutete sich damit auch ein Glück an, das die Frau nicht nur für den Mann wäre, sondern selber auch hätte. Daß mit diesen Überlegungen nicht Karriere zu machen, aber vielleicht doch, trotz aller Widerstände, Hochschullehrerin zu werden ist – das bleibt eine Frage der Zukunft.

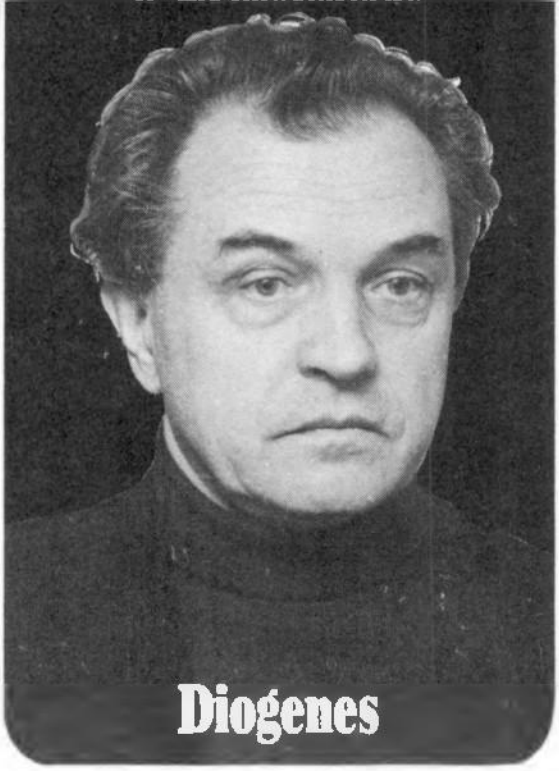
Der Erste Autor
des 21. Jahrhunderts

Alexander Sinowjew

Lichte Zukunft

»Swjetloje buduschtscheje«
Aus dem Russischen von Franziska Funke
464 Seiten, Leinen, 34,–

Die Geschichte
eines akademischen Mitmachers.
Die Vivisektion
eines Moskauer Intellektuellen,
vorgenommen vom schneidendsten Logiker,
bohrendsten Analytiker,
rasendsten Humoristen,
der dem Wissenschaftlichen Sozialismus je
er- und entwachsen ist.



Diogenes

edition
suhrkamp

Dolf Oehler
Pariser Bilder I (1830–1848)
Antibourgeoise Ästhetik bei
Baudelaire, Daumier und Heine
es 725, DM 12,–

Gunnar Heinsohn, Rolf
Knieper, Otto Steiger
Menschenproduktion
Allgemeine Bevölkerungslehre der
Neuzeit
es 914, DM 11,–

Ernest Labrousse, Georges
Lefebvre, Albert Soboul u. a.
Geburt der bürgerlichen Gesell-
schaft: 1789
Herausgegeben von I.A. Hartig
es 937, DM 11,–

Helmut Dahmer (Hrsg.)
Analytische Sozialpsychologie
2 Bde., es 953, ca. 18,–

Bettelheim, Mészarós,
Rossanda u. a.
Zurückforderung der Zukunft
Macht und Opposition in den nach-
revolutionären Gesellschaften
es 962, DM 11,–

Thomas Leithäuser,
Birgit Volmerg
Anleitung zur empirischen
Hermeneutik
Psychoanalytische Textinterpretation
als sozialwissenschaftliches Verfahren
es 972, DM 9,–

Kapitalistische Weltökonomie
Kontroversen über ihren Ursprung
und ihre Entwicklungsdynamik.
Herausgegeben von Dieter Senghaas
es 980, DM 15,–

Stichworte zur
›Geistigen Situation der Zeit‹
Herausgegeben von Jürgen Habermas
2 Bde., es 1000, DM 20,–

Tobie Nathan
Ideologie, Sexualität und
Neurose
Vorwort von Georges Devereux
es 975, DM 9,–

Mario Erdheim / Maya Nadig
Größenphantasien und sozialer Tod

I

Als in der Folge der 68er Jahre der zwiespältige Begriff des subjektiven *Faktors* immer mehr an Verbreitung gewann und auch die Forderung allgemein wurde, ihn im Beruf zu verwirklichen, kamen eine ganze Reihe alter und neuer Probleme auf. Bekannt war, daß die Institutionen dem subjektiven Faktor keinen Platz zu gewähren bereit waren, und das alte romantische Dilemma zwischen Individuum und Gesellschaft lebte wieder auf: Entweder seine Subjektivität retten und sich aus der Gesellschaft zurückziehen, oder auf sie verzichten und eben Karriere machen. Nur die sogenannten freien und die sozialen Berufe schienen Ausweichmöglichkeiten anzubieten. Der Psychoboom, von dem Schülein und Bopp sprechen, erweckte Hoffnungen, Karriere und subjektiven Faktor doch noch zusammenzubringen. Auch in der Wissenschaft eröffnete die Auseinandersetzung damit neue Karrieren, deren Progressivität aufgrund des Kampfes gegen die etablierten Lehrmeinungen gewiß schien. Daß man seine eigenen Erfahrungen »einbringen«, den traditionellen Wissenschaftsbetrieb ablehnen und das Spontane fördern müsse, wurde zu einem Programm, das eine Laufbahn, wenn nicht sichern, so doch in Gang bringen konnte.
Die Rede vom subjektiven Faktor eröffnete völlig neue Perspektiven. In der Psychiatrie, der Sozialarbeit, der Pädagogik schien es möglich zu werden, die Entfremdung und Distanz zwischen Therapeut und Patient, Berater und Klient, Lehrer und Schüler aufzuheben. Die Wissenschaft des Subjekts versprach, die erstarrten Strukturen der traditionellen Wissenschaft zu sprengen sowie eine neue Methodik zu entwickeln, die Einblick in unbekannte Bereiche bieten konnte. Eine Karriere in diesem Rahmen ließ hoffen, die eigene Subjektivität nicht verleugnen zu müssen und die fortschreitende Teilhabe an den Privilegien der herrschenden Klasse mit einem emanzipatorischen Anspruch verbinden zu können. Tatsächlich tauchten neue Fragestellungen auf – man wandte sich dem Studium des Alltags zu, entdeckte die Geschichte der Minderheiten und begann das Problem der Herrschaft aus einer neuen Sicht zu sehen. Aber es war so, als ob diese Bereiche Ahnungen bleiben müßten, denn im Ambiente eines neuen Mystizismus verloren sich die Konturen. Statt auf neue Welten stieß man nur auf alte Sehnsüchte, aus Emanzipation wurde Nostalgie. Wer eine Karriere

verfolgte, sah sich vor die Entscheidung gestellt, auf die Positionen der alten Wissenschaft zurückzugehen, um aus der Distanz der Enttäuschung auf die »neuen« Tendenzen zu blicken, oder sich ihnen zu verschreiben und dem Psychoboom den Weg zu bahnen, oder ratlos an der Subjektivität festzuhalten, um herauszufinden, weshalb man mit ihr die Realität so schnell aus den Augen verlieren kann.
Diese Schicksale stellen einen Teil aus dem breiten Spektrum der Reaktionen auf die zunehmende Repression nach 1968 dar. Es scheint, daß das Konzept des subjektiven Faktors, sobald sich die gesellschaftliche Unterdrückung verschärft, eine Art Rechtsdrall entwickelt: es vernebelt die gesellschaftlichen Verhältnisse, tendiert zum Irrationalen, unterminiert den Widerstand gegen die Herrschaft, kurz: verliert den Kontakt mit der Wirklichkeit. Aus all diesen Gründen läge es nahe, ihn als eine bürgerliche Schimäre zu entlarven und auf ihn zu verzichten, aber dann übersähe man, aufgrund welcher Mängel der traditionellen Wissenschaft und deren Praxis es zur Hervorhebung des Subjekts kam. Statt die Subjektivität aufzugeben, müssen wir nach jenen Elementen suchen, die zu Komplizen der Anpassung an die schlechten Verhältnisse werden. Zwei fallen besonders auf: die Allmachts- und Größenphantasien des Subjekts.

II

Über andere zu herrschen; durch Denken Realität magisch zu verändern und zu erschaffen; die Überzeugung, der Größte zu sein und die anderen tief unten zu sehen; sich als Avantgarde zu begreifen, als Kenner der »volonté générale« – das alles sind Gestalten der Größen- und Allmachtsphantasien. Aber nicht nur des Individuums. In den Institutionen Staat, Partei, Kirche, Militär und Universität finden sie ihre Materialisierung und Legitimation. Zweifellos sind sie treibende Kräfte: zur Veränderung hin, indem sie Ziele zumuten, die man bei nüchternem Verstand nicht einmal ins Auge fassen würde; aber auch zur Konservierung hin, denn »Größe«, als konventioneller Begriff, ist nur das Ergebnis vieler Kompromisse.
Berufe, in welchen man mit Subjektivität arbeitet, erfordern in speziellem Maße empathische Fähigkeiten: man muß sich in die Situation des anderen versetzen und einfühlen können. Psychogenetisch betrachtet, entwickelt sich diese Fähigkeit in der frühen Mutter–Kind-Beziehung; im präverbalen Wechselspiel zwischen den beiden werden die Voraussetzungen dafür gelegt, ob und wie Empathie ausgeübt werden kann. Zu dieser frühen Phase gehören aber auch die magischen Allmachtsphantasien, die noch von keinem Realitätsprinzip in Frage gestellt werden. Man kann sagen, daß die empathischen Fähigkeiten von den Allmachtsphantasien gleichsam durch-

zogen sind: die Mutter verstehen heißt dann, sie auch lenken können. Beide Bereiche existieren noch undifferenziert nebeneinander, ebenso wie Wunsch und Wirklichkeit. Unter dem Druck des Realitätsprinzips rücken jedoch die Allmachtsphantasien ins Unbewußte, während die Empathie, obwohl von vielen anderen kulturspezifischen Verhaltensweisen schwer eingeengt und bedroht, im Ich ihren Platz finden soll. Aber auch da wird die Empathie immer ihre Affinität zu den unbewußten Allmachtswünschen behalten, die zusammen mit den Größenphantasien den harten Kern des Narzißmus bilden. Ihn aufzulösen ist nicht möglich; aus ihm schöpft das Individuum auch die Kraft, Neues zu schaffen und sich und die Welt verändern zu wollen. Was jedoch möglich ist, ist eine Art spielerischen Umgangs damit. Man muß diese Phantasien zulassen, sie aber mit Humor behandeln können; er ist wahrscheinlich das einzige Mittel, diese Phantasien der Realität auszusetzen, ohne sie, die ja auch Träger der Utopie sind, zu zerstören. Fehlt der Humor und ist die Realität unabweisbar, so bleiben dem Subjekt nur Resignation und Depression. Allerdings gelingt es ihm oft, seine Größen- und Allmachtsphantasien über Kompromisse mit den Institutionen zu retten.

Indem die Herrschaft das Individuum bei seinem Narzißmus packt, ihm Karrieren zur Verfügung stellt, die mit Hilfe des Prestiges die Größen- und Allmachtsphantasien »vergesellschaften«, verlockt sie das Individuum dazu, die herrschenden Werte und Ideale – oft wider Willen – zu realisieren. Goldy und Paul Parin haben diese Anpassungsmechanismen beschrieben:

»Identifiziert . . . sich das Ich mit der Rolle, ist es selbst schon korrumpiert. Man hat sich die Rolle nicht gewählt; sie ist aufgezwungen worden. Um den Zwang nicht zu spüren, nimmt man ihn in das Ich herein; das falsche Ideal folgt nach, ergänzt das falsche Bewußtsein. Das Ich ist entlastet. Man ist nicht mehr allein, Ängsten ausgesetzt, und die Abwehr gegen frühkindliche Wünsche nach Geborgenheit und Zugehörigkeit ist entspannt. Man ist Rollenträger, nimmt teil an einer Institution, einer Gruppe. Was an Autonomie verlorenging, wird wettgemacht durch neue Arten von Befriedigung, die die Rolle anbietet.«

Je integrierter aber das Individuum in die Machthierarchie ist, desto unmöglicher wird es, Unbewußtes, das mit seinen Größen- und Allmachtsphantasien verknüpft ist, zu erkennen, und gerade deshalb eignen sie sich so gut als Stützen der Ideologie. Sich mit der Größe und Allmacht der Herrschaft identifizierend, verkünden sie deren Notwendigkeit. Andererseits kann man beobachten, daß Individuen, die solche Karrieren anstreben, aber nicht innehaben oder aus irgendwelchen Gründen aufgeben mußten, mit den gesellschaftlich nicht integrierbaren Größen- und Allmachtsphantasien kaum zu Rande kommen. Sie können sich zwar unter diesen Umständen auch eine Rolle schaffen, nämlich die des »verkannten Genies«, haben es aber außerordentlich schwer, den Bezug zur Wirklichkeit zu wahren. Der »subjektive Faktor« macht einsam; einsam, aber groß.

Zwei Prozesse greifen also ineinander ein: die empatische Tätigkeit, das Ausgesetztsein der eigenen und der fremden Subjektivität, rühren an die unbewußten Allmachts- und Größenphantasien, und diese werden versuchen, das gesellschaftliche Karriereangebot anzunehmen, um humorlos und dankbar die angetragene Größe, als wäre sie wirklich, zu akzeptieren. Diese Phantasien werden dann das Ich gleichsam überschwemmen und es vor allem in seinen menschlichen Beziehungen schwer stören. Die unter den Einfluß von Allmacht und Größe geratene Empathie wird keinen Zugang mehr zu realen Objekten finden, sondern sich diese selbst konstruieren. In den mystischen und irrationalen Konstrukten, denen wir heute im intellektuellen Leben begegnen, können wir leicht diese Tendenz erkennen. Der fließende Mensch Theweleits scheint mir nicht weniger eine Phantasmagorie zu sein als Castañedas allmächtiger Don Juan, Laings und Coopers Schizophrene ebenso wie die von Deleuze und Guattari. Es sind Versuche, aus dem »gemeinen Unglück« bunt schillerndes »neurotisches Elend« zu machen, also das Gegenteil dessen, was Freud sich einst von der Psychoanalyse erhoffte.

III

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, in einer Karriere mit diesen unbewußten Größen- und Allmachtsphantasien umzugehen. Man kann sie in offene Machtstrebungen umsetzen und Wissenschaft betreiben, um Macht ausüben zu können. In diesem Fall sind die Verhältnisse klar, und in unserem Sinne gibt es da wenig zu analysieren. Interessanter sind die Versuche, mittels Vermeidungsstrategien den Größenphantasien aus dem Wege zu gehen. Freud z. B. bemühte sich während langer Jahre in seinen Arbeiten am Mikroskop, alles von sich zu weisen, was ihn irgendwie an seine politischen Träume der Adoleszenz oder an die wissenschaftlichen Höhenflüge zu Beginn seines Studiums gemahnte. Zu Vermeidungsstrategien werden heute leicht die wissenschaftlichen Objektivitätsansprüche, die methodisch sorgsame Ausklammerung des Subjekts. Ist das Subjekt weg, so auch die quälenden Phantasien – das erhofft man sich wenigstens. Aber das auf diese Weise Vermiedene holt den Wissenschaftler wieder ein und triumphiert in den esoterischen Terminologien, in den Abstraktionen, die die Welt erklären sollen, also gleichsam in der *Form* des Denkens. Immerhin werden diese Phantasien in der Vermeidung doch noch unbewußt zur Kenntnis genommen, wenn auch nur, um sie zu umgehen; insofern sind Vermeidungsstrategien (etwa die naturwissenschaftlichen) erkenntnisträchtiger als die Verleugnungsmechanismen. In der Verleugnung nämlich weigert sich das Subjekt, ihre Realität anzuerkennen, und der »subjektive

Faktor« eignet sich, gerade weil er die narzißtische Selbstbezogenheit legitimiert, besonders gut dafür.
Wer im Rahmen der Universität »mit der Subjektivität arbeitet«, d. h. die subjektiven Voraussetzungen des Erkenntnisprozesses ebenso wie die Subjektivität des Erkenntnisgegenstandes untersucht und damit seine Karriere abstützen will, stößt bald an die Grenzen, die durch die sozialen Beziehungen im akademischen Betrieb gesetzt sind. Die Darstellung der Verflechtung der eigenen Lebensgeschichte mit der Art und Weise, wie man sich dem Gegenstand annähert, wird zu einem masochistischen Akt der Selbstentblößung. Das Konzept des subjektiven Faktors offenbart so eine sadistische Grundstruktur der Universität, die eine Art »double bind«-Situation schafft: einerseits wird volle Offenheit gefordert, andererseits wird diese zum Anlaß genommen, um die geleistete Arbeit abzulehnen. Ein Ausweg daraus ist dann gleichsam die Flucht nach vorne: der »subjektive Faktor« wird zur Waffe, mit der man die »alte« Wissenschaft zu zerstören hofft, und gleichzeitig wird er zu einem Instrument, mit welchem die anderen terrorisiert werden können, damit sie ihre Subjektivität »auf den Tisch« legen. Die sadistische Grundstruktur, gegen die man ursprünglich kämpfte, stellt sich wieder ein und erstickt schließlich jede Form von Subjektivität. Ein anderer Ausweg aus der »double bind«-Situation besteht darin, diese durch Idealisierungsprozesse zu verleugnen. Man glaubt, sich dem sado-masochistischen Dilemma entheben zu können, indem man den Gegenstand der Erkenntnis idealisiert. Werden die »Hexen«, »Wilden«, »Verrückten« zum Inbegriff des »Wahren«, »Guten«, »Schönen«, kann man auch seine eigene Subjektivität passend dazu zurechtstutzen. Die These von der Kongenialität des Verstehens impliziert ja, daß die »guten«, »strahlenden« Eigenschaften des Objekts nur von den entsprechenden Seiten im Subjekt erkannt werden können. Die Analyse der Verflechtung zwischen Erkenntnissubjekt und -objekt wird zum exhibitionistischen Vergnügen. Dieses Vergnügen schimmert noch dort durch, wo der Gegenstand negativ idealisiert bzw. verteufelt wird; es gibt ja auch ein lustvolles Klagen.
Der Einfluß der unbewußten Größen- und Allmachtsphantasien ist in beiden Fällen offensichtlich. Wo der »subjektive Faktor« zur Waffe und zum »Terror«-Instrument wird, äußern sie sich in den Herrschaftsansprüchen, und wo die Idealisierungen einsetzen, sind sie es eigentlich, die, abgespalten vom Subjekt, den Gegenstand konstruieren. Der Bezug zur Realität geht so oder so verloren und damit auch die Möglichkeit, jene Phantasien zu kontrollieren. Ihre Verleugnung ist dadurch gelungen, daß sie am subjektiven Faktor selbst festgemacht wurden.

IV

Es gibt Berufe, die in einem spannungsvollen Verhältnis zur Karriere stehen, z. B. diejenigen der Ethnologen und Psychoanalytiker. Vom Psychoanalytiker könnte man erwarten, daß er in seiner Analyse gelernt hat, mit seinen unbewußten Größen- und Allmachtsphantasien umzugehen. Bereits Freud warnte den Therapeuten vor der Versuchung, sich als Prophet, Seelenretter oder Heiland aufzuspielen, aber die Geschichte der Psychoanalyse zeigt, daß der Umgang mit dem Unbewußten immer wieder dazu verlockt. In den Abspaltungen von der Psychoanalyse spielten die Größen- und Allmachtsphantasien oft eine bedeutende Rolle. Jung versuchte sie zu retten, indem er die kränkende Theorie der Sexualität aufgab und seine Lehre der Archetypen entwickelte – damit war das Individuum in einem »größeren Ganzen« wieder aufgehoben: durch ihr Unbewußtes verkündeten die überzeitlichen Archetypen ewige Wahrheiten. Auch Wilhelm Reich konnte diese Phantasien mit seiner Sexualpolitik und Orgontheorie in Sicherheit bringen und sich mit einem Heiland identifizieren. Andererseits kann die Verärztlichung der Psychoanalyse als eine Vermeidungsstrategie betrachtet werden – die Größen- und Allmachtswünsche sind im technizistischen Menschenbild und im Prestige des Arztberufes eingefroren, aber deswegen doch nicht bewältigt worden. Wenn die Psychoanalytiker in vermeintlicher Bescheidenheit darauf verzichteten, sich mit der Gesellschaft auseinanderzusetzen, schränkten sie sich gleichzeitig im Erkennen des Unbewußten ein und konnten desto eher die Psychoanalyse in den Dienst der Anpassung an die bestehenden Verhältnisse stellen. In Vergessenheit geriet, wie Freud einst den Weg zum Unbewußten fand.
Als 17jähriger hatte er Politiker werden wollen und gab diese Pläne vorerst zugunsten einer mystischen Naturerkenntnis im Goetheschen Sinne auf. Auch das war angsterregend, und er wandte sich der strengen physiologischen Medizin zu. Die langen Jahre intellektueller Askese fanden ein Ende, als er sich in Martha Bernays verliebte und sich, in der Hoffnung auf Ruhm und Reichtum, den Kokainstudien widmete. Im Kokain, also in der Droge, meinte er ein Mittel gefunden zu haben, um die Menschheit von ihren Leiden zu erlösen. Als sich diese Hoffnung zerschlug, er auch die akademische Laufbahn wegen Geldmangels aufgeben mußte, legte er all seine Zuversicht in die Karriere eines guten Arztes. Aber die Patienten blieben weg, und die Hypnose, die den Therapeuten in seinen Allmachtsphantasien aufs schönste bestätigte, hielt nicht, was Freud sich von ihr versprochen hatte. An sich wäre das genau die Situation gewesen, um sich in die Rolle des verkannten Genies zu begeben; statt dessen fand Freud jedoch den Weg zur Selbstanalyse. Eines ihrer Ergebnisse war die 1899 erschienene *Traumdeutung*, die wir heute auch als Chronik eines »sozialen Sterbens« lesen

können, denn Freud stellt darin dar, wie er eine Rolle nach der anderen, auf die er stolz war und die er für erstrebenswert hielt, aufgeben und zur »Unperson« werden mußte. Das war die entscheidende Voraussetzung, um das in diesen Rollen und Karrieren eingefrorene Unbewußte ebenso wie die darin involvierten Größen- und Allmachtsphantasien erkennen zu können.

Bekanntlich wurde die *Traumdeutung* gerade von den Psychiatern nicht zur Kenntnis genommen. Wir vermuten, daß es nicht so sehr die neuartigen theoretischen Erkenntnisse waren, etwa über den Traum, die den Fachleuten unannehmbar schienen, vielmehr die Art des Diskurses. Noch nie hatte ein Psychiater, geschweige denn ein Naturwissenschaftler, so über sich selbst gesprochen; die *Traumdeutung* anzuerkennen hätte geheißen, denselben Anspruch auch für sich akzeptieren zu müssen, und dazu war man damals wie heute nicht bereit. Es ist kein Zufall, daß seither kein ähnliches Werk mehr publiziert werden konnte, auch nicht von Vertretern z. B. der »Frankfurter Schule«, die der Subjektivität einen außerordentlichen Wert beimessen. Das Annehmen seines eigenen sozialen Todes wäre eine Voraussetzung dafür, und die ist schwer zu ertragen. Aber was in der etablierten (und auch männlichen) Wissenschaft nicht möglich zu sein scheint, gestatten sich Frauen aus der feministischen Bewegung in ihren Büchern, wo sie wie Anja Meulenbelt in *Die Scham ist vorbei* (1977) oder Nancy Friday in *Wie meine Mutter* (1977) das soziale Sterben beschreiben, reflektieren und neue Dimensionen eröffnen.

Freund umschrieb einmal das Unbewußte als das »innere Ausland«; dieser Metapher folgend, entspräche die Lehranalyse einer Reise in dies unbekannte Land, von wo aus die Heimat, das Bewußtsein, unter einer neuen Perspektive erscheint. Was für die Psychoanalyse eine Metapher, ist in der Ethnologie Realität. Die »Feldforschung« gehört seit Malinowski zur Grundausbildung des Ethnologen. Lévi-Strauss schrieb über die Erfahrung »im Gelände«(!):

»Sie stellt ein entscheidendes Moment seiner Erziehung dar: vorher kann er unzusammenhängende Kenntnisse besitzen, die niemals ein Ganzes bilden; erst nachher lassen diese Kenntnisse sich als ein organisches Ganzes begreifen und bekommen einen Sinn, der ihnen fehlte. Diese Situation ähnelt derjenigen der Psychoanalyse sehr (. . .). Für den Anthropologen bildet die Praxis im Gelände das Äquivalent zu dieser einzigartigen Erfahrung (der Lehranalyse); wie beim Psychoanalytiker kann das Experiment gelingen oder scheitern, und keinerlei Prüfung, sondern nur das Urteil erfahrener Mitglieder des Berufes, deren Werk bestätigt, daß sie dieses Kap erfolgreich umsegelt haben, kann darüber entscheiden, ob und wann der Kandidat für den anthropologischen Beruf bei der Arbeit im Gelände jene innere Umwälzung vollzogen hat, die aus ihm wahrhaftig einen neuen Menschen macht.«

Lévi-Strauss spricht vom »neuen Menschen«, der »nur durch das Urteil erfahrener Mitglieder des Berufes« als Kandidat der Ethnologie angenommen werden kann – aber die akademische Welt, so wie sie heute funktio-

niert, läßt Mißtrauen darüber aufkommen, ob diese Aufnahme tatsächlich nur nach dem Kriterium der neuen Menschlichkeit erfolgt. Uns ist nicht klar, ob Lévi-Strauss selber trotz oder wegen seiner »neuen Menschlichkeit« in die Académie Française aufgenommen wurde. Auf jeden Fall werden wir das Unbehagen nicht los, daß sowohl die Lehranalyse wie der akademische Betrieb mystifiziert werden. Wo so explizit eine zudem institutionalisierte Scheidung zwischen Eingeweihten und Nichteingeweihten durchgeführt wird, liegt der Verdacht nahe, daß sich die unbewußten Größen- und Allmachtsphantasien breit gemacht haben. Ein Indiz dafür finden wir denn auch in der gepflegten Tristesse bzw. Melancholie, zu der die Ethnologen neigen, und die so sehr an Hofmannsthal erinnert:

»Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne«

Oder:

»Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?
Was frommts, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der ›Abend‹ sagt,
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt.«

Daß Melancholie die Kehrseite der Grandiosität (der Allmachts- und Größenphantasien) ist, hatte Freud schon hervorgehoben. Für die Ethnologie ließe sich sagen, daß die Melancholie die andere Seite des Exotismus ist; im Exotischen ist das Grandiose nur verfremdet; es ist das, was wir nicht sind, um Jakob Burckhardts Satz über Größe zu variieren. Die postulierte Nähe zum »Ursprung«, das Vorherrschen des Affektiven, die »Verkehrte Welt«, in der alles ganz anders ist, – das sind Vorstellungen, die eher dem Diktat jener Phantasien als der Realität der fremden Kultur folgen.
Die Ethnologie ist also den Größen- und Allmachtsphantasien ebenso ausgesetzt wie andere Wissenschaften auch, und wir sehen, daß unter ihrem Druck die Feldforschung statt zur Geburt eines »neuen Menschen« zur Mumifizierung des alten Wissenschaftlertyps führt, aus dem nur noch Tiefsinn und Trauer rinnen. Wie die Lehranalyse, so sollte auch die Feldforschung eine Umstrukturierung der Erfahrung zustande bringen, und zwar dadurch, daß in beiden Fällen die Rollensysteme, die unsere Identität stützen und unsere Wahrnehmung lenken, durch die Konfrontation mit dem Fremden erschüttert werden. Gegen diesen Prozeß aber, der vom Individuum als sozialer Tod erlebt wird, werden Abwehrstrategien (Elitarismus, Exotik, Melancholie) eingesetzt, deren Wirksamkeit von den unbewußten Größen- und Allmachtsphantasien herrühren.

Hans Peter Duerr, dessen Traumzeit die deutschsprachige Ethnologie aus ihrem Schlaf rüttelt, greift ebenfalls das Thema der ethnologischen Erfahrung auf. Er interpretiert die erwünschte Veränderung des Ethnologen als ein Überschreiten der Grenze zwischen Zivilisation und Wildnis:

»Was für den Indianer das Nagual, ist für den Ethnologen die fremde Lebensform des Indianers. Indem sich der Ethnologe in die Wildnis der Fremde begibt, sich auf sie einläßt, sieht er zum ersten Mal das, was ihm immer zu nahe gewesen ist. Er verläßt seine Gesellschaft auf der Suche nach ihr und im Fremdesten noch erkennt er sich selber.«

Auch diese Erfahrung ist eine Form der »Todes«-Erfahrung.

»Nur der kann mit Bewußtsein leben, dessen Leben zu(m) Grunde gegangen ist, der den ›Tod‹ erlitten hat; nur derjenige kennt seine Erfahrung und seine Lebensform, der über ihre Grenzen ›hinausgeflogen‹ ist.«

Duerr beschreibt die Feldforschung als grenzensprengende, bewußtseinserweiternde Erfahrung, die nur möglich ist, wenn der Forscher die kulturspezifischen, identitätsstützenden Formen aufgeben kann, aber er faßt die Problematik des sozialen Todes mit den Kategorien einer Schamanen- und Magierwelt und stellt damit diese Problematik in esoterische und gnostische Dimensionen, wo letztlich nur noch die Größen- und Allmachtsphantasien aussprechbar sind. Es fällt auf, daß Duerr einem ähnlichen Modell folgt wie Lévi-Strauss; nur die Auslese ist eine andere. Die Kaste der Experten ist durch die Guru-Elite ersetzt. Und wenn wir auch zugeben, daß wir zu ihr mehr Vertrauen hätten als zur »Académie«, so gibt die Dichotomie zwischen Eingeweihten und Nichteingeweihten doch Grund zum Mißtrauen. Ein guter Prüfstein ist eigentlich immer die Frage nach dem Alltag, denn an seiner Bewältigung zeigt sich am besten die Reichweite einer Theorie. Auch Duerr scheint dieses Kriterium des Alltags anzuerkennen; er schreibt:

»Wir haben gesagt, daß derjenige, der das Wesen der Kultur kennenlernen wollte, in die Wildnis hinausmußte, denn nur dort konnte er Aufschluß über das erlangen, was ihm zwar vertraut, aber dennoch unbekannt war: seine Alltagsnatur.«

Wir lesen weiter, gespannt darauf, was er über den Alltag erfahren hat, aber dann erzählt er ›nur‹ vom Zauberer Merlin und den Schamanen, die die Erfahrung ihrer wilden Tiernatur machen. Wir wissen nun nicht, ob wir Duerr um seinen ›tiernatürlichen‹ Alltag beneiden oder enttäuscht sein sollen, daß auch er den Alltag und das fremde Volk nur über deren Exotisierung und Mystifizierung erträgt. Es scheint, daß die Größen- und Allmachtsphantasien einen magischen Kreis um den Alltag ziehen und den Forscher daran hindern, ihn zum Gegenstand des Wissens zu machen
Der soziale Tod setzt die Größen- und Allmachtsphantasien frei, entblößt sie ihres institutionellen Glanzes und wirft das Individuum auf seinen Alltag zurück. Die Erfahrung des sozialen Todes vollzieht sich in banaleren Formen, welche durch Lévi-Strauss' Akademisierung und Duerrs Schamanisierung der Feldforschung gleichsam aufgemöbelt werden, einerseits im

Dienste der Abwehr gegen das Alltägliche und andererseits als Anpassung unter dem sozialen Druck der Karriere. Wenn z. B. ein Ethnologe in einem Indianerdorf wohnt und sich den Eßsitten der Gemeinde anpaßt, d. h. sich mit den drei oder vier üblichen Grundnahrungsmitteln begnügen muß, dann wird er sich plötzlich bewußt, daß ganze Anteile seiner Identität, etwa als ›Bürger‹, an seine Eßgewohnheiten geknüpft sind. Seine Vorstellungen über Behaglichkeit und Geselligkeit bzw. sein Selbstbewußtsein, das er aus diesen Verkehrsformen zieht, sind in einer ›oralen‹ Tradition von Eßsitten eingebettet, und wenn diese fehlt, fehlt ihm auch ein Teil seines Selbst. Auch das ist eine Art sozialen Sterbens, die ihn aber nicht auf seine Tier-, sondern auf seine Menschen- bzw. Bürger-Natur zurückwirft.
Aber gerade diese Art Konfrontation versuchten die Ethnologen dadurch zu vermeiden, daß sie sich mit Vorliebe nur die »hohen« Bereiche der Kultur aussuchten, um neue Erfahrungen zu wagen. Balandier, der französische Afrikanist, schreibt:

»Ich müßte die mir auferlegte Selbstentäußerung, die Entweihungen, denen ich mich zu unterziehen hatte, und auch die Ängste, die mich an einem Abend des Januar 1949 buchstäblich lähmten, als ich einer bedeutsamen Zeremonie der Sektierer eines gabonesischen Kultes beiwohnte, erneut beschwören. Immer verbirgt sich ein solches Geheimnis, die Frucht derartiger Ängste und Prüfungen, im Dasein eines Ethnologen, und bleibt selbst den klügsten Kollegen unbekannt.«

Uns jedoch schien es immer mehr, daß das Problem weniger darin liegt, sich dem Exotischen, Sakralen auszusetzen, als vielmehr darin, das Alltägliche zu ertragen. Wenn der Ethnologe seine Notdurft auf den Feldern hinter den Büschen verrichten muß, wo immer jemand vorbei kommt oder er andere bei der gleichen Betätigung findet, so wird er sich ärgern und in seiner ganzen Analität in Frage gestellt fühlen. Vielleicht hilft es ihm dann, an den ›zivilisatorischen Prozeß‹ zu denken, um seinen Ärger relativieren zu können, oder er wird mit der Zeit ganz einfach über sich lachen können, weil ihm klar wird, wieviel Energie und Zeitverschwendung ihn seine Schamschranken kosten und wie fremd und merkwürdig er in der fremden Gesellschaft damit erscheint. Solche Erfahrungen rütteln an seiner ganzen analen Struktur und damit sicher auch an seiner Einstellung zur Arbeit. Er wird sie entweder noch zwanghafter organisieren und sich dem Diktat seines Über-Ichs beugen oder sie in einer verwahrlosten Laisser-aller-Haltung fahren lassen. In den Träumen werden dann nicht unbedingt Tiergeister und Lebensbäume erscheinen, sondern bloß (falls die Ethnologen Züricher sind) die blau-weiße Straßenbahn als Inbegriff von fahrplanmäßiger Ordnung und Sauberkeit.

V

Bei dem sowieso exklusiven Selbstverständnis des Ethnologen ist es für ihn gar nicht schwierig, das Sakrale der fremden Kultur als Ansatzpunkt für die »innere Wandlung« zu wählen. Es ist kein Wunder, daß dann das Sakrale auch in der Institution der Wissenschaft wieder erscheint: als Akademiemitglied gehört man ja zu den »Unsterblichen«. Was man so gerettet hat, das sind nicht zuletzt neben der realen Teilnahme an Herrschaft auch die Größen- und Allmachtsphantasien, und unter ihrem Einfluß kommt es zur zunehmenden Aushöhlung des Realitätsgehaltes der Theorie.

Diese Entwicklung konnten wir in den letzten Jahren am Konzept des »subjektiven Faktors« beobachten. Seine theoretischen Schicksale, Rechtsdrall und Verabsolutierung, ließen sich als Summe der Versuche verstehen, den für die Erkenntnis der Subjektivität unumgänglichen sozialen Tod zu umgehen. Der soziale Tod ist jener Prozeß, in welchem die sozialen und kulturspezifischen Rollen zerfallen, die unbewußten Werte und Identitätsstützen ins Wanken kommen und damit auch die diesen Verhältnissen angepaßten Wahrnehmungsformen. Parin vergleicht die Folgen dieser Ichstrukturen mit dem »sekundären Krankheitsgewinn« (Zuwendungen aller Art, Befriedigung regressiver Bedürfnisse, etc.):

»Dem Symptom entsprechend hat sich die Rollenidentifikation wie ein Fremdkörper im Ich eingenistet und stellt die Bedingung für seine Stabilisierung und für bestimmte innere und äußere Gratifikationen dar. Wenn man sie aufgeben soll, droht allgemeine Unsicherheit; man müßte auf gesicherte Befriedigungen verzichten, das Ich müßte sich neu orientieren.«

Der soziale Tod ist ein alltäglicher Vorgang, dem man sich immer aussetzen kann, wo man seinen gewohnten Kreis verläßt: die eigene Klasse, Altersgruppe, »Sekte«. Nur ist es hier weniger üblich, sein Augenmerk auf diese Prozesse zu lenken, und desto leichter werden sie überspielt oder nur als »kleine Krise« bzw. »depressiver Schub« gedeutet. Aber gerade wegen dieser individualisierenden Fehlinterpretationen kommt man als der Gleiche daraus hervor, als der man hineingeraten war. Die Ethnologie und die Psychoanalyse haben jedoch mit der Feldforschung bzw. mit der Lehranalyse Situationen geschaffen, in denen man sich systematischer mit den kleinen Differenzen im Alltag auseinandersetzen muß. Ihr Einbezug in die anderen Wissenschaften hängt nicht zuletzt davon ab, ob der von ihnen eingeleitete soziale Tod aufgenommen oder abgewehrt werden muß. Allerdings haben Ethnologie und Psychoanalyse selber genug Strategien entwikkelt, um sich damit nicht auseinanderzusetzen, und gerade sie werden von den anderen Wissenschaften begeistert aufgenommen.

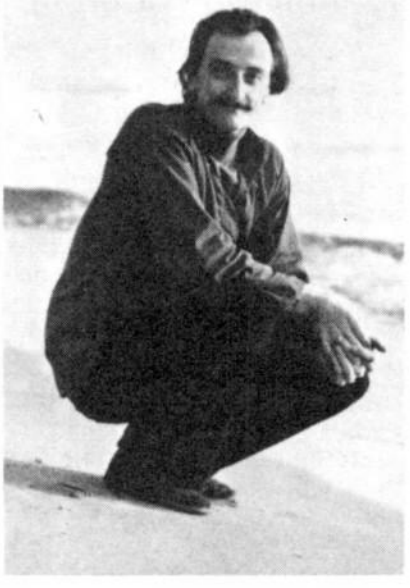
Ein zentrales Problem jeder Lehranalyse ist der Übergang zur »unendlichen Analyse«, in der der Analysand selbst die Analyse weiterführt. In der Ethnologie taucht ein ähnliches Problem auf: die Fortsetzung der Feldfor-

schungserfahrung in der eigenen Kultur. Jeder zurückkehrende Ethnologe merkt, daß er unter einen unfaßbaren Druck gerät, der seine Erfahrungen in der fremden Kultur allmählich sich verflüchtigen läßt. Eigentlich steht er vor einer Alternative: entweder an seinen fremden Erfahrungen festzuhalten und nun den fremden Blick auf die eigene Kultur zu richten, oder jene Erfahrungen an die von der Karriere geforderten Konventionen anzupassen und damit Schritt für Schritt seine Erfahrungen zu verleugnen. Zu Recht hat man von der Zerstörung der ethnologischen Erfahrung durch den akademischen Diskurs gesprochen – man muß nur die wissenschaftlichen Darstellungen fremder Stämme lesen. Aber die Kritik an den Konventionen wird immer auch an die Größen- und Allmachtsphantasien rühren; verzichtet man auf die Expertenkarriere, so kokettiert man bald mit der Guru-Rolle. Einen Ausweg bieten dann nur die im Alltag eingebetteten Freundschaften.

Literatur

Georges Balandier, *Zwielichtiges Afrika*, Stuttgart 1959
Georges Devereux, *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*, München 1973
Hans Peter Duerr, *Traumzeit*, Frankfurt a. M., 1977
Claude Lévi-Strauss, *Strukturale Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1967
Paul Parin, *Der Widerspruch im Subjekt*, Frankfurt a. M., 1978

Syndikat



Giovanni Jervis
Die offene Institution
Über Psychiatrie und Politik
207 S. Kart. DM 18,–

Was setzt man an die Stelle der „negierten Institution"? Die hier versammelten Aufsätze bilden ein praxisnahes Pendant zu Jervis' *Kritischem Handbuch der Psychiatrie,* das neue Wege wies, ohne bestimmte Vorgehensweisen zu verordnen.

John Clarke u.a.
Jugendkultur als Widerstand
Milieus, Rituale, Provokationen
288 S. Kart. DM 19,80

Mona Winter u.a.
Venusfliegenfalle
Sozialarbeit – Geometrisierung der Nächstenliebe
310 S. 9 Abb. Kart. DM 19,80

Sozialarbeit als Thriller – hier geht es nicht nur um ein Bürgerhausprojekt in München, sondern um Menschen: im Dickicht der Städte, der Behörden, der Planungen und Verwaltungen; und es geht um das, was sich all diesen Fangarmen entzieht: widerständige Wünsche, Phantasien, Zugriffe.

Gunter Rambow u.a.
„. . . das sind eben alles Bilder der Straße"
Die Fotoaktion als sozialer Eingriff
Eine Dokumentation
170 S. 348 Abb. Kart. DM 29,80

Ein Bildbericht über drei Fotoaktionen. Für die Anwendung des Mediums Fotografie in der Sozialarbeit, in Bürgerinitiativen, in der Gewerkschaftsarbeit und an den Schulen liefert er Beispiele und Anregungen.

Stephan Oettermann
Zeichen auf der Haut
Die Geschichte der Tätowierung in Europa
132 S. 44 Abb. Kart. DM 18,–

Dieses Buch beschreibt die Geschichte der Tätowierung, ihrer Einschreibung in den Körper und ihrer Ausstellung auf dem Jahrmarkt. Es berichtet vom Schicksal der Haut im Abendland.

Bitte fordern Sie Informationen aus dem Syndikat an.

SYNDIKAT Autoren- und Verlagsgesellschaft
Postfach 174003
6000 Frankfurt/M

Provozierend, streitlustig, witzig und revolutionär: die neue Liebesunordnung!

Die neue Liebesunordnung

Von Pascal Bruckner und Alain Finkielkraut

324 Seiten. Broschur 29.80 DM

Dieses ungewöhnliche Buch, in Frankreich bereits in den ersten Wochen nach Erscheinen ein durchschlagender Erfolg, ist ein temperamentvolles Plädoyer für eine neue »Liebesunordnung«, die das Ende der zwanghaften Trennungen anzeigt, das Verschwimmen der Grenzen, die möglich werdende Koexistenz aller Formen von Sexualität und Erotik, auch der allersentimentalsten. Im Zentrum dieser von den beiden jungen Franzosen detailliert, provokant und dabei amüsant vorgetragenen Thesen steht die Wiederaufwertung des emotionalen Risikos und die Neubestimmung der Formel »Ich liebe dich«.

Carl Hanser Verlag

Rotbuch

noch'n paar andere

Karrieren

Jean Carpentier

Aufwiegelung zur Gesundheit

Aufzeichnungen eines französischen Kassenarztes
Rotbuch 217 · 160 S. · ca. 9 Mark (Abo 8)

Meine Kranken
Mein Arzt
Da fängt es schon an mit den Fallen.
Da steckt schon der Gedanke
des Besitzergreifens drin.
Ich denke dabei an den Eindruck,
den der Kranke hat,
daß sich nämlich der Arzt
einzig und allein um ihn kümmert.
Versuche ich als Arzt,
mich immer gleich zu verteidigen?
Vielleicht ist etwas dran, aber . . .

Geld
Kursbuch 36
192 Seiten · 7 Mark (Abo 5)

Unsere Bourgeoisie
Kursbuch 42
192 Seiten · 8 Mark (Abo 6)

Unsere Unterwelt
Kursbuch 44
192 Seiten · 8 Mark (Abo 6)

Wir Kleinbürger
Kursbuch 45
192 Seiten · 8 Mark (Abo 6)

Leben gegen Gewalt
Kursbuch 51
192 Seiten · 8 Mark (Abo 6)

Utopien I
Zweifel an der Zukunft
Kursbuch 52
192 Seiten · 8 Mark (Abo 6)

Utopien II
Lust an der Zukunft
Kursbuch 53
200 Seiten · 8 Mark (Abo 6)

Gisela Schneider
Paß auf, daß dir die Phantasien nicht durcheinandergeraten
Über die Kosten eines Traumberufs

Ärzte sind robuste Naturen. Das weiß man. Sie schneiden, stechen und bohren, sie stecken Geräte verschiedenster Art in allerlei Körperöffnungen, sie fügen Schmerzen zu, sie sehen Blut, Urin, Ausflüsse, Eiterungen und Deformierungen, sie betrachten, riechen und berühren stinkende Wunden und Geschwüre – und sie verrichten all diese Tätigkeiten, ohne mit der Wimper zu zucken.

Die Frage, wie Ärzte in den Besitz dieser im allgemeinen gleichermaßen bewunderten wie verabscheuten Fähigkeit gelangen, Ekelhaftes und Belastendes zu ertragen, wird selten gestellt. Man pflegt davon auszugehen, daß diese Fähigkeit, die sich bei näherem Betrachten doch als eine recht merkwürdige Neutralisierung von Auge, Ohr, Nase und Händen (sowie als ein ebenso merkwürdiger psychomotorischer Balanceakt zwischen Aggression und Aggressionshemmung) erweist, ein Stück angeborener, allenfalls durch Erziehung geprägter Natur sei – eben die robuste Natur des Arztes.

Niemand wird dieser Ansicht mehr zustimmen als die Ärzte selbst. Doch niemandem, auch den Ärzten nicht, wurde an der Wiege gesungen, sich nicht mehr oder weniger vor Exkrementen, vor Gestank und vor vielerlei scheußlichem Anblick zu ekeln. Das Gegenteil ist der Fall. So beginnt auch der Arzt als Medizinstudent seine Laufbahn als einer, den all das, was Ärzte tun und womit sie in Berührung kommen, ebenso berührt, und der dies alles oft ebenso gerne lassen würde wie jemand, der eine andere Laufbahn gewählt hat.

Sicherlich gibt es je verschiedene psychische Verfassungen, die dem individuellen Medizinstudenten in der seelischen Arbeit, die er während seines Studiums leisten muß, unterschiedlich hohe Kosten abverlangen. Doch soll es hier nicht meine Aufgabe sein, ein Psychogramm »des« Medizinstudenten zu entwerfen. Ich habe mir vielmehr vorgenommen, die Art dieser seelischen Arbeit so zu beschreiben, wie ich sie während meiner eigenen Ausbildung an mir selbst und anderen beobachtet und reflektiert habe, sowie die Frage nach den individuellen Kosten so zu beantworten, wie ich sie an mir selbst und an anderen erlebt habe: als Zweifel und Verzweiflung, als ohnmächtige Wut und als Abstumpfung, als freiwilligen oder erzwunge-

nen Studienabbruch, aber auch als jene leisen Veränderungen der Person, die sich, von kaum jemandem bemerkt, im Laufe der Zeit vollziehen.

I

Ich betrat gerade zum ersten Mal in meinem Leben einen Anatomiesaal, blickte auf die beiden langen Tischreihen, Tische aus weißem Metall, auf denen, bräunlich, eigenartig ledern und formlos, die Leichen lagen, da hörte ich neben mir einen Studenten mit allen Anzeichen verblüffter Desorientierung sich selbst fragen: »Wo sind'n hier die Leichen?« »Bist du blind?« kam von anderswo, mit einem Fingerzeig verbunden, die etwas ungehaltene Antwort. Was hatte der Fragende wohl erwartet oder was wollte er nicht sehen? Sichtbar jedenfalls waren diese Toten auch für ihn.
Es war doch eigentlich alles klar: die menschliche Anatomie wird an der Leiche studiert, um Einblick in Aufbau und Organisation des Körpers zu bekommen, einen Einblick, ohne den man eben nicht Arzt werden kann. So zumindest oder ähnlich stand und steht es in den Lehrbüchern, und es gibt keinen Grund, dem zu widersprechen. Doch das Studium der menschlichen Anatomie an der Leiche ist auch etwas anderes. Es heißt auch, das Innere des Menschen nach außen zu kehren, Menschen, die vor nicht allzu langer Zeit einmal lebendig wie wir gelebt, gearbeitet und geliebt haben, aufzuschneiden, ihren Körper, der einmal wie unser Körper war, zu zerstören, und es heißt ebenso, die Ruhe der Toten, die man ja im allgemeinen nicht stören soll, zu stören. –
Das Innere nach außen zu kehren fällt nicht leicht, denn die psychische Fähigkeit, zwischen Innen und Außen, zwischen Ich und Nicht-Ich zu unterscheiden, ist dem Menschen nicht angeboren. Sie ist vielmehr das Ergebnis eines langen und komplizierten psychischen Prozesses, der vom einzelnen Individuum mehr oder weniger vollständig durchlaufen, aber niemals vollendet wird. (So gibt es z. B. keine Menschen, die niemals auf andere projizieren, was in ihnen selbst vorgeht.) Im Laufe dieses Prozesses lernen wir, uns als leib-seelische Einheit, als mit unserem Körper und mit unseren Empfindungen identisch zu erfahren. Etwas weniger schwerwiegend ausgedrückt: wir lernen, nicht mehr, wie man es bei Säuglingen gelegentlich noch beobachten kann, über das Geräusch des eigenen Furzes zu erschrecken, weil wir uns unseren Leib, der für den Säugling noch ein Außen ist, als zu uns selbst gehörig angeeignet haben. In diesem Prozeß der Identitätsbildung entwickelt sich das Leibesinnere zum Repräsentanten des Ich, die Hautoberfläche als Grenze zum Nicht-Ich. Seelische Vorgänge empfinden wir als in uns »drinnen«, und »Drinnen« ist alles, was von der Hautoberfläche gegen »Draußen« abgegrenzt wird. Wenn uns etwas nahe geht, sagen wir, es gehe uns unter die Haut. In gleicher Weise erleben wir

den Anderen als ein von einer Hautoberfläche begrenztes, anderes »Drinnen«. Das Durchschneiden der Haut in der Anatomie, das Nach-außen-Kehren des Inneren stellt in diesem Sinn eine Belastungsprobe der psychischen Leistung dar, zwischen Ich und Nicht-Ich zu unterscheiden.

»Für die meisten Westeuropäer und Nordamerikaner des Mittelstandes ist die leibliche Innerlichkeit gleichsam tabuiert: sie hat geschützt und verborgen zu bleiben und soll ihre Inwendigkeit nicht nackt ausbreiten. Wo ›Innereien‹ roh sichtbar werden, sich dem Auge, der Berührung, dem Verzehr anbieten, wie in der Küche, im Schlachthof oder in der Chirurgie, da tritt oft Widerwille, Brechreiz, manchmal – z. B. angesichts von Bauchoperationen – sogar eine Ohnmacht ein. Es handelt sich dabei um Reaktionen auf symbolisch geweckte Identitätsängste.« (Erich Wulff, »Grundfragen transkultureller Psychiatrie« in: *Das Argument* 50, S. 245)

Diese Bestimmung der Problematik von Innen und Außen angesichts des Leibesinneren deckt sich jedoch nicht ganz mit meinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen. –

Als Brust- und Leibeshöhle der Leiche, an der ich Anatomie studierte, eröffnet waren und ich, sprachlos vor Staunen und immer noch etwas mit dem Ekel kämpfend, in die schweigende Landschaft des Leibesinneren blickte, hörte ich neben mir einen murmeln: »Eigentlich komisch, daß da keiner mehr spricht.« Genau das war es, was auch ich, trotz allem Vorlesungs- und Lehrbuchwissen über das Körperinnere, erwartete: Das Innere eben, das sich sprechend äußert, die Seele, wenn man so sagen darf. Und nun sahen wir *da* etwas ganz und gar Äußeres, wieder ein von Häuten bedecktes Draußen. Es ist eine eigenartige Erfahrung zu sehen, daß der Körper innen genauso eine Oberfläche hat wie außen, mit Wölbungen, Falten und Nischen. Es ist auch eine traurige Erfahrung, vor allem dann, wenn der Tod zuvor nicht viel mehr als ein Wort war. Jener Mensch, der da einmal in sich selbst war, ist nun wirklich für immer von sich gegangen.

Doch diese ruhigeren Überlegungen kamen erst später. Zunächst waren nur Ekel, Würgen und Brechreiz vorhanden. Und dann erzählte einer schamhaft so nebenbei, er hätte neulich sein Kotelett wieder in den Kühlschrank zurückgelegt; der andere mochte überhaupt kein Fleisch mehr; mir selbst war Rührei zuwider geworden, weil es mich an das gelbliche Fett erinnerte.

Was hatten diese Erfahrungen in der Anatomie mit dem Essen zu tun? Das Eßbare, viele Speisen, sind äußeres Fleisch. Es bewegt sich nicht mehr, gibt keinen Laut mehr von sich. Auch das Leibesinnere auf dem Seziertisch bietet sich dergestalt wie Eßbares an. Es ist außen und stumm. Den auf seinen Anblick folgenden Ekel kann man als mimetische Abwehr einer psychischen Bedrohung interpretieren. Wenn sich etwas, das psychisch gewöhnlich als Innen erfahren wird, als eßbares Außen anbietet, muß die derart bedrohte Trennung von Innen und Außen wiederhergestellt werden, indem das eigene Innere zum Außen gemacht wird, indem man erbricht oder wenigstens einen Brechreiz verspürt.

II

Zu Beginn irgendwelcher Semesterferien (der Anatomiekurs war lange vorbei) rief Joachim an. Ob ich nicht auf ein Bier rumkommen wolle, es gehe ihm beschissen. Joachim war eine eigenartige Mischung aus lockerem, verwuscheltem Aussteigertyp und Zwangscharakter. Er hatte mehrere Ausbildungen angefangen und nicht abgeschlossen, war offensichtlich auf der Suche nach dem berühmten »Irgendwas« und erhoffte sich vom Medizinstudium weniger eine Antwort als eine Befreiung von seinen vielen sprachlosen Fragen. Er hatte mir mal erzählt, daß seine Eltern zum Schreien leistungs- und prestigeorientiert seien und daß der Vater die Mutter verlassen habe, als er selbst sechzehn war. Als ich ihn an diesem Tag besuchte, kippte er mir den ganzen Überdruß an seinem Studium in die Ohren: der ewige Klausurenstreß, die Angstmacherei, der dummdreiste Pragmatismus, die Sinnlosigkeit der Medizin überhaupt und schließlich das Problem von Ekel und Handlungshemmung. Der Gedanke allein an dieses Herumhantieren mit menschlichen Körpern, das ja schließlich einen wesentlichen Teil des ärztlichen Alltags ausmache, sei ihm zuwider; er wolle das nicht.
Wir kamen auf die Anatomie zu sprechen, auf den Widerwillen, selbst zum anatomischen Besteck zu greifen und nicht nur zuzuschauen beim Präparieren. Da erzählte er mir folgenden Traum: Er lag auf einer Liege in einem großen, halbdunklen Raum, der langsam heller wurde. Es war, wie er meinte, der Präpariersaal. Plötzlich kamen, mit schwankenden, schweren Schritten und riesengroß, die Leichen auf ihn zu. Die abpräparierten Rückenmuskeln klafften auseinander und hingen ihnen zu beiden Seiten herab. Die Gestalten näherten sich ihm »eigenartig bedrohlich«. Nach diesem Traum seien ihm die Leichen während des Kurses auf eine unheimliche Weise vertrauter, irgendwie lebendiger erschienen.
Hatte ihn sozusagen die Rache der Toten im Traum heimgesucht? Doch wie sollte es zu einem solchen seelischen Erleben bei ihm, einem Studenten, kommen, der mit diesen Toten in seinem Leben nie etwas zu tun gehabt hatte und der also in keinerlei psychischer Beziehung zu ihnen stand? Er hatte doch nur – wie ein anderer Mediziner, mit dem ich darüber sprach, treffend bemerkte – an »toten Toten« hantiert, denen er eigentlich nichts mehr zu leide tun konnte. –
Psychoanalyse und Ethnologie haben nachweisen können, daß die Angst vor den feindseligen Übergriffen der Toten auf die Lebenden in allen primitiven Kulturen zu finden ist und daß die verschiedenen Arten von Tabuvorschriften, Ritualen und Mythenbildungen, die den Umgang mit den Toten regeln (hier sind an erster Stelle die Bestattungsriten und Jenseitsvorstellungen zu nennen) eben dieser Angst entspringen. Bei Freud steht in *Totem und Tabu* über diese Vorstellungen:

»Die Toten töten; das Skelett, als welcher der Tod *heute* gebildet wird, stellt dar, daß der Tod selbst nur ein Toter ist. Nicht eher fühlte sich der Lebendige vor den Nachstellungen des Toten sicher, als bis er ein trennendes Wasser zwischen sich und ihn gebracht hatte . . . die Ausdrücke Diesseits und Jenseits sind hiervon ausgegangen.« (GW IX, S. 75)

Doch auch bei den Toten primitiver Kulturen handelt es sich um »tote Tote«. Die Furcht vor Vergeltung kann also nicht einem durch reale Schuld bedingten Schuldgefühl entstammen. Schuldgefühle Hinterbliebener gegenüber Verstorbenen, an deren Tod sie nicht die geringste Schuld trifft, sind uns allen jedoch keineswegs so unvertraut, wie es die schöne Abwehrformel von den »toten Toten« glauben machen will. Jeder kennt die gelegentlich vorgebrachten und real völlig unbegründeten Selbstvorwürfe Hinterbliebener, sie seien an dem Tod eines Verstorbenen schuldig.

Freud löste diesen Widerspruch, indem er in der Analyse solcher Fälle derartige »Zwangsvorwürfe« als Reaktionen auf unbewußte Feindseligkeiten aufdeckte, die die Angehörigen zu Lebzeiten des Verstorbenen gegen ihn hegten. Dieser Selbstvorwurf besagt somit in der Sprache des Unbewußten: Ich bin schuld an diesem Tod, weil ich ihn mir gewünscht habe und weil dieser mein Wunsch nun in Erfüllung gegangen ist.

Eine solche Ambivalenz der Gefühlsregungen ist der psychoanalytischen Theorie zufolge nun nicht in erster Linie nur eine Last der Neurotiker; sie läßt sich vielmehr bei jedem Menschen, allerdings in unterschiedlich starker Ausprägung, nachweisen. In der ontogenetischen Entwicklung findet sie ihren Höhepunkt in der ödipalen Auseinandersetzung, in welcher der »Rivale«, also Vater oder Mutter, auf ebenso heftige Weise geliebt wie gehaßt wird, wobei insbesondere die feindseligen Regungen einer frühzeitigen Verdrängung unterliegen. Gelingt es dem Kind im Laufe seines Lebens nicht, sich psychisch selbst an die Stelle des beneideten ödipalen Rivalen zu setzen, so wird sein Seelenleben zeitlebens von einer starken unbewußten Ambivalenz geprägt sein – es wird zum Neurotiker.

Die phylogenetische Entwicklung in der Ambivalenz der Gefühlsregungen zeigt einen umgekehrten Verlauf. Das Seelenleben des Primitiven war durch ein sehr viel höheres Maß an Ambivalenz gekennzeichnet, »als bei dem heute lebenden Kulturmenschen aufzufinden ist. Mit der Abnahme dieser Ambivalenz schwand auch langsam das Tabu, das Kompromißsymptom des Ambivalenzkonfliktes« (GW IX, S. 83).

Aus all dem ließe sich nun folgern, daß der Traum meines Studienfreundes Joachim der Traum eines Neurotikers sei und daß seine Schwierigkeiten mit dem Studium eben auf seine Neurose zurückzuführen seien. Die lebensgeschichtliche Konstellation – überfordernde Eltern, Haß auf den Vater, der die Mutter verlassen hat – macht eine solche Annahme in der Tat wahrscheinlich, und der noch verbleibende Einwand, wie sich denn dieser Konflikt an einer Leiche entzünden konnte, mit der Joachim in keinerlei

psychischer Beziehung stand, ließe sich mit dem Hinweis auf die Möglichkeit einer psychischen Verschiebung ausräumen.
Für einen Studenten wie Joachim müßte das Medizinstudium und vielleicht auch der spätere Beruf als Arzt zu einer unerträglichen Strapazierung seiner Ambivalenzkonflikte führen. Das wäre dann eben, so ließe sich lapidar sagen, das Problem eines Neurotikers. Und was soll ein solches Problem schon mit den »normalen«, den vielen anderen Medizinern zu tun haben? In der Tat, was hat in diesem Fall die Ausnahme mit der Regel zu tun?
»Ärztliche Verordnungen«, heißt es im hippokratischen Eid, »werde ich treffen zum Nutzen der Kranken . . ., hüten werde ich mich davor, sie zum Schaden und in unrechter Weise anzuwenden. Auch werde ich niemandem ein tödliches Mittel geben, auch nicht, wenn ich darum gebeten werde . . .« Dieser Schwur galt für alle Ärzte, für die neurotischen und die »normalen« unter ihnen. Die auf ihn gegründete Kodifizierung der ärztlichen Standespflichten wurde nicht nur für moralisch gefährdete Mitglieder des Berufsstandes verbindlich.
Wo ein Verbot besteht, da gibt es auch eine Versuchung, es zu übertreten. Es wäre einfältig anzunehmen, daß diese Versuchung in Gestalt böser Menschen oder schicksalhafter Verstrickungen nur von außen an den Arzt herantreten kann. Das zu Recht berühmte unbewußte und bewußte Wissen des Volkes scheint in den Trivialmythen um den Arzt, in den Gestalten enthemmter Doktoren wie des Dr. Mabuse oder jener anderen, die auf den Zeichnungen eines Claude Serré ihrer blutigen Arbeit nachgehen, eine andere Meinung auszudrücken. An den beiden Universitätskliniken, in denen ich studierte, hörte ich, etwas abseits vom wissenschaftlichen Betrieb, immer wieder Befürchtungen und Anklagen von Patienten und Angehörigen, in denen massive Ängste vor einem Mißbrauch ärztlicher Macht zum Ausdruck kamen. Hier würden ja nur wissenschaftliche Experimente mit Menschen angestellt, hier komme ja keiner mehr lebend raus etc. –
Wenn die Milderung der Ambivalenz des Gefühlslebens sowohl in der phylogenetischen Geschichte als auch in der Geschichte des Individuums ein Stück Kulturleistung darstellt, dann wird diese Leistung während des Studiums und im Arztberuf bei Tätigkeiten, die außerhalb der ärztlichen Zielsetzung reinste Aggressionen wären wie Blutabnahmen, Spritzen, Narkotisieren oder Operieren, einer großen Belastungsprobe ausgesetzt. Wer an ihr scheitert, kann nicht nur in Handlungshemmungen geraten, die bis hin zu einem Studienabbruch oder zur Unfähigkeit führen, als Arzt zu praktizieren. Er kann sich auch (wenn dies gesellschaftliche und politische Bedingungen gestatten) in einen hemmungslos ausgelebten Sadismus flüchten, wie die Menschenversuche unter dem Nationalsozialismus mit einer Kraßheit gezeigt haben, die eine Lektüre der Dokumente des Buches

Medizin ohne Menschlichkeit zu einer Zumutung für die wenigen hat werden lassen, die sich ihr unterziehen.

III

»Paß auf, daß dir die Phantasien nicht durcheinandergeraten«, würde ich einem antworten, der mich fragte, wie man denn am besten durchs Medizinstudium kommt. »Du mußt lernen, immer etwas anderes zu sehen, zu riechen, zu fühlen, zu hören oder zu denken als das, was du gerade zu sehen, zu riechen, zu fühlen, zu hören oder zu denken meinst. Du mußt einäugig, einnasig, einhändig, einohrig werden, und irgendwie mußt du auch eine Hirnhälfte abschalten.«
Das kann sich dann vielleicht so anhören: ». . . von maulbeerartigem Aussehen«, tönte es von unten aus dem Hörsaal. Der Student auf dem Klappstuhl neben mir fragte mich leise: »Wie seh'n die'n aus, Maulbeeren?« »Wie Brombeeren«, gab ich etwas unwillig zurück, denn zufällig interessierte mich die gerade abgehandelte Hauterkrankung. Doch dann dachte ich an Seidenraupen. Maulbeerbäume, Maulbeeren, damit füttert man doch Seidenraupen. Brombeerähnlich? Stimmt das überhaupt? Ist jetzt unwichtig, also Seidenraupen, Seidenhaut, nein das Hautgewächs. Wir sind hier bei maulbeerartiger Haut. Aber als ich mich wieder auf die Vorlesung konzentrieren wollte, waren »wir« schon woanders.
So etwas, so ein kurzes Abkommen der Aufmerksamkeit vom rechten Weg, das gibt es überall. Auch bei sinnlich neutraleren Gegenständen als der Medizin. Sicher kannst du dich auch beim Erlernen der physikalischen Grundlagen der Schallwellen in metaphysische Empörung über die unverschämte Stille zwischen den Luftmolekülen verlieren. Und von dieser Stille wird in keiner Physikvorlesung die Rede sein.
Doch darin liegt der Unterschied: In der Medizin drängen sich dir die Phantasien geradezu auf, und du mußt sie, um bei der »Sache« zu bleiben, abspalten. –
Wenn in der Pathologie die Körperflüssigkeit mit einem Schöpflöffel herausgelöffelt wird, denkst du natürlich an die Küche. Widerlich, weg damit! Wenn dir Eingeweide auf einem Blech, das aussieht wie eine Art Backblech, mit den einleitenden Worten »Es handelt sich hier um eine siebzigjährige alte Dame, die gestern verstorben ist« zur forschenden Betrachtung dargeboten werden, verspürst du dieselbe Regung: Widerwärtig, weg damit! Doch womit? Mit dem Blech oder der alten Dame? Mit der alten Dame natürlich! Alter und Geschlecht ausgenommen, die können wichtig sein für die pathologische Diagnose. Und in der Gerichtsmedizin, wenn du einen alten, toten Mann nackt auf diesem kalten Metalltisch

aufgebahrt siehst, den Mund wie zu einem riesigen Schrei aufgesperrt, vom Hals bis zum Schambein eine dicke Naht, zwischen den Schenkeln seine eigenen Eingeweide, dann denkst du vielleicht daran, was die alte Frau, mit der er nachmittags immer auf der Parkbank saß und die Tauben fütterte, was die wohl sagen würde, wenn sie ihn so sähe. Aber spätestens wenn das Dozieren beginnt: Weg! Mit wem eigentlich, mit dem Toten oder mit dir?

Du kannst die zweite Alternative wählen. Nicht immer, aber manchmal, wenn du einen hast, der für dich auf der Anwesenheitsliste unterschreibt. Selbst wegzugehen ist leichter, als die Bilder und die Traurigkeit, den Ekel und die Phantasien wegzuschicken. Doch wenn du bleibst, wohin dann mit all dem? Vergessen? Sich ablenken? Draußen sich mit Leuten treffen, von was ganz anderem reden? Ins Kino, Schwimmen, in die Kneipe?

Also das, was du gesehen hast, isolieren. Dir sagen, daß es nur dort war und ist, wo du es gesehen hast, und daß es sonst nicht vorkommt. Isolieren und durch Ablenkung ungeschehen machen sind tatsächlich die am weitesten verbreiteten und wirksamsten Formen der Abwehr. Sie machen sich gelegentlich bis in die medizinische Sprache hinein bemerkbar. »Was sehen Sie hier«, fragte der Professor, »wie würden Sie diese Farbe nennen?« »Lila«, sagte ich und bekam zur Antwort: »Richtig, doch wir sagen hier nicht lila, wir sagen livide.« Auch »schneidet« man weder die Leiche noch ein Organ auf, man »eröffnet« es. Wortungetüme wie »Cheilognathopalatoschismus« werden nicht nur gebildet, um dem Patienten diskret zu verbergen (was er ohnehin weiß), daß er eigentlich eine Lippenkiefergaumenspalte hat, auch nicht, um den Anschein von Gelehrsamkeit zu erwecken, und wohl erst recht nicht zur weltweiten Vereinheitlichung der Fachsprache. Sie werden vielmehr gebildet, um das Krankheitsbild von der alltäglichen Sinnlichkeit der Sprache und damit vom außerberuflichen Alltag des Arztes zu isolieren.

Isolieren und Ungeschehenmachen funktionieren oft, aber nicht immer. Beide Mechanismen der Abwehr erklären vielleicht, was viele Intellektuelle an den Ärzten als deren unverschämt ungebrochenes Verhältnis zu den tragenden Kräften unserer Kultur, nämlich zu den inner- und außerpsychischen Widersprüchen erfahren.

Was aber, wenn das Isolieren nicht mehr funktioniert, wenn das, was du sinnlich erfahren hast, eben nicht dort bleiben will, wo du es gesehen hast, wenn es mit dir geht? Darüber sprechen?

Mich hat schon nach dem zweiten Tag in der Anatomie kaum einer mehr gefragt: »Wie war's denn heute?« Und wenn ich, weil ich meine Bilder einfach loswerden mußte, ohne Nachfrage draufloserzählte, bekam ich angesichts der erstarrten Miene des jeweiligen Zuhörers plötzlich Skrupel, fast Mitleid mit ihm: er kann es eben auch nicht ertragen. – In solchen

Momenten fragte ich mich: »Was ist passiert? Wer bist du eigentlich geworden, welcher Tätigkeit gehst du da eigentlich nach, daß deine Worte nur auf Steine in den Ohren treffen und daß du diesen Steinen auch noch recht geben mußt?« Ich hatte dann plötzlich das Gefühl, zu genau dem geworden zu sein, wozu ich selbst den Ort, von dem ich innerlich noch nicht ganz losgekommen war, machen wollte: zu einer Art ausgegrenzter Zone, zu einer Art Tabu. Ein Teil meiner selbst wird sprachlos gemacht, dachte ich, und manchmal sehnte ich mich wütend nach dieser unverschämten Selbstverständlichkeit, mit der andere haarklein erzählten, was sie in Seminaren oder Büchern, in der Schule, im Büro oder sonstwo gerade gehört, gelesen oder gesehen hatten.
Bei solchen Erfahrungen läßt der Zynismus nicht lange auf sich warten: »Mensch! Was machst du denn jetzt so?« begrüßte mich ein Mädchen, das ich ewig nicht gesehen hatte, in der Cafeteria des Germanistischen Seminars. »Ich schreib' gerade an meiner Arbeit, Staatsexamen, Schnitzler!« fügte sie aufmunternd hinzu. »Medizin mache ich«, sagte ich, irgendwie gespannt auf die Antwort. »Medizin? Wie kommst du denn dann hierher?« »Gerichtsmedizin«, sagte ich, »das Gebäude liegt schräg gegenüber.« »Gerichtsmedizin??? – ist das nicht furchtbar trocken?« Da gab ich die saublöde wütende Antwort: »Ich wüßte nicht, was an Wasserleichen trocken ist!« drehte mich um und ging und dachte – etwas beschämt –: Du wirst noch zu'ner richtigen Medizinerin.

IV

Aber macht es nicht auch Spaß, etwas über den Körper zu lernen, und außerdem, wenn man mal fertiger Arzt ist, dann befriedigt es doch sehr, mit diesem Wissen helfen zu können?! Das hörst du ebenso oft, wie du es dir selber sagst. Doch, wer ist das, »man«, der fertige Arzt? Und das mit dem Helfen, der sogenannte Kontakt zum Patienten, der kommt erst dann so, wie du ihn gebraucht hättest, wenn die Hürden des Lernens, von denen bisher die Rede war, hinter dir liegen. Bevor es jedoch dazu kommt, daß du selbst an der Heilung eines Patienten mitgearbeitet hast, bevor du also weißt, was es für dich selbst bedeutet: das Helfen, zerfällt dir eben dieses scheinbar unangreifbare Leitbild gelegentlich in tausend Stücke. Da kommen dann die altbekannten Fragen nach der gesellschaftlichen, nach der sozialen und psychischen Verursachung von Krankheit, und diese Betonburgen, die »Häuser« für die Kranken kommen dir vor wie eine riesige Festung, hinter deren Mauern sich eine wahnwitzige Ansammlung gesellschaftlichen Leidens ausschweigt. Was für ein rauschendes Fest könnte das sein, phantasierst du dann, wenn all diese Krankheiten, all diese mißglück-

ten Synthesen sich zurückverwandeln würden in die Widersprüche, denen sie entstammen, und wenn diese Widersprüche zu tanzen begännen, daß der Beton zerplatzt! Doch du weißt, du mußt geduldiger sein, denn schließlich gibt es ja auch noch die »richtigen« Krankheiten, die, die auch nach dem neuesten Stand reflexiver Relativierung auf nichts als Organisches relativierbar sind. Und vor allem: Kranke sind Menschen und keine Widersprüche, sie tragen diese aus, aber sie sind sie nicht. Deine Ungeduld ist nicht die der Patienten. Machst du sie dazu, gerät sie dir leicht zum Terror, wie jenem Arzt, der mir mal stolz erzählte, wie er eine Asthmatikerin »geknackt« hat: »Und dann gab sie schließlich heulend zu, daß in ihrem Leben *doch* verdammt wenig stimmt!«, oder wie die Studenten, die einen frischoperierten Magenkranken barsch aufklärten: »Sind Sie verrückt, daß Sie das haben machen lassen, wissen Sie denn nicht, daß das alles psychisch ist – mit dem Magen?«

Dann kommen die Fragen nach den Bedingungen, unter denen du arbeiten wirst, und schließlich die, ob du überhaupt helfen *willst*. Gewiß, das bringt die Helfermoral auf Hochtouren, wenn du durch die Zimmer und Flure der Krankenhäuser gehst und diese vertrauensvollen, ängstlichen, erwartungsvollen Blicke der Patienten auf dich gerichtet siehst. Das vergißt du nie, wenn eine junge, an Blutkrebs sterbende Patientin strahlend erzählt, was sie Weihnachten mit der Familie alles machen will – Weihnachten, in drei Monaten, und in vierzehn Tagen wird sie tot sein. Aber in solchen Augenblicken kann die Helfermoral auch umkippen. Wieso gerade ich? fragst du dich dann. Wieso soll gerade ich mir dieses ganze Leid ansehen, Tag für Tag, ein ganzes Leben lang! Wenn dann eines Tages, im Laufe des Studiums, die ersten Anrufe von Freunden kommen, denen du mit medizinischen Themen nie zu nahe treten durftest, Anrufe, in denen plötzlich deine medizinische Kompetenz gefragt ist, kann es dir passieren, daß du dich aus einer Art Rache für all die Sprachlosigkeit, mit der du diese Kompetenz bezahlt hast, nur noch belästigt fühlst.

In solchen Augenblicken weißt du keine Antwort mehr auf die Frage, warum du eigentlich Medizin studierst. Wegen der vielleicht dankbaren Patienten? Wegen des Sozialprestiges, des Geldes oder einfach, weil die Tätigkeit selber Spaß macht? Diese Fragen werden sich, im Laufe der Zeit, für jeden auf seine Art, von selbst erledigen. So ist das eben.

Das wichtigste Forum gesellschaftlicher und literarischer Hoffnungen nach 1945

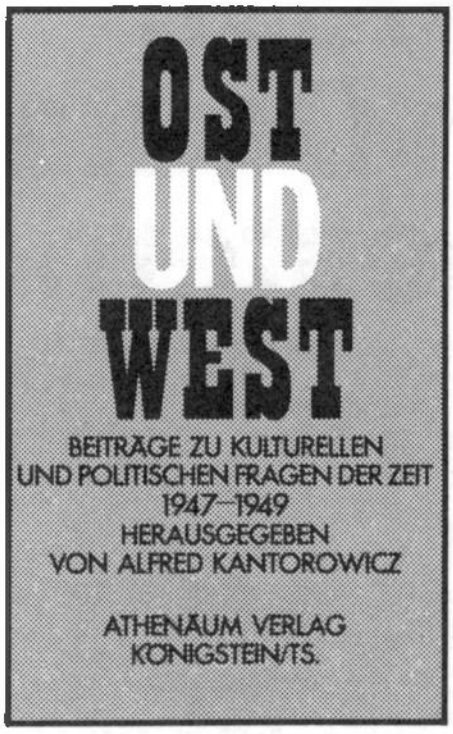
OST UND WEST markierte einen Neuansatz nach dem Zusammenbruch des Nazi-Regimes. Im Jahr des 30jährigen Jubiläums beider deutscher Staaten ist die Zeitschrift von großer und unmittelbarer Aktualität. Alle kritischen Hoffnungen der damals z. T. unbekannten und heute maßgeblichen Schriftsteller, Kritiker und Journalisten kamen hier zu Wort.

OST UND WEST

Beiträge zu kulturellen und politischen Fragen der Zeit 1947 – 1949.

Herausgegeben von Alfred Kantorowicz

Neudruck mit einem Gesamtverzeichnis der Beiträge und einem Autorenregister.
5 Bände mit 3.200 Seiten, im Schuber.
Subskriptionspreis bis 31. 12. 1979:
Paperback DM 98,–, danach DM 120,–
Leinen mit Schutzumschlag DM 198,–,
danach DM 240,–



ATHENÄUM

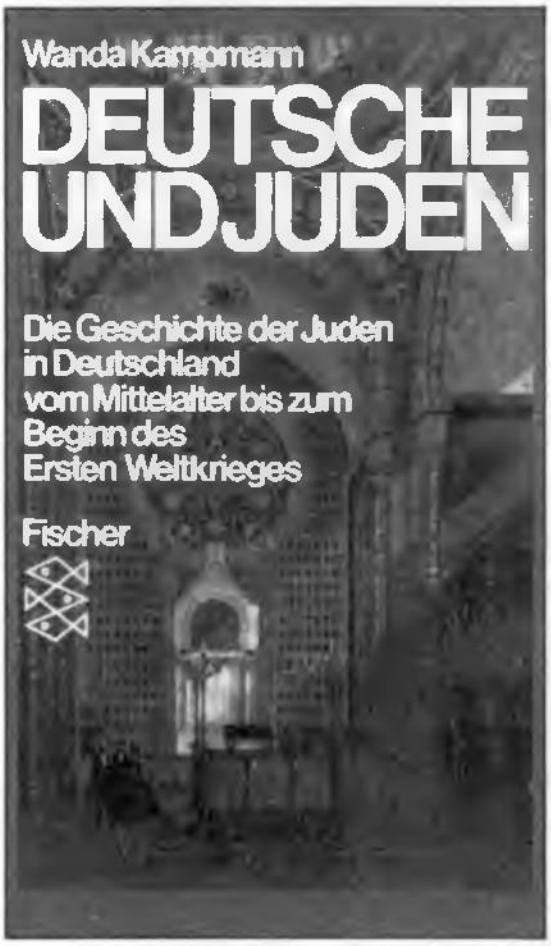
Herbst 1979

Entdeckung einer neuen, reichhaltigen Erzählkunst: Phantastische und realistische Geschichten aller führenden afrikanischen Schriftsteller

Die afrikanische Grgenwartsliteratur in ihrem charakteristischen und ungewöhnlichen Bilderreichtum übt eine zunehmende Faszination auf europäische Schriftsteller und Leser aus. Die hier erstmalig vorgelegte Erzählanthologie aller führenden afrikanischen Schriftsteller enthält Geschichten, die in unterschiedlichster Weise für uns vom Aufbruch einer neuen Zeit, einer neuen geschichtlichen Epoche erzählen.

Aufbruch in eine neue Zeit
Geschichten afrikanischer Erzähler
Herausgegeben von Dagmar Heusler
236 Seiten, Engl. Broschur, DM 29,80

Juden in Deutschland – gestern und heute



Wanda Kampmann
Deutsche und Juden
Die Geschichte der Juden in Deutschland vom Mittelalter bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges.
Neuausgabe.
Band 3492/DM 9,80.
Das Standardwerk zur Geschichte der Juden in Deutschland, an dem niemand vorüber kann.

Henryk M. Broder/Michel R. Lang (Hrsg.)
Fremd im eigenen Land
Juden in der Bundesrepublik.
Vorwort von Bernt Engelmann.
Originalausgabe.
Band 3801/DM 9,80.
In diesem Sammelband berichten in Deutschland lebende Juden über ihre Erfahrungen und ihr Leben in der Bundesrepublik.

Fischer Taschenbücher

Klaus Roehler
Vermutungen über den Blust

Karriere: (gall.-lat.-provenzal.-fr. »Rennbahn; Laufbahn«) w; –, n:
1) schnellste Gangart des Pferdes. 2) (bedeutende, erfolgreiche) Laufbahn.
Duden Fremdwörterbuch, Mannheim 1971
Blust: Blumen-, Blütenflor. Blütenmeer. †Blust. Blütenpracht.
Wehrle-Eggers, Deutscher Wortschatz, Stuttgart 1961

1

An einem schönen Spätsommertag, es war im September 1976 in Frankfurt, auf dem Gelände der Buchmesse, in der Halle für Schöne Literatur, gab der Schriftsteller Peter B. kurz nach halb sieben Uhr abends noch einmal Autogramme. Die Haupttüren der Halle wurden gerade geschlossen, die meisten Besucher waren gegangen, die Aussteller beim Aufräumen der Stände; in den nun fast leeren Gängen tauchte in der Ferne plötzlich ein Schwarm junger Leute auf, kam schnell und lauthals näher, sah nicht links noch rechts und war im Geschwindschritt vorbei. Die Männer, sorglos in der Mehrzahl, waren etwa Anfang dreißig, die Frauen schienen jünger, alle hatten sich irgend etwas zu sagen, keiner hörte dem anderen zu; mitunter fiel einer aus dem Schritt, sprang beiseite, stellte in einem Stand eine leere Weinflasche ab und suchte hastig wieder Anschluß. B., unter so viel Gleichaltrigen, wäre auf den ersten Blick vielleicht nicht gleich zu erkennen gewesen. Er lief aber immer einen guten halben Schritt voraus und führte auf der flachen linken Hand in Brusthöhe einen Block Papier, in der rechten Hand einen Kugelschreiber mit sich; alle drei bis vier Schritte schrieb er etwas auf, riß, als sei er unzufrieden damit, das Blatt vom Block und warf es hinter sich. Die Blätter flatterten, hielten sich nicht lange in der Luft und lagen verstreut herum, ehe der ganze Schwarm um die nächste Ecke verschwunden war.
Wer wollte, konnte sich nun bücken. Jedes Blatt war auf der Vorderseite bedruckt, und zwar eindrucksvoll mit dem Text, den die Deutsche Bank für ihre Scheckformulare entwickelt hat. Hätte nicht die Unterschrift des Ausstellers gefehlt, wäre uns damals ein Blankoscheck des Schriftstellers B. in die Hände gefallen; immerhin war sein Namenszug auf der sonst leeren Rückseite lesbar.

2

Bürgerliche Karrieren sind langweilig. Wer einmal Karriere gemacht und überlebt hat, bietet auch gleich die Legende dazu an: alle sind nach denselben Mustern gefertigt, immer wieder die alten Hüte, und wir sollen

sie tragen als sei es Sonntag. Deshalb ist auf den folgenden Seiten nicht die Rede davon, wie es war und wie es ist und wie es immer aufwärts dazu kam, wie es endlich ist und aufwärts immer weiter geht. Ich versuche, einige Verhaltensweisen zu beschreiben: von Freunden, Bekannten und Feinden, die alle mit ihrer Karriere nun älter geworden oder gerade im Begriff sind, sich in einer Karriere einzurichten. Beschränken muß ich mich dabei auf die Kreise unserer guten Gesellschaft, die mir vertraut sind: auf Schriftsteller, Universitätslehrer, Parteipolitiker, Ärzte und Zahnärzte, auf mittelständische Unternehmer und wirklich leitende Angestellte. Ich weiß nicht, wie sich ein Schauspieler mit einer Karriere im Rücken oder eine Schlagersängerin, wie sich ein Naturwissenschaftler mit Nobelpreis oder der Erzbischof von Köln gewöhnlich und unter ihresgleichen verhalten. Meine Nachbarn, auch im 4. Stock nebenan den Straßenbahnfahrer, der mit einer Dolmetscherin zusammenlebt, kann ich nur zweimal erwähnen, an dieser Stelle und später, denn keiner von ihnen wird hierzulande jemals Karriere machen.

3

Jeder von uns kennt aber das Gefühl der Unterlegenheit, das ihn bei Zahnschmerzen plagt und erst recht dann, wenn er im Behandlungsstuhl halb liegend sitzt, wenn die Sprechstundenhilfe das Lätzchen vorgebunden und der Zahnarzt eine Hand hingehalten hat, die frisch gewaschen ist und immer von oben kommt. Die Herzlichkeit der Begrüßung, der Sachverstand, mit dem der Zahnarzt die Zähne abklopft, die Fragen nach Wohl und Weh, selbst ein Anflug von Teilnahme in seiner Stimme können nicht über die Rollenverteilung täuschen: obwohl unser Mund weit aufgerissen ist, redet allein der Zahnarzt. Jeder Versuch, zu antworten, erstickt jämmerlich in der Nase. Wir können nicht einmal nicken oder den Kopf schütteln und begreifen wieder, daß ausführlichere Antworten überhaupt nicht erwartet werden. Die Unterhaltung, die der Zahnarzt mit uns führt, ist ein Monolog, und er dient der Beruhigung; auch wenn er liebenswürdig nach Beruf und Familie fragt, genügt ihm ein Grunzen als Antwort. Nach Abschluß der Behandlung ist es dann zu spät. Der Nächste wartet, der Zahnarzt wäscht sich, den neuen Termin schreibt im Vorzimmer die Sekretärin aus; wir betrachten die Zähne im Spiegel im Flur und sind wieder nicht zu Wort gekommen.

Ich beklage mich trotzdem nicht. Auch Frank B., mein Zahnarzt, wäre außerstande, Tag für Tag und mit jedem, der unter ihm im Stuhl sitzt, ein gründlicheres Gespräch zu führen. Das ist nicht nur eine Zeitfrage. Er könnte so viel Vertraulichkeit nicht lange ertragen. Er wäre – in seinem Beruf – dieser Beanspruchung nicht gewachsen; er kann es sich nicht leisten, sich das Leben so vieler Leute, die er nur gelegentlich und für kurze Zeit sieht, zu merken und sich darauf einzulassen. Er muß sich selbst

zuliebe Abstand halten, Überlegenheit wahren, und das verbindet ihn, obwohl nur Mittelpunkt einer kleinen Karriere in einer Provinzstadt, mit allen Karrieren, die auffälliger sind.

4

Je größer der Umkreis einer Karriere, je gewichtiger also ihr Mittelpunkt, der Blust, ist, um so mehr muß er auf Abstand achten. Der Abstand regelt den Gesprächsverlauf auch im kleineren, auch im vertrauten Kreis und erst recht dann, wenn der Blust der Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit ausgesetzt ist und immer wieder öffentlich auftritt.

Ein Blust kommt selten allein. Als Zahnarzt oder wirklich leitender Angestellter führt er seine Frau oder Freundin, oft ein erwachsenes Kind oder sonst eine Person, die ihm verpflichtet ist, als Universitätslehrer einen Assistenten oder wenigstens einen Studenten, als Schriftsteller auf Lesereise zum Beispiel die jeweils ortsansässigen Bewunderer, oft den Verleger mit sich; sein Stellenwert als Parteipolitiker wird von der Zahl der Leibwächter bestimmt, die auffällig im Hintergrund wirken. Je mehr ständige Begleiter ein Blust hat, um so sicherer kann er sich im Mittelpunkt fühlen. Begleitung schirmt ab und sorgt für Vertrauen, beides zugleich; obwohl manchmal lästig, ist sie eine Voraussetzung für zwanglosen Abstand und den Anspruch auf Überlegenheit.

Als Universitätslehrer, Schriftsteller oder Parteipolitiker eröffnet der Blust das Gespräch im kleineren Kreis in der Regel nicht. Das gilt vor allem dann, wenn er gerade einen Vortrag gehalten, aus seinen Büchern gelesen, auf einer Wahlveranstaltung gesprochen hat. Vielleicht ist er nur etwas erschöpft; vielleicht muß er sich erst an die Leute gewöhnen, die er nicht kennt, von denen er nie etwas gehört hat und die er so schnell nicht wiedersehen wird. Er sitzt einfach da und wartet ab. Obwohl er so tut als merke er nichts, freut er sich vielleicht immer noch an den verstohlenen Blicken, die ihm gelten, an der Befangenheit um sich herum; in der Mitte der Aufmerksamkeit genießt er den gedämpften Tonfall derer, die ihn zum ersten Mal und ganz aus der Nähe betrachten dürfen. Lange aber muß er nicht warten. Irgend jemand faßt sich auf einmal ein Herz und verwickelt den Blust ins Gespräch.

Unterhaltungen dieser Art erschöpfen sich gewöhnlich in drei Phasen. Wer höflich genug ist, kommt zuerst auf die Veranstaltung zurück, die gerade stattgefunden hat; er weiß etwas über die Stimmung des Publikums und hat ein paar Fragen zum Thema des Abends vorgedacht. Der Blust antwortet als rede er mit seinesgleichen. Je nach Laune, je nach Temperament, immer aber zuvorkommend und ernsthaft stellt er klar, erläutert oder weist auf Zusammenhänge mit früheren und zukünftigen Überlegungen hin. Seine Ausdauer, die er eine Karriere lang geübt hat, bewährt sich dabei genauso

wie die Kunst des Zögerns. Er beherrscht sie vollendet: obwohl er Antworten auf fast alle möglichen Fragen längst im Kopf hat, läßt er sich ab und zu Zeit, trinkt einen Schluck, stopft die Pfeife, dreht sich eine Zigarette und tut so, als denke er jetzt erst und gründlich über die Frage nach, die ihm gerade gestellt worden ist. Dann sagt er seine Lesart auf, und das, was er mitzuteilen hat, ist immer hörenswert. Obwohl es ähnlich vielleicht lange schon verbreitet ist oder in Kürze nachzulesen sein wird, rückt jeder näher. Die weniger bedeutenden Gespräche verstummen; bald hat der Blust ein Gedrängel aufmerksamer Ohrenzeugen um sich, übt Rücksicht und spricht lauter. Alle Fragen, Einwände, Zustimmung, selbst lange und vielleicht sorgfältig geplante Widerreden dienen jetzt einem einzigen Zweck: sie sind Stichworte für einen Monolog, der mehr und mehr ins Allgemeine drängt. Nur der, der den Blust angesprochen und unter vier Augen vielleicht auf Dauer gehofft hatte, wirkt etwas enttäuscht; nur die ständige Begleitung langweilt sich manchmal doch, versucht, zum Fenster hinauszusehen oder sich zu betrinken.

In diesem Zusammenhang fällt mir eine Ausnahme ein. Ich erinnere mich an ein geselliges Beisammensein in den Empfangsräumen eines frankfurter Verlegers, an einen Kronleuchter, der von der getäfelten Decke hing, an geladene Gäste, die sich unter dem Leuchter Schulter an Schulter um den Universitätslehrer Theodor B. geschart hatten; eine Dame, die ein leeres Glas in der Hand hielt, kreiste um die Gäste herum als fürchte sie, sie könnten plötzlich auseinanderlaufen. Für jeden, der aus der Umgebung vielleicht nur einsam, vielleicht lange schon stumm hinzutrat, hielt sie schnell einen Zeigefinger auf die Lippen und sagte: Mein Mann spricht; diesem Satz zuliebe hat sie die Lippen aber ein wenig geöffnet und die Spitze des Zeigefingers an die Nase gehalten.

5

Das Allgemeine im kleineren Kreis zieht auf, wenn sich Fragen und Antworten zu wiederholen beginnen. Gerade der Blust kann nicht unentwegt und jeden Abend nur über sich und seine vergangenen Taten und frohen Absichten reden; er wird einfach zu oft und oft dumm genug danach gefragt. Deshalb läßt er nach angemessener Zeit bereitwillig von sich ablenken oder lenkt selbst ab und antwortet zur Lage. Das ist die zweite Phase. Manchmal versucht jemand, die erste zu überspringen, will gleich wissen, was der Blust von Ayatollah Chomeini, dem Sieg der Sandinistas in Nicaragua oder von den Aussichten der Kanzlerkandidaten hält; das hört sich aber vorlaut an und ist gegen die Regeln.

In der zweiten Phase wirkt der Blust entspannter. Er läßt sich nachschenken, zieht vielleicht die Jacke aus, knabbert an einer Salzmandel; er gönnt sich kleine Pausen, setzt sich, wenn er im Stehen gesprochen, erhebt sich,

wenn er gesessen hat, geht etwas auf und ab oder wechselt den Platz. Über die neueste Lage ist er, besonders als Parteipolitiker und wirklich leitender Angestellter, meistens gut unterrichtet oder hat schon früher bei ähnlicher Lage dasselbe wie heute gedacht. Deshalb haben die Antworten, die er jetzt bereithält, etwas beruhigend Endgültiges als sei mit eben seiner Antwort das Problem, auf das er angesprochen wurde, wiederum und ein für allemal gelöst. Seine Überlegenheit ist deutlicher spürbar, seine Ausgewogenheit wohltuend; er erregt sich selten, scheut sich aber nicht, einige der heißesten Eisen unserer bewegten Gegenwart anzufassen, und bewältigt Veränderungen, das ganze Dasein mit Nachsicht. Fragen und Einwände, die die schwellende Harmonie stören, läßt er gar nicht erst zu. Auch da beweist er Kunstfertigkeit, hat er eine Karriere lang geübt: er überhört oder erklärt etwas gelassen für indiskutabel und unter seinem Niveau oder schiebt es mit einem Scherz beiseite, der auf den unterdessen vielleicht angetrunkenen Fragesteller zielt. Häufiger allerdings werden jetzt und je länger der Abend dauert Anfälle von Abwesenheit. Plötzlich, und oft ist keiner darauf gefaßt, kann der Blust andere reden lassen oder gemeinsam mit ihnen schweigen, trinkt noch einen Schluck und blickt bekümmert, fast traurig vor sich hin als habe hier niemand begriffen, wie mühsam es ist, selbst auf die einfältigsten Fragen ohne Herablassung zu antworten. Vielleicht hat er auch nur gemerkt, daß er lange schon immer ähnliche Antworten gibt.

6

In diesem Zusammenhang fällt mir die letzte Wahlnacht ein, die sich von vergangenen Wahlnächten nicht unterscheidet. Das Fernsehen zeigt in einer solchen Nacht die Wahlergebnisse, die allerdings durch Meinungsumfragen seit einiger Zeit bekannt sind, dazu Stimmungsbilder schon ab 18 Uhr und Gespräche mit Parteipolitikern, die gewonnen oder verloren haben. Wer sich mit einem Programm begnügt, erfährt das alles und nicht mehr. Anders verhält es sich, wenn wir vom Ersten ins Zweite und zurück und so hin und her schalten.

Mit etwas Geschick und Glück sehen wir dann gegen 19 Uhr mitten in einem Gedränge, der Bildschirm ist schon wieder zu klein, eines oder mehrere mehr oder weniger vertraute Gesichter und erste Äußerungen zum Trend, gleich darauf mitten in einem Gedränge dieselben mehr oder weniger vertrauten Gesichter und erste Äußerungen zum Trend, gleich darauf und hin und her die doppelte Fortsetzung und dann, in der Tagesschau, die Kurzfassung des Ganzen für den, der vielleicht einfach nicht aufgepaßt hat. Die Vorsicht, die der Blust als Parteipolitiker dabei übt, entspricht der frühen Abendstunde. Noch scheint alles offen; wir begreifen, daß er im Zweiten Programm nicht mehr sagen kann als im Ersten und umgekehrt und deshalb auch in der Tagesschau.

In Verlegenheit sind wir erst eine halbe oder ganze Stunde später. Abermals sehen wir dieselben mehr oder weniger vertrauten Gesichter doppelt wieder, nun allerdings geschminkt, besser beleuchtet und in kleiner Runde mit Journalisten; oft dürfen wir Zeuge sein, wie ein Blust den Sprung vom Ersten Programm ins Zweite und umgekehrt gerade noch geschafft hat, Platz nimmt, sich zurechtrückt und noch einmal kämmen und pudern läßt. Wenn er dann das Wort hat, erinnert es, obwohl jede Hochrechnung inzwischen immer eindeutiger ist, an seine ersten vorsichtigen Äußerungen zum Trend: fast alle seine Sätze kommen wie alte Bekannte daher. Nur wenige scheinen beim ersten Hinhören neu als hätte er zwischen zwei Auftritten tatsächlich nachgedacht. Mitunter, vielleicht beeindruckt, vielleicht aus Versehen, übernimmt er vom jeweils anderen Programm einen Gedanken und den Halbsatz dazu, den ein Parteifreund geäußert hat.
Alles in allem hat der Blust jetzt und in wechselnder kleiner Runde etwa ein Dutzend Stammsätze im Kopf. Das genügt ihm: mühelos ändert er ihre Reihenfolge, reichert mit Eigenschaftswörtern an, tauscht Hilfsverben aus, fügt Nebensätze mit Überzeugung zu neuen Hauptsätzen, die den Stammsätzen nicht widersprechen, stockt auf, verdoppelt, verdreifacht und kommt so durch die Nacht bis in die Schlußrunde, in der sich endlich, noch vor Zwölf, auch die Spitzenkandidaten zeigen, die wir alle kennen. Nun sind die Stimmen ausgezählt, das vorläufige amtliche Endergebnis liegt vor. Noch einmal blicken dieselben mehr oder weniger vertrauten Gesichter inhaltsschwer in die Kamera, noch einmal lassen sie sich von ihren Stammsätzen inspirieren und nehmen jetzt aber endgültig Stellung – vielleicht mit einem kleinen Stachel im Herzen, denn in dieser so illustren Runde müssen sie sich doch, obwohl seit dem frühen Abend auf den Beinen und im Bild, hinter den Spitzenkandidaten bescheiden.
Soweit der Blust in einer Wahlnacht. Wären die Bilder stumm, wüßten wir ohnehin nicht, was gespielt wird. Auch der Ton klärt nur mangelhaft auf. Niemand könnte, und wenn er noch so aufmerksam zugehört hat, am nächsten Tag genau sagen, wovon denn nun die Rede war. Schon die ersten vorsichtigen Äußerungen zum Trend sind Teile einer Litanei: voller Rätsel und trotzdem langweilig. Wie in einer Litanei lassen sich Worte und Sätze fast beliebig zusammenfügen; ihre Austauschbarkeit garantiert die immer gleiche Aussage eine ganze Nacht lang. Nicht nur der Blust als Parteipolitiker kommt mit wenigen fertigen Sätzen für jede Lebenslage und bricht mit denselben Sätzen wieder auf. Trotzdem muß die Beschränkung, die er sich auferlegt, kein Zeichen für Denkfaulheit oder begrenzte Denkfähigkeit sein. Da er seine Karriere aus bestimmten Vorstellungen, Gedanken und Verhaltensweisen in einer bestimmten, immer vergangenen Zeit entwickelt hat, kann er sich in der Gegenwart andere Einsichten nicht oder nur im vertrauten Kreis leisten. Er muß sich wiederholen, er muß mit wenigen

Mustern auskommen, er muß sich treu bleiben, wenn er seine Karriere nicht gefährden will.

7

Auch in dem kleineren Kreis, in den der Blust nach seinem Auftritt als Universitätslehrer, Schriftsteller, Wahlredner geraten ist, geht es auf Mitternacht; etwa um diese Zeit beginnt die dritte Phase der Gespräche, die er führt. Das Allgemeine läßt sowieso und stets zu wünschen übrig, da sind sich alle einig und jeder schenkt sich nach; bald gibt sich wieder einer einen Ruck, faßt sein Glas fester und tritt an den Blust heran und schüttet, von Vertrauen überwältigt, das Herz aus oder der Blust spricht jemanden an, den er kennt, und sagt: Na, wie gehts dir, was machst du so, obwohl er sich im Augenblick vielleicht nur dunkel erinnert und nicht genau weiß, wer da neben ihm sitzt oder vor ihm steht.

In dieser Phase wirkt der Blust gespalten. Er hört zu, unterbricht mit Fragen, hat Anfälle von Liebenswürdigkeit und Verständnis, nichts Menschliches ist ihm fremd, für alle Schwierigkeiten im Kopf, in der Familie und im Beruf, und doch ist seine Aufmerksamkeit merkwürdig zerstreut und angestrengt. Während er zuhört, selbst wenn er spricht, blickt er schnell auf einmal zur Seite oder halb hinter sich, geht sein Kopf unruhig hin und her als warte er auf jemanden, der sich verspätet hat. Oft sieht er aus wie gequält: es ist ja nicht sein Herzblut, das besprochen wird, nicht von ihm, nicht einmal von dem, was ihn in einem allgemeineren Zusammenhang bewegt, ist nun die Rede. Ich erinnere mich an einen wirklich leitenden Angestellten im Rundfunk, der bei Gesprächen unter vier oder sechs Augen über die sogenannten menschlichen Probleme seiner Untergebenen immer wieder in die Brusttasche seiner Jacke griff und, bei aller Aufmerksamkeit, bei allem Mitgefühl, die Brieftasche herauszog, auf den Tisch legte, zurücksteckte, herauszog, auf den Tisch legte; nichts Menschliches ist dem Blust fremd, vorausgesetzt, es hält sich in gehöriger Entfernung.

Vielleicht nur deshalb wirkt er bei Gesprächen in der dritten Phase so schnell so ungeduldig. Immer noch redet er wie mit seinesgleichen, immer noch nimmt er ernst, ist auch sein Zuspruch ausgewogen und gereift, ist er der besonnene Pragmatiker aus Wissen und Erfahrung und mit nachtwandlerischer Sicherheit auf der Seite des Lebens, aber es hört sich jetzt nach einer Pflichtübung an. Er wird einsilbig wie ein leutseliger Chef beim Rundgang durch seinen Betrieb. Die Fragen, die er stellt, hat er schon vergessen, ehe die Antwort kommt; seine Herzlichkeit quält sich dahin und mutet amerikanisch an: ein Mittel zum Zweck, das Ergebnis einer Überlegung, die er sich selbst und seiner Wirkung auf andere zuliebe angestellt hat, denn beeindrucken muß er ja immerzu. Vielleicht hat er diese Abart von

Herzlichkeit studiert und vor dem Spiegel geübt. Vielleicht hat er die Fähigkeit schon verloren, absichtslos mit anderen umzugehen; vielleicht ist er längst außerstande, sich anders als zweckbestimmt zu verhalten, und das wird zweifellos beschwerlich, wenn jemand nicht Rücksicht nimmt und zu nahe rückt.

Darunter leidet der Blust. Es kann ihm einen geglückten Auftritt, einen ganzen Abend vergällen. Beim Erfahrungsaustausch im vertrauten Kreis, ganz unter seinesgleichen, deutet er die Bürde an: einerseits sind die Leser, Studenten, Patienten, sind Arbeitnehmer und Wähler tatsächlich unentbehrlich, andererseits lästig. Sein Tonfall, die Worte, die er in diesem Zusammenhang wählt, sind trotzdem nicht einmal unfreundlich. Eher indigniert erzählt er von seinen Lesereisen, seinen Studenten, von diesem oder jenem Patienten unter sich im Stuhl und als wirklich leitender Angestellter von den jüngsten Verhandlungen mit dem Betriebsrat, als Parteipolitiker von der Basis. Immer wieder enttäuscht sie, ist begriffsstutzig, zudringlich, und mühsam ist es, sie rechtzeitig abzuschütteln.

8

Jeder Blust hat Charakter. Von anderen Menschen unterscheidet ihn, daß er mehr Charakter hat. Meistens hat er ihn zu Hause gebildet. Seine Eltern – es gibt Ausnahmen – sind Bürger oder Kleinbürger; seine Erziehung ist nicht üppig, hat aber jederzeit Zukunft und schließt alle Katastrophen ein, die in seinen Kreisen üblich sind. Auch das kräftigt den Charakter. Oft gibt er sich frühzeitig zu erkennen: auf Kindergeburtstagen, im Sonntagsanzug, zieht sich der Blust als Kind hin und wieder vom Spiel zurück und wechselt mit den Erwachsenen einige kluge Worte, die darauf hinweisen, daß er mehr als nur ein spielendes Kind unter anderen spielenden Kindern ist. In der Schule ist er trotzdem kein Streber. Seine Zeugnisse können mittelmäßig sein; am liebsten hebt er den Finger, wenn die ganze Klasse verlegen schweigt. Es juckt ihn einfach: obwohl er manchmal auch keine Ahnung hat, verläßt er sich darauf, daß ihm etwas einfallen wird. Die Lehrer hat er ohnehin und früh für sich gewonnen. Aus der Aufmerksamkeit, die sie seinem Charakter schenken, aus der Nachsicht, die sie mit ihm üben, lernt er, wie nützlich es ist, mit Förderkreisen auf gutem Fuß zu stehen. Jetzt probt er die Herzlichkeit, die er später bei Bedarf so selbstverständlich in sein Verhalten wird zaubern können; jetzt und noch als Jüngling entwickelt sich manch einer zu einem ausgewachsenen Charmeur. Der Charakter festigt sich, immer eindeutiger hebt er sich ab: der Wille, die Sucht, sich von anderen möglichst eindeutig zu unterscheiden, sind der Nährboden, auf dem ein Karrierebewußtsein wächst und gedeiht. Kein einheimischer Blust möchte mit irgend jemandem verglichen werden, es sei denn, der wohnt weit entfernt und ist längst oder soeben verstorben. Vergleiche kränken. Sie

stören das Selbstverständnis, und das erklärt auch, weshalb der Blust so entschieden seinen Charakter zu wahren versucht, wenn er in die Jahre gekommen, den Höhepunkt seiner Karriere erreicht oder gar überschritten hat. Sorgfältig, fast eifersüchtig pflegt er jetzt das Bild, das er einmal und oft unter Mühen von sich für andere entworfen hat. Jede Veränderung ist ihm ein Graus, und wenn er sich nur nun doch beim Lesen, für die Nähe eine Brille auf die Nase setzen muß; als bedeutender Schriftsteller, dessen Name zum Beispiel mit B beginnt, beunruhigt ihn jetzt die Vorstellung, daß er ein Buch gemeinsam mit wenigen bedeutenden Kollegen herausgeben soll, die im Alphabet alle unter A zu finden sind. Solidarität hat er ohnehin, solange er mit seinen Pfunden wuchern kann, immer als die Solidarität anderer mit ihm begriffen. Auch die Anfälle von Zweifel, die sein Karrierebewußtsein bestimmt hin und wieder trüben, hat er sich dienstbar gemacht. Er verhandelt sie fast immer im Selbstgespräch: während er sich Zweifelsfragen erlaubt, entwirft er auch schon die Antworten, die ihn trösten und bestätigen. Was bleibt, ist das schöne Gefühl, Zweifel überwunden und wieder einmal Charakter bewiesen zu haben.

9

In diesem Zusammenhang fällt mir ein Sonderfall ein. Einerseits ist eine Karriere ein ernsthaftes Unternehmen; über seine Vorstellungen und Absichten läßt kein Blust mit sich spaßen. Andererseits läuft uns manch einer über den Weg, der anfangs an eine Karriere vielleicht nicht gedacht oder jedenfalls keine ernste Absicht hatte, es ab und zu, bei Gelegenheit nur mal versucht hat so oder so und trotzdem ein Stück weitergekommen ist und nun vielleicht mit dem Gefühl leben muß, er habe sich eine Karriere erschwindelt.

Ich denke dabei auch an den Literaturbesprecher Marcel B. Heutzutage hat er, vielleicht zu seiner eigenen Überraschung, in seinem Fach einen Ruf. Das ist nicht immer so gewesen.

An einem schönen Herbsttag, es war Mitte der fünfziger Jahre, saß B. das erste Mal mitten unter der Gruppe 47 und hörte sich an, was Autoren aus ihren Manuskripten lasen. Da er sonst und anderwärts, hieß es damals, als Musikkritiker galt, wunderte sich niemand, daß er zur Literatur erstmal schwieg. Am zweiten Tag des Treffens aber bat er um das Wort. Plötzlich hob er nach einer Lesung als erster die Hand, stand auf und sprach sich aus. Ich erinnere mich an einen eher mäkeligen Tonfall, an den Eifer, die Geschwindigkeit, mit der B. redete, an die Verblüffung der Zuhörer, an eine um sich greifende Verlegenheit und Unruhe; einige junge Lyriker kicherten. Als B. sich setzte, hatte niemand begriffen, wovon die Rede gewesen war und was sie mit der Lesung zu tun hatte. Bemerkenswert an B. schienen nur die nahezu liebenswerte Ahnungslosigkeit und dann sein Kummer:

niemand wollte auf seine Äußerung eingehen, das Treffen nahm seinen Lauf als wäre nichts gewesen.
Von diesem Auftritt hat B. noch am selben Tag und wie andere seinesgleichen in ähnlicher Lage gelernt. Eine Zeitlang war er wieder stumm, saß nur da und schrieb sich dauernd etwas auf; dann meldete er sich doch noch einmal und bald öfters, fast nach jeder Lesung, jetzt aber immer als Dritter oder Vierter und mit einem Zettel in der Hand. Davon las er ab, was ihn an den Äußerungen seiner Vorredner beeindruckt, was er sich gemerkt und vielleicht sogar verstanden hatte. Trotzdem, und damit verblüfft er uns heute noch, hörte es sich nicht nach Wiederholung an. Als sei in seinem Kopf ein Schatz an Wissen und Verständnis nur verschüttet, als habe ihm bei seinem ersten tollkühnen Auftritt nur das jungfräuliche Stichwort gefehlt, der Kuß aufs Froschmaul, als habe er immer und sowieso Bescheid gewußt und anderen nur aus Höflichkeit den Vortritt gelassen: so begann er damals, vor gut zwanzig Jahren, zu reden, erklärte zu seiner Sache, was andere ihm eben erst vorgedacht hatten, bildete sich so seine strenge Meinung und trug den Kopf immer höher und hielt sich nicht auf mit der Frage, ob es seinen Vordenkern schmeichele, ihre Gedanken nun aus seinem Mund zu hören.
Dabei ist es bis heute geblieben. Überall horcht B. herum; im Zweifelsfall wartet er lieber ab. Nie kommt er zu spät; immer hinkt er hinterher. Auch wenn alle schon versammelt sind, kann er den Eindruck wecken, unter den Ersten gewesen zu sein. Wird er doch einmal ernstlich abgehängt, setzt er zu einem Sprung an; übers Ziel schießt er nie hinaus. Manchmal muß er einen Irrtum widerrufen; es macht ihm nichts aus, solange er nicht der Erste ist, der sich dazu bekannt hat. Recht behält er, beharrlich wie er mithört, so oder so. Er denkt selbständig immer hart bis an die Grenze dessen, was gefällt, er fischt nicht im Trüben, aber wählerisch in Nachbars Teich, er nutzt jede Gunst und erkennt auf den zweiten Blick sicher die Zeichen der Zeit, er eckt nicht wirklich an, mißfällt nicht wirklich, so sehr er es sich heimlich vielleicht lange schon wünscht. Insofern ist er als Blust nun doch kein Sonderfall.

10

Zweifellos hat der Blust Schwächen wie jeder von uns; schwach wird er nie. Er läßt sich nie wirklich gehen, er gerät nicht außer sich, er steht nicht wirklich Kopf. Selbst wenn er betrunken an einer Wand lehnt, bewahrt er Haltung, rutscht er eher langsam an der Wand herab und schläft auf dem Teppich ein, als daß er etwa randalieren oder andere und sich verletzen würde; selbst wenn er bei einem Fest unter seinesgleichen auf dem Schoß der Freundin eines anderen Blusts sitzt, sitzt er da nicht wie einer, der vielleicht verliebt ist, sondern als Blust auf einem Schoß, den ein anderer

Blust schon geadelt hat. Er kann sich beherrschen, er denkt an den Tag darauf, er behält den Überblick. Ein ausgewachsener Blust hat ja nicht nur einen Standpunkt und einen Ruf, die ganze bedeutende Laufbahn, er hat auch etwas zu verteidigen, was ihm während der Karriere nebenher und selbstverständlich zugewachsen ist: Besitzstand.

Ein Blust lebt angenehm. Er steht früh auf, geht früh zu Bett, er steht spät auf, geht spät zu Bett. Er hat keinen Wecker, der jeden Tag zur selben Stunde schnarrt; er hat Termine. Er muß nicht warten, es sei denn auf seinesgleichen; in der Regel warten andere auf ihn. Er kann auf die Mittagspause verzichten oder drei Stunden lang tafeln oder erst gegen Abend zu Mittag essen und vorher ein Stündchen ruhen. In seinem Haushalt, seinem Büro, seiner Praxis steht immer jemand bereit, der unbefangen am Telefon lügt. Oft hat er auch einen Chauffeur. Seine Urlaubstage sind nicht abgezählt; er kann verschieben oder plötzlich verschwinden. Geschäfts- und Dienstreisen verbindet er mit Ausflügen zu Sehenswürdigkeiten in der Nähe, in der Ferne oder mit einem Abstecher nach Korsika, ins Tessin, nach Venedig. Dort oder anderswo, vielleicht nur in der Lüneburger Heide, hat er einen Feriensitz. Der Blust ist anlagebewußt, ein guter Kapitalverwerter, geschäftstüchtig auf diskrete Art. Wenn er es nicht von Anfang an gewesen war, hat er es im Verlauf der Karriere und mit steigendem Zuwachs gelernt: eines Tages läßt er die Innenstadtwohnung hinter sich. Kaum hat er halbwegs sein Glück gemacht, siedelt er es im Grünen an, am Waldrand, in bester Wohnlage oder gleich auf dem Land. Dort im Eigenheim denkt er als Parteipolitiker über den sozialen Wohnungsbau nach, dort entwirft er als Architekt zwanzig Stockwerke auf einmal und läßt seine Nachbarn ins Märkische Viertel, in die Sonnenburg am Sachsenhäuser Berg ziehen. Ihm kann so leicht nichts mehr passieren. Sogar Krankheit kann er sich leisten. Ob es die Zähne sind oder jede Innerei einzeln, ob er sich eben mal optisch aufhellen läßt: was ihm auch fehlt, er kommt privat. Kein Blust ist auf die Allgemeine Ortskrankenkasse angewiesen. Er ist bei Privat, das heißt, höher und besser versichert, oft doppelt und dreifach fürs Leben und gegen Einbruch und Diebstahl, Feuer und Wasser; sein Altersgeld läßt sich mit keiner dynamischen, keiner sterblichen Rente vergleichen. Er steht gut da, und wenn er trotzdem fällt, dann fällt er weich. Er kann als mittelständischer Unternehmer pleite gehen, als wirklich leitender Angestellter im gegenseitigen Einvernehmen entlassen, als Parteipolitiker kaltgestellt, als Volksvertreter abgewählt, als Universitätslehrer vorzeitig in den Ruhestand versetzt, als Schriftsteller noch zu Lebzeiten vergessen werden: was immer ihm zustößt, weshalb auch seine Karriere plötzlich abbricht oder ins Anonyme verläuft, ein Auskommen ist ihm sicher. Er hat ein Konto in der Schweiz oder überschreibt auf die Ehefrau, ehe der Konkursverwalter anklopft, er handelt eine sechsstellige Abfindung

aus, gibt sich mit Straßburg zufrieden, berechnet seine Pension oder zehrt notfalls vom Kapital: immer hat er sich rechtzeitig bedient, und hoch versichert ist er sowieso. Vielleicht träumt er davon, sich noch einmal leutselig im Betrieb zu zeigen, vielleicht vermißt er die Sekretärin, die Sprechstundenhilfe, vielleicht wurmt es ihn, daß er nicht mehr Minister ist, kein Student etwas von ihm wissen will, keine Buchhandlung um eine Lesung bittet, aber er lebt, und er ist gut gepolstert.
Vielleicht steckt hier der Schlüssel, und er knirscht im Schloß. Vielleicht ist jede Vermutung über den Blust eine Vermutung zu viel. Die Selbstverständlichkeit, mit der er auftritt und den Überblick behält, ist ja nicht nur das Ergebnis von Kenntnissen, Erfahrung und Übung. Vielleicht erklärt erst der Besitzstand seine Überlegenheit. Vielleicht ist die begründete Aussicht auf dessen Erhalt und Mehrung und Dauer das Rückgrat, das den ausgewachsenen Blust steift. Vielleicht ist hier der Quell seines Gleichmuts und der Herzlichkeit, mit der er uns von oben herab die Hand reicht, des ganzen gefestigten Charakters, der jeden beschämen muß, der hinter einem Vorbild her ist.

neu bei trikont

Peter M. Michels RASTAFARI

Die Rastas auf Jamaica sind Teil einer religiösen Protestbewegung und der Black-Power-Bewegung. Sie kommen aus den untersten und unterdrücktesten Schichten der Gesellschaft, vor allem aus den Slums der Hauptstadt Kingston. In Europa und den USA ist man erst durch den Reggae auf sie aufmerksam geworden.
192 Seiten 12 Mark

Bärbel Kraus (Hrsg.) GESTOHLENE MÄRCHEN

Märchen aus aller Welt erzählen auf die vielfältigste Weise vom Stehlen. Aufmerksam lauscht man der Geschichte von Ali, dem Meisterdieb, vom Hasen, der das Feuer stahl, vom Räuber, der den Koran besser kannte als der Kadi, vom Bils, dem schlauen Dieb usw. Neben und zwischen den Märchen berichten Zeitungsartikel von den Kuriositäten in der Diebstahlszenerie.
152 Seiten mit vielen Illustrationen 15 Mark

Klausbernd Vollmar
WASSERBERG – Versuche in der BRD zu leben

Ein autobiographisch gefärbter Roman, der die Schwierigkeiten eines Studenten schildert, sich politisch einzumischen. Die Frage, ob es in der BRD möglich ist zu leben und mit welchem Kraftaufwand, wird in vielen Episoden aus dem Unileben, der Wohngemeinschaftsszene, an Männer- und Frauenproblemen gestellt.
144 Seiten 10 Mark

GERONIMO – Ein großer indianischer Krieger erzählt

Dieses Buch ist die Darstellung eines komplexen und wachen Geistes, das mit dem Klischee von Geronimo als kraftstrotzenden, fanatischen und blutrünstigen Kämpfer aufräumt. Er erzählt von den Ursprüngen und Bräuchen des Volkes der Apachen, seiner Familie, seinem Leben als Gefangener, den ungeschriebenen Gesetzen der Apachen, seiner Religion und schließlich von der Zukunftsvision für sein Volk.
156 Seiten mit Fototeil 10 Mark

Jacques Meunier DIE STRASSENKINDER VON BOGOTA

Man nennt sie "los gamines", die Straßenkinder. Sie sind zwischen fünf und fünfzehn Jahren. In kleinen Banden durchstreifen sie die Straßen von Bogota auf der Suche danach, einen Coup zu landen oder nach etwas Eßbarem. Sie betteln, rauchen, trinken, lachen. Für die einen sind sie "Hippies der Kindheit", für die anderen "kleine Stadtguerilleros". Sie sind mehrere Tausend, die auf diese Weise in den Tag hineinleben.
156 Seiten 14 Mark

Michael Genner SPARTAKUS Eine Gegengeschichte des Altertums nach den Legenden der Zigeuner.

Die Zigeuner sind ein uraltes Volk: das einzige in Europa, das noch heute in der Urgesellschaft lebt. Ihre Legenden haben die Erinnerung an die Freiheitskämpfe des Altertums bewahrt.
406 Seiten 25 Mark
Band II erscheint im Frühjahr 1980.

Toni Negri SABOTAGE

Eine Agitationsschrift, Handlungsanleitung, aber auch theoretische Analyse, die sowohl die kapitalistische Entwicklung hin zum technisch-politischen 'Atomstaat' als auch die konkreten Widerstandsformen des 'movimento' von 1977 umfaßt.
ca. 130 Seiten ca. 10 Mark

bitte kostenlos unseren Almanach anfordern!
Trikont Verlag, Kistlerstr. 1, 8000 München 90

Rotbuch

Die neuen Titel unserer neuen Reihe

aus der Reihe

Peter-Paul Zahl
Die Glücklichen

Schelmenroman

528 Seiten · DM 28

Ein Büchlein von einem halben Tausend Seiten. Wie eine Kreuzberger Familie ihr Glück macht. Über die antiautoritäre Revolte der 60er Jahre aus der Perspektive der Subkultur. Über Wohngemeinschaften und Sektierer. Ein Volksfest auf dem Mariannenplatz. Der Blues geht um, der Reggae und die beobachtende Fahndung. Unnennbare werden zu Verwandlungskünstlern. Ein Fernrohr mit historischer Optik. Im Fesselballon in die große weite Welt.
Ein Buch, in dem Cervantes und Joyce miteinander tanzen. Ein Buch zum Vorlesen und Weitererzählen in Kneipen, Kommunen, Klein- und Großfamilien, Gefängnissen und Straßenbahnen. Ein Buch, das wie die Bibel und die Blauen Bände in jeden Haushalt gehört. Kein »Knastroman«, sondern ein Schelmenroman, an dem Peter-Paul Zahl im Knast sechs Jahre lang gearbeitet hat.

Hersch Mendel
Erinnerungen eines jüdischen Revolutionärs

mit einem Vorwort von Isaac Deutscher

272 Seiten · DM 25

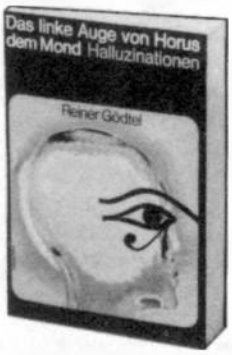
Hersch Mendels Generation hat eine Epoche der europäischen Geschichte erlebt in der revolutionäre Begeisterung und barbarische Reaktion dicht nebeneinander lagen. Am eigenen Leibe erfuhr er die Entwicklung der russischen Revolution bis zum Aufstieg Stalins, dem er sich als Anhänger Trotzkis erbittert widersetzte. Sein rebellischer Charakter erneuerte sich immer wieder aus seiner eigenen Erinnerung wie aus aktueller Erfahrung. Noch im »Aufstieg« zur führenden Figur einer kommunistischen Partei verpflichtete ihn seine soziale Herkunft zur Solidarität mit den Elenden und Unterdrückten, zum Kampf gegen Privilegien und machtpolitischer Verfügung über »die Massen«.

Das linke Auge von Horus dem Mond Halluzinationen

Reiner Gödtel

Reiner Gödtel ist in die Hölle des schizophrenen Mädchens Karin S. hinabgestiegen. Er macht die verschlüsselte Symbolsprache transparent und läßt uns die vielfältigsten geistigen und körperlichen Vergewaltigungen miterleben.

„Es gelingt Reiner Gödtel in seinen 159 Augenblicken Erlebnismöglichkeiten zu beschreiben, welche die allgemeine Vorstellungskraft weit überflügeln". Peter Geisler.



Leinen, 160 S.
19.80 DM
BLASCHKE
A 9143 St. Michael

In jeder Buchhandlung

„Hier ist der seltene Fall eingetreten, daß aus Wissenschaft Literatur wurde" Werner Hanfgarn, Südwestfunk

WO DIE NACHT DEN TAG UMARMT

Ein erotisches Lesebuch für Frauen mit Phantasien, Geschichten, Erlebtem, Geträumtem.

Ein Buch mit 22 Prosatexten und 29 Gedichten von 23 Frauen. Ein Buch für Vor-dem-Einschlafen, das Lust – nicht nur zum Lesen machen soll.

186 Seiten, Rosa-Metallic-Umschlag, DM 19,50.

VERLAG GUDULA LOREZ
Postfach 3423 · 1000 Berlin 30

Ellen von Friedeburg
Deutsche Karrieren

Regina, eine Vorkapitalistin

In ihrem Dorf im Badischen fürchteten sich ein paar Weiber und Kinder vor ihr; denn des Nachts ritt sie auf einem Besen zum Blocksberg. Regina scherte das wenig. Zierlich, drahtig, 1 Meter 52 klein, gebar sie sechs Kinder, fünf Söhne, eine Tochter, und begrub drei Ehemänner. Mit 91 Jahren starb sie hochgeehrt im Bett.

Tochter eines armen Pachtbauern, ehelichte Regina dreimal hintereinander Erben recht stattlicher Höfe mit Ackerland, Weinbergen und ausgedehnten Waldgebieten. Der erste Mann wurde Vater eines Sohnes und einer Tochter, dann, wie erschöpft, machte er sich still davon. Ein Knecht fand ihn, eine Wäscheleine um den Hals, an einem Balken in der Tenne hängend. Da war er schon kalt. Der zweite Mann wurde Vater von drei Söhnen, dann tat er es dem ersten gleich, als verlohne es sich nicht mal, auf eine andere Todesart zu sinnen als jene, mit deren Hilfe sich sein Vorgänger davongemacht hatte. Der dritte Mann hinterließ nur einen Sohn, als er sich bei einem Pirschgang, ob absichtlich oder versehentlich, wurde nie geklärt, mit der Jagdflinte exekutierte. Handfest und tatkräftig machte sich nun die Mittdreißigerin daran, ihren ausgedehnten Besitz zu verwalten und zu mehren.

Die Söhne schickte sie, einen nach dem anderen, in eine Lehre. Der Älteste, nachmaliger Erbe, absolvierte auf Wunsch der Mutter sogar deren zwei. Er lernte zunächst die Stellmacherei, dann das Bankfach. Weil er 70/71 den Kriegsdienst verweigerte und sozialistische Flugblätter verteilte, mußte er sich dem Zugriff des Staates durch die Flucht entziehen. Als er nach Jahren wiederkehrte, war er, dank des intensiven Anteils, den er als kleiner bis mittlerer Angestellter am Schweizer, später am oberitalienischen Bankwesen hatte nehmen dürfen, hinreichend informiert über die Gepflogenheiten des Geldverkehrs in der kapitalistischen Gesellschaft. Daraus wollte er hinfort seinen Nutzen ziehen. Bekümmert zahlte Regina ihrem Ältesten sein Erbe in Goldtalern aus. Der verließ die Mutter, die Höfe, die Flugblätter. Vom Sozialismus, dem Widerstand gegen die da oben blieb ihm allein sein Mißtrauen gegen jede Art von Obrigkeit. Als kapitalistischer Unternehmer noch weigerte er deshalb den Nazis die Gefolgschaft, sie zertrümmerten ihm Knie und Nasenbein.

Regina aber, nachdem der Erstgeborene, Erstgeliebte, in eine norddeutsche Stadt gezogen und dortselbst zum städtischen Geschäftsmann aufgestiegen war, alterte zusehends, teilte das ländliche Gut gerecht auf unter den Zurückgebliebenen, strickte für die Enkelkinder und kochte jedes Jahr Gelee, Preiselbeergelee, Brombeergelee, Himbeergelee, Johannisbeergelee, Stachelbeergelee, auch Mischgelee. Später im Jahr kelterte sie Apfelsaft, Apfelwein, und kurz vor Weihnachten, wenn die Schlachtungen überstanden waren, stopfte sie große Kisten voll mit stracken Würsten, Weinflaschen, Saftflaschen, Geleegläsern, fertig gerupftem und ausgenommenem Geflügel, die Leber extra haltbar verpackt, ausgesuchtem Obst, gestrickten Shawls und Handschuhen, auch Socken, dazu ein Dutzend selbstgenähter blütenweißer Hemden und für die jungen Damen Taschentücher, fein gesäumt und umhäkelt.
Auf dem winzigen Kopf einen strengen ländlichen Kapotthut, eine Silberbrosche über dem Kragen des stets dunklen Kleides, derbe Schuhe an den Füßen, in der Hand ein kleines abgeschabtes Lederköfferchen, das den wenigen schmucklosen Gegenständen ihres persönlichen Bedarfs großzügig Raum bot, reiste sie dann in die Stadt, das Fest bei ihrem Ältesten und seiner Familie zu verbringen. Die Kisten, voll des ländlichen Reichtums, verfehlten nie, dem Sohn die dörfliche Kindheit mit der Mutter, den Geschwistern in die wehmütigste Erinnerung zu bringen. Wenn der Weihnachtsbaum brannte, die beiden Töchter brav am Klavier unter einem bedrohlich schwarzbronzenen Beethovenkopf »Es ist ein Ros entsprungen« spielten, später den heitern Teil des Abends mit der »Petersburger Schlittenfahrt« einleiteten – recht ordentlich vorgetragen, wie sich das für Lyzeumsschülerinnen gehörte –, konnte es schon passieren, daß der Abschied von einst ihn reute. Die Alte aber, verschmitzt und ein wenig rachsüchtig vielleicht, unterhielt die Kinder laut und ungeniert mit allerhand derben Reimen in ihrem schönsten Dialekt. Ihr Lieblingsgedicht war dabei eines, welches an den jugendlichen Abscheu ihres Jungen gegen alles Militärische, vorzugsweise in Offiziersuniform, erinnerte:
»Soldate komme obe runner,
sin lauter Offisier,
der Hauptmann hat in de Hose geschisse,
Papier, Papier, Papier.«
Dieser nicht eben originelle Vers war ihm peinlich und ließ ihn gleichwohl grinsen, die Kinder kicherten lange noch, wenn die Alte abgefahren, das Gelee, die Würste aufgegessen waren.
Das Weihnachtsfest ward strenger, freudloser ohne sie; wenn der Sohn nun Jahr für Jahr an ihrem Todestag die weite Fahrt nicht scheute, zu ihrem Grab pilgerte, geschah das nicht nur, weil sie's am Ende war, der er sein Vermögen dankte. Regina.

Nachdem Stadtsanierung, Verwaltungsreform und Trassenführung große Mode geworden waren, kam er sich, obwohl kaum 65 und recht gesund, überflüssig vor, fremd in seiner Kleinstadt.
Von Beruf war er Schriftsetzer. Seine Partei hatte ihn vor langen Jahren zum Stadtverordneten aufgestellt. Selbst die ortsansässigen Großbauern arrangierten sich nicht ungern mit ihm, als er zum Bürgermeister gewählt wurde, zum ersten sozialdemokratischen Bürgermeister der Stadt. Sie überließen ihm beziehungsweise der Gemeinde großzügig einen Teil der Wiesen am Südhang des Heubergs. Dort ließ der Bürgermeister junge Kirschbäume setzen. Jedes Jahr im Frühsommer sollten die städtischen Armen und die Kinder kostenlos ernten. Ein Fest sollte es sein, ein Kirschfest, so wünschte sich das der Bürgermeister. Bis dahin bewachte ein Feldhüter die Bäume. Wurden ein paar halbwüchsige Gymnasiasten beim Klauen erwischt, mußten sie sich auf dem Bürgermeisteramt hinter der Altstädter Kirche beim Stadtvater persönlich melden. Der stand groß mit seinem mächtigen länglichen Bauch über ihnen und verdonnerte sie zur Landarbeit: Gras auf der Plantage mähen, morsches Holz einsammeln, den Bahndamm von Disteln befreien.
Mit einem Schlag verwandelte die neue Zeit das Bild der Kleinstadt. Eines Morgens drangen braun Uniformierte in die Dienstvilla des Bürgermeisters. Sie zerrten ihn im Schlafanzug auf die Straße, setzten ihn unter dem Gejohle der Anwohner rittlings auf einen Ochsen und drückten ihm den Ochsenschwanz als Zügel in die Hand. Wenige Jahre später erinnerten sich die Einwohner nur widerstrebend an das morgendliche Spektakel, die meisten waren sowieso dagegen gewesen. An jenem Tag aber trottete der Ochse, von den Uniformierten geleitet, gemächlich durch die Hohle Straße, überquerte den Marktplatz und verschnaufte dort eine Weile vor dem städtischen Knabengymnasium. Da lag, hing, fläzte sich die bessere Schuljugend auf den grauen, klobigen Fenstersimsen des wackeligen alten Gebäudes, das in den Gründerjahren als protziges Rathaus gewaltsam zwischen ein halbes Dutzend geduckter Fachwerkhäuser gezwängt worden war. Wer vorn nicht Platz fand, klemmte sich, auf Bänken und Tischen balancierend, dahinter. Die Fenster waren bis obenhin ausgefüllt von kreischendem Grinsen. Der Unterricht fiel aus. Die Lehrer, keine Nazis, die meisten nicht, sahen zu, schmunzelten wohl auch. Als die klassische Bildung solcherart ergänzt worden war, zerrten einige fröhliche Jungmannen das Rindvieh weiter durch die Töpfergasse zum Töpfermarkt. Dort erlaubten sie dem »roten Schwein« seinen Martersitz zu verlassen. Im zerrissenen, bespuckten Schlafanzug, barfuß, schritt der Bürgermeister langsam, gravitätisch, nach Hause.

Während der folgenden Jahre hauste er mit seiner Frau und den zwei Töchtern in einer mittelgroßen Dachkammer zur Untermiete. Die Frauen häkelten, strickten, wuschen den Leuten die Wäsche, besserten sie aus, sammelten Bucheckern, verlasen Rüben, bastelten Lampenschirme und bestickten Kissenbezüge. Der Bürgermeister wurde abgeholt, wieder entlassen, abgeholt, wieder entlassen, schließlich in ein Konzentrationslager gesperrt. Als er, nach zwei Jahren, wieder in seine Stadt zurückkehrte, war dort am Bahnhof zum Entsetzen der Bevölkerung eine Bombe gefallen, die Bauern verlangten und bekamen für jeden Liter Vollmilch eine Menge Geld, und die ersten Evakuierten aus der nahen Großstadt verstopften die Läden und zwangen die Kleinstädter, vor der Molkerei Schlange zu stehen. Dem ehemaligen Bürgermeister schlotterten die Hosen um den leer und faltig gewordenen Bauch. Er hatte die Eigenart angenommen, was übrigens die Leute peinlich berührte, bei jeder Art Chorgesang, in der Kirche etwa oder beim Sommerfest der Volksschule, wenn der Schulchor »Am Brunnen vor dem Tore« gefühlvoll intonierte, in Tränen auszubrechen. Sonst schien er unverändert, ungebrochen. Der Volkssturm, alte Männer, junge Burschen, hoben Gräben aus um die Stadt, errichteten Straßensperren auf den Zufahrtsstraßen, ihre Heimat gegen die anrollenden Panzer der Amerikaner zu verteidigen.

Über die Hintertreppe zur Dachstube des Bürgermeisters stolperten einige Honoratioren der Stadt und baten ihn, mit einer weißen Fahne dem Feind entgegenzuschreiten, Unterwerfung, friedlichen Bürgersinn zu signalisieren, das Schlimmste zu verhüten. Die Leute hängten Bettücher aus den Fenstern, und der alte und neue Bürgermeister marschierte, eine weiße Tischdecke an einem Besenstiel schwenkend, den Amerikanern entgegen. Die Stadt wurde geschont.

Irgendwann löste sich die Militärregierung auf, und im Frühsommer wanderten die Leute mit Spankörben zur Kirschernte. Der Bürgermeister zog, gleich vielen Stadtvätern, in den Landtag. In seiner Fraktion nannten sie ihn den großen Schweiger. Er meldete sich kaum zu Wort. Bei irgendeiner Kommunalwahl wählten die Leute einen frischen alerten Nachfolger, Volkswirtschaftler, der arbeitete mit dem jungen Landrat, einem Verwaltungsjuristen, glänzend zusammen. Vor der Stadt bauten sie ein neues Gymnasium, das alte am Marktplatz wurde restauriert und als Heimatmuseum genutzt. Als Kind hatte der Bürgermeister das Gebäude nie betreten, da zahlten die Bürger noch Schulgeld. Jetzt war er zu alt, auch quälte ihn die Erinnerung an die gnadenlosen jugendlichen Zuschauer eines fernen Morgens. Er redete nie davon, mied den Marktplatz, das Heimatmuseum. Die Geschichte der Stadt hatte er im Kopf. Die Kirschplantage wurde gegen einen angemessenen Preis an einen privaten Käufer losgeschlagen. Der Bürgermeister erhielt von Herrn Lübke das Große

Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Er nahm es dankbar an. Als er bald darauf starb, wunderten sich die Leute, daß er noch gelebt hatte.

Rote-Kreuz-Schwester

Tante Ida wird 1909 in einer mittelgroßen Stadt im Herzen Thüringens geboren, um dreißig Minuten früher und zwei Pfund schwerer als eine Zwillingsschwester, die sie ein halbes Jahr später im Schlaf erstickt. Tante Ida ist das jüngste von fünf Kindern, alles Mädchen, bis zwei Jahre darauf die hagere, verblühte und recht lieblose Mutter im Alter von 41 Jahren mit einem Sohn niederkommt, endlich. Der Vater, ein sanfter, nachgiebiger Mann, arbeitet in einer Dreherei und nebenher als Verwalter einer Rennbahn, um das Geld für die große Familie aufzubringen. Als er 1914 eingezogen wird, hat er den größten Teil einer Hypothek auf ihr enges Häuschen abbezahlt. Ida besucht wie die Schwestern die sogenannte Volksschule mit ausgezeichnetem Erfolg; aber an eine »höhere« Schule für die Mädchen ist nicht zu denken, alle sparen, wie man so zu sagen pflegt, sich das Brot vom Munde ab, um dem Stammhalter das Gymnasium zu ermöglichen. Der geht mit Obertertiareife zur Reichsbahn. Ida, sehr unternehmungslustig, immer ein wenig nachlässig gekleidet, wird Arzthelferin. Beliebt wegen ihrer Hilfsbereitschaft – Typ »sie würde noch ihr letztes Hemd hergeben« – und Munterkeit, muß sie vom Chef manchmal gemahnt werden, wenn sie ihren weißen Kittel am Rücken falsch geknöpft, die blonden krausen Haare ungekämmt, die Patienten hineinbittet. Ihre Stimme liegt tief, ihr Dialekt ist unüberhörbar. Sie kratzt jeden Groschen zusammen für ein Motorrad, eines Tages braust sie auf einer schweren Maschine in den Hof der befremdeten Verwandtschaft. Die Kinder finden sie wunderbar, ein Kumpel.
Tante Ida meldet sich als Freiwillige beim Roten Kreuz, absolviert mehrere Kurse, bewegt sich in der Hierarchie des Roten Kreuzes langsam und stetig nach oben, wird OP-Schwester in einem Krankenhaus, knöpft ihre Kittel noch immer falsch und kauft sich ein größeres Motorrad. Auf einmal, so Ende zwanzig, Ida ist schwerer geworden, die Stimme gelegentlich dröhnend, heiratet sie einen rundgesichtigen phlegmatischen Mann. Er ist Soldat. Sie reden nicht viel miteinander. Der neue Krieg trennt sie vollends. Der Soldat kommt nach Berlin, von dort nach Polen. Er fällt 1944 in Rußland, seinen kleinen Sohn hat er nie gesehen. Der sitzt, rundgesichtig, phlegmatisch, der Mutter fremd auf seinem Schemelchen gegenüber. Sie gibt ihn zu Pflegeeltern, arbeitet in einem Militärlazarett und lernt anzügliche Witze. Als nach 45 über Nacht die Amerikaner ihre Stadt verlassen

und die Russen einziehen, türmt Ida mit dem Kind, einigen alten Kitteln und ihrer Rote-Kreuz-Ausrüstung.
Wohlhabende Verwandte nehmen sie auf. Kostenlos und dankbar ersetzt Ida das Hausmädchen, schickt den Jungen in die Schule. Der näßt Betten und bleibt auch sitzen. Er wird gehänselt, und Ida findet Trost bei der Hausschneiderin, einer schlanken, überzarten Blondine, deren schmales weißes Gesicht einigermaßen kontrastiert zu Idas derben breiten Backenknochen, ihrer roten frischen Haut. Fräulein Menzel hat den Bräutigam im Krieg verloren. Sie bringt Idas Kleider in Ordnung, knöpft sie anständig zu, hilft dem Jungen bei den Schularbeiten. Die Leute in der kleinen Stadt fangen an, über die beiden Frauen zu klatschen. Es gibt keine Niederlassung des Roten Kreuzes, die Ida ein Betätigungsfeld eröffnen könnte. Die Haushaltsarbeit geht ihr schlecht von der Hand, langweilt sie auch. Ein ortsansässiger Haus- und Grundbesitzer, alt und geizig, wirbt um Ida. Die Verwandten verbannen Fräulein Menzel aus dem Haus und raten zur Ehe. So heiratet Ida zum zweiten Mal und zieht mit dem Jungen in die muffige Wohnung des ältlichen Bräutigams. Nach einem Jahr wird die Ehe geschieden, Ida erhält, mietfrei, eine kleine Wohnung, die gemütlich wird und angenehm, nachdem Fräulein Menzel eingezogen ist. Die Leute klatschen, auf Familienfesten wird Ida angepöbelt. Fräulein Menzel zieht weit weg, Ida findet einen Platz beim Roten Kreuz, besucht neue Lehrgänge stets mit Erfolg, wird Gemeindehelferin in einem kleinen Dorf nahe der Kreisstadt, renommiert gern und hebt ab und zu einen. Erfolgreich absolviert sie ihre Prüfung als Hebamme und steigt auf zur Gemeindeschwester und Geburtshelferin dreier Dörfer.
Der Sohn beendet seine Lehre und heiratet ein in eine Handwerksfamilie mit kleiner Landwirtschaft, die den Eigenbedarf deckt und zu Weihnachten ein paar zusätzliche Einnahmen bringt durch den Verkauf von Mastgänsen. Die Frauen der Familie sind handfest, praktisch und sparsam. Ida mit ihrem verdreckten Kleinwagen, der nachlässigen Kleidung und derben Redeweise ist ihnen fremd; daß sie öfter mit den Bauern im Gasthof als einzige Frau einen Schnaps trinkt, wohl auch mehrere, in wehmütiger Erinnerung an das Militärlazarett, ist der Familie peinlich.
Ida wohnt kostenlos in einem Häuschen, das die Gemeinden ihr zur Verfügung gestellt haben. Das Klo ist auf dem Hof, ein Bad gibt es nicht. Ida läßt, auf eigene Kosten, Bad, Toilette, eine kleine moderne Küche einbauen. Sie vergißt häufig den Papierkram. Rechnungen werden nicht geschrieben und nicht bezahlt. Nach zwei Jahren kündigen die Gemeinden den Vertrag. Ida verliert Job und Wohnung. Das Rote Kreuz vermittelt eine Stelle in Hephata, Ida betreut gemeinsam mit Kriegsdienstverweigerern verhaltensgestörte Kinder. Ein kurzer Erholungsbesuch bei den wohlhabenden Verwandten endet mit einem Eklat, als einige Alkoholflaschen,

Schnaps, Likör, unauffindbar bleiben. Ida kehrt zurück nach Hephata, läßt sich zu einer Entziehungskur überreden und landet anschließend, vorerst geheilt, als Betreuerin in der geschlossenen Abteilung für gestörte ältere Männer. Sie reinigt Betten, Bettpfannen, die Patienten.
Einen immer schärfer werdenden Schmerz im Bauch betäubt sie zu lange mit Tabletten. Ida kennt sich aus. Im Krankenhaus nähen die Ärzte die Bauchhöhle, kaum geöffnet, wieder zu und geben Morphium. Die wohlhabenden Verwandten zahlen noch dreieinhalb Wochen Betreuung erster Klasse, dann stirbt Ida, schon seit Tagen bewußtlos, an Krebs. Verwandte, ehemalige Patienten und Rote-Kreuz-Vertreter treffen sich nach einer ländlichen Beerdigung bei Kaffee und Kuchen. Der Sohn erbt in einer Kassette mehrere Rote-Kreuz-Diplome, das Schwestern-Kreuz und einen Orden, den die Oberin zur Beerdigung dem Kranz beigelegt hat.

Gelernter Offizier

Als er und drei ältere Schwestern noch Kinder waren, gehörte die halbe Stadt den Eltern. Jedenfalls behaupteten das die Ortsansässigen noch viele Jahre danach, wenn sie vor einem Haus verharrten und wehmütig und stolz zugleich dem Zugereisten erklärten, auch dieses schöne Anwesen sei einmal im Besitz der Familie H. gewesen; aber die Inflation, die unsicheren Zeiten, alles habe sich eben geändert. Immerhin lebte die Familie noch recht komfortabel mit einigen Dienstboten in einer geräumigen, jedoch schon mit Hypotheken belasteten Villa. Die Töchter absolvierten allesamt das Lyzeum und heirateten in wohlhabende Verhältnisse. Der Sohn stieg früh den Mädchen nach und tat sich schwer in der Schule. Ehe das Abitur an mangelhaften Noten in allzu vielen Fächern scheiterte, löste der Krieg das Problem. Mit dem Notabitur in der Tasche meldete sich der junge Mann als Freiwilliger. Als freiwilliger Offiziersanwärter selbstverständlich. Die Uniform stand ihm wunderbar. Als ein frisches Mädchen aus armem aber altem Adel von ihm ein Kind erwartete, gab es eine wirklich gelungene Hochzeit. Allein schon die gedruckten Anzeiten auf altem Bütten mit den wohlklingenden Namen der Braut und ihrer Verwandten ließen den Leuten einen wohligen Schauer den Rücken runterrieseln. Es war einfach zu schön. Der junge Offizier schrieb schwungvolle Briefe aus Paris. Er schickte Butter, Parfüm und zwei Pelzmäntel, einen für seine Frau, einen für die geliebte Mutter. Ein böses Geschick, kleinliche Vorgesetzte womöglich, verbannten ihn nach Rußland, direkt an die Front. Lange hörte man nichts von ihm; aber er hatte wieder Glück. Während Tausende von Rußlandsoldaten fielen oder in Gefangenschaft gerieten und erst Jahrzehnte später wieder auftauchten, manche auch nie, gelang es ihm irgendwie durchzuschlüpfen, und

kurz nach Kriegsende war er wieder ganz da. Nun Major a. D., in einem herrlichen Kammgarnanzug, Vorkriegsware, vielleicht ein bißchen zu weit um die Hüften und zu eng an den Schultern, hockte er bei den Freunden von einst im Salon auf dem Tisch, baumelte mit den Beinen und unterhielt die Herrschaften gewandt mit Kriegserlebnissen. Die Russen, renommierte er mit Schalk im Auge, müßten mir eigentlich dankbar sein, ich habe sie, gewissermaßen rassebewußt, aufgeforstet. Da müssen heute Dutzende von Kindern von mir rumlaufen. Den russischen Frauen und Mädchen macht das nichts aus. Mein Gott, die Leute sind halbe Tiere. Sowas von Primitivität. Kaum vorstellbar. Die sollen froh sein, daß wir ihre dreckigen alten Häuser abgebrannt haben. In die neuen bauen sie hoffentlich anständige Toiletten.

Zu dieser Zeit brachte er sich und die Seinen redlich durch mit Holzarbeiten. Fast jeden Tag drechselte, hobelte und schmirgelte er im Hobbykeller seines Vaters durchaus gelungene Holzteller, Kerzenhalter, Zierkästen jeder Größe, kleine Butterfäßchen für die Bauern. Neben allerhand begehrten Naturalien wie Butter, Milch, Schinken, Kartoffeln und Mehl brachte ihm ein dankbarer Kunde eines Tages ein junges Füchslein, das die Mutter verloren hatte. Nun schlenderte er, einen Rotfuchs an der Leine, durch die Straßen. Die Passanten waren gerührt. Das Wild wurde groß und fing an zu kratzen, zu beißen, zu Hause die verbliebenen kostbaren Teppiche zu zerreißen. Es kostete ihn seelische Überwindung, sich von dem Tier zu trennen. Als es schließlich vollbracht war, betrank er sich sinnlos und schmiß einen gehörigen Teil seiner Holzarbeiten aus dem Fenster. Holz stank ihm nun. Er begrüßte die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik, und weil in der Demokratie alles so lange dauert, weil jeder Dummkopf seinen Senf dazu geben kann, begrüßte er vor allem den Bundesgrenzschutz, denn der war schneller auf den Beinen als die neue Wehrmacht, die erst die ganzen Debatten, Abstimmungen und den Kram abwarten mußte. »Die Bundesrepublik Deutschland befindet sich militärisch gesehen in einer strategisch exponierten Lage, die braucht Soldaten. Die Menschen sind noch ein bißchen verschreckt vom letzten Krieg. Das ist menschlich ja durchaus verständlich; aber mit der Zeit, wenn die anständig zahlen, Ausbildungslehrgänge anbieten und dergleichen, ihr sollt sehen, da gehen die jungen Menschen wieder hin. Die werden begreifen, daß das die Chance ist, fliegen zu lernen zum Beispiel oder billig zu reisen nach Amerika, England, Frankreich.« Er sicherte vorerst die Grenze des Abendlandes gegen die Primitiven im Osten und ihre Statthalter mit dem lächerlichen Dialekt und wurde, weil er nie NS-Parteimitglied war, auch dank seiner umfassenden praktischen militärischen Erfahrung, bald General beim Bundesgrenzschutz.

Zwischendurch versuchte er es sogar mit der Politik. Charme, Beredsam-

keit, gute Manieren und eine gewisse bürgerliche Großzügigkeit ließen ihn in der Ära Mende immerhin zum Landtagsabgeordneten avancieren. Jedoch »was in diesem Parlament für Leute rumlaufen, schon der Anblick ihrer Schlipse verursacht einem Übelkeit«. Da gab er's auf und konzentrierte sich wieder ganz aufs Militärische.
Die Bundesrepublik Deutschland befindet sich tatsächlich, militärisch gesehen, in einer außerordentlich exponierten Lage.

Politikerehefrau

Sie ist jetzt 60 Jahre alt, unansehnlich, farblos. Seit 15 Jahren geschieden, wohnt sie allein in einer mittelgroßen Mietwohnung voller Plüschmöbel in ruhiger Wohnlage eines ehemals eleganten Kurortes. Nicht weit von ihr repräsentiert der geschiedene Mann mit seiner zweiten Frau und zwei niedlichen kleinen Kindern Amt und Würde in einer Dienstvilla. Die vormaligen Eheleute sehen sich nie. Der erwachsene Sohn aus erster Ehe besucht die Mutter zuweilen; lustlos, pflichtbewußt, entsetzlich gelangweilt versucht er ein Gespräch in Gang zu setzen mit der stummen Frau, die ihm Kaffee und Streußelkuchen andient. Auf der Volksschule, als junges Ding, war sie ganz munter gewesen. Am Anfang der Ehe nahm sie hin und wieder im Ortsverein sogar das Wort. Als dann der Junge kam, blieb sie zufrieden zu Hause, versorgte das Kind, den Mann, wenn er da war. Die Idee, einen Beruf zu lernen, ist ihr nie gekommen. Dafür war der Haushalt immer tip-top. Die politischen Vorlesungen des Mannes, seine beredten Freundinnen, laute, lange Nachtsitzungen mit Genossen aus der Fraktion ermüdeten sie, die Empfänge später mit wildfremden Leuten schüchterten sie ein. Sie stand rum und tat, als schmeckten ihr Cocktails.
Jetzt ist sie ganz zufrieden. Sie geht selten aus. Meist beschäftigt sie sich mit Puzzles, Gebirgslandschaften in der Abendsonne und dergleichen. Die Wohnung ist voll davon. »Heute habe ich den ganzen Tag drangesessen, um diese Ecke rauszufinden« – sie zeigt auf eine Felsklippe, schön bunt mit Enzian und Alpenrosen bewachsen –, »natürlich ist im Haushalt alles liegengeblieben«.

Die wohlhabende Hausfrau

Einmal waren nicht wenige Verehrer scharf auf die zarte, ein wenig bläßliche Hauptschulabsolventin. Sie brach eine Schneiderlehre ab und nach einem halben Jahr die Ausbildung auf der Handelsschule. Alles schien ihr so mühsam, so furchtbar anstrengend. Selbst reden bereitete ihr Schwierig-

keiten. Man glaubte, sie sei schüchtern; aber sie langweilte sich bloß, blätterte lustlos in Illustrierten oder betrachtete sich im Spiegel bei einer Beleuchtung, die mit den Jahren immer mehr das Tageslicht ausschloß. Manchmal, wenn irgendeine Arbeit oder irgendein Nachdenken unumgänglich schienen, drohend der Anspruch einer Sache, eines Menschen an ihr Interesse, ihre Aufmerksamkeit oder gar Anteilnahme sich vor ihr aufbaute, brach sie in Tränen aus, und jedermann beeilte sich gerührt, das sensible Kind vor Kalamitäten zu bewahren. So lernte sie also früh, beizeiten zu weinen und sich durchzusetzen, und fand auch geschickt einen wohlhabenden jungen Mann, der sie gern beschützen wollte und sehr gefördert wurde von ihren Eltern, kleinen Beamten mit einigem gesellschaftlichen Dünkel, vor allem der Mutter. Als die Ehe, der Beginn allen Glücks, dieses Endlich-ausgesorgt-und-sich-versorgt-Haben, auf sich warten ließ, weil der junge Mann seine Ausbildung noch nicht abgeschlossen hatte, halfen viel Tränen, einige Schlaftabletten und schließlich eine echte Schwangerschaft nach diversen bloß vermuteten der Hochzeit auf die Beine, und das Märchen konnte seinen Anfang nehmen.

Wie sie als Braut stolz war auf ihre Moral, nur mit einem Mann, nämlich dem Bräutigam, je geschlafen zu haben, blieb sie auch als Ehefrau ihm treu, ihm allein, ein ganzes Leben lang, und konnte mitleidlos verdammen, wer sich verleiten ließ, sein Glück auf weniger sittliche Weise zu suchen. In diesem Sinne wirkte sie auf ihre beiden Söhne ein, deren Neigung zum anderen Geschlecht, zur frühen Ehe, dem eigenen Nestbau erfolgreicher, auch hartnäckiger war als beruflicher, gar akademischer Ehrgeiz, der mit Doktorwürden für Mutti gekrönt worden wäre. Mutti ließ durch immer wechselnde Putzfrauen erbarmungslos das Haus säubern und wurde im Lauf der Jahre, während der Ehemann sich als Manager abrackerte, belohnt für ihre Mühe mit einem angemessenen Anteil am Wohlstand der Familie. Mit 50 war sie mehrfache Hausbesitzerin, Schmuckbesitzerin, Nerzträgerin, auch Autobesitzerin übrigens. Mehrere aufwendige Reisen in alle Welt hatte sie absolviert und vermochte beredt ein Bild der Leiden zu vermitteln, die ihr unter allerhand unbekömmlichen Klimata zugesetzt hatten und, das versteht sich von selbst, tapfer ertragen worden waren: »Sie kennen mich ja, ich bin die Letzte, die klagen würde.«

Tiefe Empörung läßt die Stimme schrill werden, wenn die Erinnerung an das ordinäre erotische Gebaren der einen oder anderen Geschlechtsgenossin, auf Schiffsreisen etwa, sie übermannt, und das früh gealterte Gesicht spitzig einschrumpft zur drohenden Grimasse, die unversehens Angst einflößt. Sie scheint nicht mehr schüchtern. Ihr Alter ist, sie weist ausdrücklich darauf hin, finanziell gesichert. Nur die gescheiterten Examen der beiden Söhne ärgern und erbittern sie, »nachdem ich mich für sie aufgeopfert habe; wenn ich nochmal jung wäre, würde ich was lernen«.

Berufspolitiker

Es dauerte Monate, ehe er sichs abgewöhnte, den Arm nach hinten auszustrecken, die Hand geöffnet, der Aktentasche entgegen, die der Referent, zirka zwei Schritte links hinter ihm, stets bereithielt. Wie eine Mutter, die sich nicht damit abfinden kann, daß kein kleines Kind ihres leitenden Armes, ihrer schützenden Hand mehr bedarf, so fummelte er sinnlos herum, bevor er den Arm zurückzog und danach betont lässig die Hand in die Hosentasche schob. Er war zu Langeweile nicht erzogen.
Er kam aus einem sogenannten guten Stall. Nicht nur die herkömmliche gute Kinderstube, Bildung, Ausbildung, sprich Studium ward ihm zuteil, sondern sogar im Widerstand erprobte demokratische Tradition verknüpfte sich mit seinem Namen. Wohlhabend, wenn nicht reich, blieb er seinen Parteifreunden fremd. Auch sein Ideenreichtum nervte sie. Als er ging, weinten ihm wenige eine Träne nach. Die Kinder waren im Internat, die Frau hatte angefangen zu studieren. Warum sollte sie das Studium unterbrechen, nur weil er nicht mehr im Amt war? Er konnte schreiben, Klavier spielen, lesen. Er hockte rum. Er vermißte den Betrieb, den ganzen Tag, die halbe Nacht: Termine, Sitzungen, Journalisten, Fernsehkameras, die Bundeswehrhubschrauber, die Leute, die ihn brachten, und die, die ihn erwarteten, Delegationen, Freunde, das Drum und Dran eben.
Als er das so erzählte, ging's ihm schon besser. Er fing wieder von vorn an. Von ganz unten. Fast ganz unten. Niemand hätte ihm das zugetraut. Er rackerte regelrecht für einen Wahlkampf, zog den widerstrebenden Parteiapparat hinter sich her, hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge, polemisierte kaum, wenn überhaupt. Irgendwie schaffte er es. Die Leute schienen ihn zu mögen.
Nun ist er gerade 50 und zum dritten Mal Minister. Er gibt offen zu, daß der Gedanke ihn mit Schrecken erfüllt, Mitte 50 womöglich wieder arbeitslos zu werden und dann endgültig. Zu viele Ideen, zu empfindlich, zu wenig Ellenbogen. Daß er nicht zum Kanzler taugt, weiß er selbst. Was macht er dann?

Vollblutpolitiker

Inmitten einer politischen Stehparty im Süden der Bundesrepublik genießt er die Andacht von zwei Dutzend Zuhörern. Mit lauter, deutlicher Stimme, damit die hinteren Reihen auch alles mitkriegen, plaudert er leicht über seinen politischen Job in der Stadt. Sein unverkennbares Badenser Deutsch macht nicht staunen, obwohl er doch aus Niedersachsen kommt, wo er aufgewachsen ist, mit anständigem Erfolg Jura studiert und sich die ersten

Sporen in der Partei verdient hat. Er ist beweglich, anpassungsfähig, vielseitig verwendbar. Die Partei weist ihm eine Aufgabe zu, er macht sie. Noch nicht ein halbes Jahr im Lande, und er fühlt sich zu Haus. Unter den Politikern gehört er zu jenem Typ, der ungeachtet aller Anspannung mit der Zeit Fett ansetzt, manche magern ja auch ab. Nicht so er. Die Hände in den Hosentaschen, den Bauch vorgestreckt, wippt er munter auf seinen Füßen: erst die Fußspitzen nach oben, rollte er sich langsam nach vorn, Absätze in die Luft und wieder zurück, gleichmäßig, genüßlich. Er stellt klar, beschwichtigt, erklärt, belehrt und witzelt so ein bißchen. Er ist, zweifellos, ein anständiger Politiker. Außerdem Intellektueller: kein so furchtbar sensibler Intellektueller, aber einer, der recht kritisch beobachtet, zuweilen sogar sich selbst. Die ortsansässigen Berufsintellektuellen jedenfalls, noch befangen in wehleidiger Erinnerung an seinen Vorgänger, einen Funktionär, einen Bonzen, sind geneigt, sich überaus zufrieden mit ihm zu zeigen und ihn sogar zuweilen zu loben.

Am späten Abend hockt eine müde kleine Runde um ihn herum, der er, obzwar inzwischen in Hemdsärmeln, doch unverbraucht, eine Zukunftsperspektive seiner Karriere aufreißt, die seine Heimat Niedersachsen großzügig von oben umfaßt, stimmig bis in die spitzig feinen Töne eines gestochenen Hannoveraner Hochdeutsch beschreibt er seine Zukunft als Ministerpräsident. Unverkennbar ein Niedersachse, ausnahmsweise an diesem Abend, gewiß wieder in einigen Jahren. Falls die Partei ihn nicht nach Bonn schickt.

Alan Gartner, Frank Riessman Der aktive Konsument in der Dienstleistungsgesellschaft

Zur politischen Ökonomie des tertiären Sektors. Mit einem Nachwort von Bernhard Badura. Übersetzt von Christa Kickbusch und Gudrun Lachenmann. DM 34,-

In Gartners und Riessmans Analysen werden die seit Mitte der sechziger Jahre verstärkt sichtbar gewordenen Veränderungen im sozialen und kulturellen Bereich – Schwächung traditioneller Institutionen wie Familie und Kirche; Auftreten neuer ›Vorhutgruppen‹: die weltweite Studentenbewegung, die neue Frauenbewegung, Umweltschutz- und Verbraucherbewegungen, Bürgerinitiativen; Entstehung bestimmter Wertsyndrome wie persönliche Befreiung, Selbstbestimmung, antiautoritäre Einstellung – zum erstenmal in einen konkreten Zusammenhang mit ökonomischen Entwicklungen gebracht.

In allen Buchhandlungen

Suhrkamp

Ein Autor von ganz eigenem Temperament.

1.–5. Tausend, 320 Seiten, DM 36,-
ISBN 3-8135-2543-0

Mehr als ein Jahrhundert deutscher Literaturdiskussion wird in diesem Band transparent. Die zwischen deutschen Schriftstellern, essayistischen und politisch denkenden, leidenschaftlich geführten Debatten kreisen um das Problem, ob Literatur über das bloße Abbild der Wirklichkeit hinaus eine eigene Wahrheit zu entwickeln vermag.

Albrecht Knaus Verlag

Hamburg

Knaus

Statt Tendenzwende: Denken und Laune

H. Gerstenberger / W. Gottschalch / U. K. Preuß u. a. *Über den Mangel an politischer Kultur in Deutschland*

Gespräch unter neun Autoren: Was bedeutet unser Mangel an Zivilcourage und wo kommt er her?
Politik 83. 120 Seiten. DM 8.50 (Abo 7.50)

Tommaso Di Ciaula *Der Fabrikaffe und die Bäume*

Wut, Erinnerungen und Träume eines apulischen Bauern, der unter die Arbeiter fiel.
WAT 51. 160 Seiten. DM 9.50

Robert Linhart *Eingespannt*

Erzählung aus dem Innern des Motors. Politik 84. 132 Seiten. DM 9.50

Horst Karasek *Belagerungszustand!*

Reformisten und Radikale unter dem Sozialistengesetz 1878–1890. WAT 50. 160 Seiten. DM 8.50

Peter Brückner *Versuch, uns und anderen die Bundesrepublik zu erklären*

Gemeinschaft ohne Utopie. Warum wir (immer noch) keine Republikaner sind.
Politik 81. 180 Seiten. DM 9.50 (Abo 8.50)

Stephan Hermlin *Abendlicht*

Einer der großen Schriftsteller der DDR erinnert sich an die Jahre um 1930 in Deutschland.
Quartheft 101. 128 Seiten. DM 12.80

Tintenfisch 15

Thema: Deutschland. Das Kind mit den zwei Köpfen. Herausgegeben von Hans Christoph Buch.
Quartheft 97. 144 Seiten. DM 9.80

Pier Paolo Pasolini *Freibeuterschriften*

Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft.
Quartheft 96. 144 Seiten. DM 14.80

Guido Viale *Die Träume liegen wieder auf der Straße*

Offene Fragen der deutschen und italienischen Linken nach 1968. Mit einem Beitrag von Thomas Schmid: Über die Linke und ihren Anteil am technokratischen Prozeß.
Politik 87. 216 Seiten. DM 14.50 (Abo 13.50)

Werner Kofler *Ida H.*

Eine Krankengeschichte. Über die Anstalten in uns. Quartheft 93. 160 Seiten. DM 14.80

Wagenbach

Helga Grubitzsch / Erhard Lucas / Sibylle Quack
Tödliche Wünsche
Emanzipationsbewegung und Selbstmord

Dem Andenken an Hans Kaiser, Oldenburg, † 9. 5. 1979

». . . vielleicht wird eine Zeit kommen, die auch die Opfer zählt und wertet, die nicht nur ihr Leben gaben für die Sache des Proletariats, sondern es nicht mehr für lebenswert hielten, wo sie nicht mehr sehen, wie ihr fürderhin zu dienen.«
Paul Levi: Nachruf auf Heinrich Teuber (1927)

I

Am 3. August 1833 tötete sich in Paris *Claire Démar* durch einen Pistolenschuß. Sie ging gemeinsam mit einem Freund, *Perret Desessart,* aus dem Leben. Beide gehörten einer der kühnsten Gruppen an, die es in der Geschichte der neueren Emanzipationsbewegungen gegeben hat: der saint-simonistischen Familie.

Über Claire Démar können wir einiges aus ihrer Korrespondenz und aus zwei Veröffentlichungen erfahren.[1] Bevor sie sich zum Saint-Simonismus bekannte, war sie mit einem wohlhabenden Mann verheiratet; sie verließ ihn und tauschte die gesicherte Stellung der Ehefrau gegen Armut und gesellschaftliche Ächtung ein. In ihrer Schrift *Ma loi d'avenir* (»Mein Zukunftsgesetz«), die nach ihrem Tode veröffentlicht wurde, erklärte sie, das sexuell unerfahrene Mädchen erlebe in der Hochzeitsnacht nichts als die Brutalität des Mannes; das Resultat sei eine nicht mehr aufhebbare Gefühlskälte und das Erlebnis der Ehe als Prostitution.[2] Den Saint-Simonisten, deren Theorien auf die Befreiung der Frau gerichtet waren und ihre gesellschaftliche und sexuelle Unterdrückung anprangerten, schloß sich Claire als etwa Dreißigjährige an.

Die Anhänger und Anhängerinnen des Frühsozialisten Claude Henri de Saint-Simon (1760-1825) entwickelten nach dessen Tod eine Theorie der zukünftigen Gesellschaft, die im wesentlichen durch drei Postulate gekennzeichnet war: 1. Abschaffung aller Privilegien und jeder Form von Versklavung und Ausbeutung, einschließlich derjenigen der Frau durch den Mann; 2. hierarchische Gliederung der Gesellschaft nach den natürlichen Fähigkeiten und dem gesellschaftlichen Nutzen jedes Einzelnen; 3. Wahrnehmung aller gesellschaftlichen Funktionen durch Mann *und* Frau in der Rolle des »sozialen Individuums«, wobei der Mann das rationale, die Frau das emotionale Element verkörpern sollte.[3]

Die Frauenfrage gewann in der saint-simonistischen Theorie noch eine besondere Bedeutung durch die starke Betonung des Gefühls als Motor der sozialen Bewegung. »Ein wissenschaftlicher Beweis«, so wird 1829 in der

Gruppe formuliert, »enthält in sich noch keinen notwendigen Grund zu handeln«, vielmehr sei dieser erst durch das Gefühl gegeben, d. h. eine »ausgeprägte Sympathie für das entdeckte Ziel«.[4] Die »capacité sympathique«, die Liebesfähigkeit, sei das entscheidende Moment, das die Welt zusammenhält; ohne sie strebe alles auseinander oder bleibe vereinzelt.
Aber diese Vorstellungen verharrten nicht nur in der Theorie: Die saint-simonistische »Familie« versuchte, die Theorie auch zu leben. Sie verstand sich als Modell für die zukünftige Gesellschaft und organisierte ihr Leben dementsprechend. Jeder wurde nach seinen Fähigkeiten »klassifiziert« und verschiedenen Graden der Gruppenhierarchie zugeordnet. Frauen waren dabei in allen Graden vertreten, nur nicht an der Spitze der Hierarchie; hier standen zunächst zwei Männer, Enfantin und Bazard, als »Väter« der Familie; nach dem Weggang Bazards blieb Enfantin alleiniger »Père«.
Warum keine Frau an der Spitze der Hierarchie? Weil *die* Frau erst noch gefunden werden mußte, die sich aus der Versklavung der bestehenden Gesellschaft befreit hatte und würdig war, neben den »Vater« als »Mutter« und Priesterin zu treten. So formulierte Enfantin einen »Appel à la femme«, einen Ruf nach der idealen Frau, die alle Fähigkeiten und Qualitäten einer befreiten Frau habe und höchste Liebesfähigkeit besitze.
In der Gruppe herrschte eine emotionale Atmosphäre. Häufig kam es zu lebhaften Gefühlsausbrüchen, Umarmungen und Tränen. In der Rue Monsigny, wo Enfantin mit anderen ein Haus gemietet hatte, traf sich die Familie dreimal in der Woche zum Austausch von Informationen und Liebesbezeugungen, symbolischen Handlungen und gemeinsamen Essen. Sie verstanden dies als Anfang eines kollektiven Lebens und als religiöse Übung für die noch nicht Bekehrten.[5]
Welche Erfahrungen machte Claire Démar in der saint-simonistischen Bewegung? Ihre Hoffnung auf emotionale und praktische Unterstützung stieß von Anfang an auf Schwierigkeiten. Einmal gab es die starke Fixierung der Gruppe auf Enfantin, der Lob und Tadel verteilte, Beziehungen herstellte, verworrene Situationen klärte, Streitigkeiten schlichtete, tröstete und liebte. Claire litt unter den Rivalitäten zwischen den Frauen, konnte aber ihrerseits Eifersucht nicht verbergen, wenn andere Frauen zu Enfantin vorgelassen wurden, sie selber dagegen nicht.[6] In einem Brief an Charles Lambert, der sich im Frühjahr 1832 zusammen mit Enfantin und vierzig saint-simonistischen Männern (»Apostel«) auf einen Landsitz in der Nähe von Paris (nach Ménilmontant) zurückgezogen hatte, bezeichnete sie sich als »schwach und isoliert«[7]. Zum anderen aber gab es Konflikte mit der Gruppe, die aus ihren radikalen Theorien resultierten.
Aus den Erfahrungen ihrer Ehe zog sie die Konsequenz, daß alle vor dem Eingehen einer festen Beziehung sexuelle Erfahrungen machen müßten. In diesem Sinne teilte sie die Theorien Enfantins über die »Neue Moral«

(1831), nach welcher es zwischen Mann und Frau künftig drei legitime Formen von Liebesbeziehungen geben sollte: die lebenslange Bindung, den Wechsel von Partnerschaften und die dauerhafte, aber nicht exklusive Beziehung – ging aber in manchem noch darüber hinaus. Anders als Enfantin hielt sie z. B. lebenslange Beziehungen für illusionär und verlogen und auf einem Besitzdenken beruhend, dessen Ausdruck die Eifersucht sei. Voraussetzung für die Abschaffung dieses Besitzdenkens, das die Unterdrückung der Frau zementiere, sei die Abschaffung des Privateigentums. Die Saint-Simonisten dagegen beschränkten sich mit ihren Forderungen lediglich auf die Abschaffung des *Erbes*. Lange vor Engels und radikaler als er formulierte sie, daß die volle Befreiung der Frau nur möglich sei, wenn es weder Eigentum noch Erbfolge, weder Vaterschaft noch Mutterschaft gebe:

»Keine Mutterschaft mehr heißt:
Die Frau wird vom Mann weder Nahrung noch Lohn erhalten, der Mann wird keinen Preis mehr für ihren Körper bezahlen. Vom Joch der Vormundschaft und des männlichen Schutzes befreit wird sie ihre Existenz, ihre gesellschaftliche Position nur aufgrund ihrer Fähigkeit und ihrer Werke erhalten. Deshalb muß die Frau ein Werk schaffen, einen Beruf ausüben. Und wie könnte sie dies, wenn sie immer dazu verdammt ist, einen großen Teil ihres Lebens auf die Pflege und Erziehung eines oder mehrerer Kinder zu verwenden? Entweder wird der Beruf vernachlässigt und schlecht ausgefüllt oder das Kind schlecht erzogen und ohne die Sorgfalt, die es wegen seiner Schwäche und seines langen Wachstums braucht.
Ihr wollt die Frau befreien! Also gut, dann tragt das Neugeborene aus den Armen der leiblichen Mutter in die Arme der sozialen Mutter, der dazu bestellten und geeigneten Amme von Beruf; und das Kind wird besser erzogen werden; denn es wird von jemand erzogen, der die Fähigkeit hat, Kinder zu verstehen, sich entwickeln zu lassen und aufzuziehen. Jede Frau wird sich dann entsprechend ihrer Fähigkeit einstufen können und entsprechend ihren Werken belohnt werden. Dann erst werden Mann, Frau und Kind vom Gesetz des Blutes und der Ausbeutung der Menschheit durch die Menschheit befreit sein!«[8]

Gedanken von dieser Radikalität finden sich bei keiner anderen Feministin des frühen 19. Jahrhunderts. Bei den saint-simonistischen Männern mußte Claire Démar mit ihrer Leugnung der naturgegebenen Eignung der Frau zu Mutterschaft, Liebe und Erziehung auf völliges Unverständnis stoßen. Aber auch von den Frauen der Gruppe hob sie sich ab. Nicht nur, daß diese wie die Männer von der Mutterschaft die besonderen emotionalen Fähigkeiten der Frau ableiteten[9], auch Claires Befürwortung der »freien Liebe« schuf einen Abstand.
Ein weiterer Differenzpunkt war die pazifistische Haltung der Gruppe. An den im Gefängnis sitzenden Enfantin schrieb Claire:

». . . Ich bin noch immer die Frau der Barrikaden . . . Ihr seid der Typ der Geduld; ich bin der der Ungeduld . . . Ich bin noch nicht genügend religiös, um denen Glück zu wünschen, die Euch und dem Volk durch das Recht des Stärkeren Leid zufügen.«[10]

Die politische Entwicklung geht Claire nicht schnell genug. Sie klagt oft darüber, daß die Veränderung der Gesellschaft so langsam voranschreitet.[11] Hatte sie zum Jahreswechsel 1832/33 noch die Hoffnung, daß der Saint-Si-

monismus in einem Jahr gesiegt haben werde[12], muß sie bei ihrer eigenen politischen Arbeit, der »Bekehrung« von Republikanern, erkennen, wie langsam nur Resultate zu erzielen sind.
Enfantin verhält sich gegenüber Claire zurückhaltend bis ablehnend. Er versteht sie nicht, macht aber auch keine Anstrengungen, sie zu verstehen, obwohl er sieht, daß sie leidet. Im Gegenteil. Er verweigert Claire jegliche Antwort auf ihre Briefe und beauftragt Alexis Petit, der als Kontaktmann zwischen dem Gefängnis und der Außenwelt fungierte, statt seiner zu antworten. Diese Haltung verletzt Claire.[13] Die Abwehr Enfantins widerspricht allem, was er in der Theorie predigt und mit manchen Menschen auch zu leben versucht. Als Claire ihn einmal bittet, mit einem Republikaner, den sie sehr schätzt und zu bekehren versucht hat, im Gefängnis Kontakt aufzunehmen, weist er dieses Ansinnen über Petit empört zurück und läßt Claire ihre Briefe zurückgeben.[14] Seit diesem Vorfall (Juni 1833) hat Claire Enfantin nicht mehr geschrieben. Die Zurückweisung muß sie sehr stark getroffen haben. Ihre Briefe bezeugen, daß sie von der Praxis der Saint-Simonisten immer stärker enttäuscht war.
Claire sah sich selbst als »être obscur«, als einen Menschen, der viel durchgemacht hat und durch das Leiden zu eigenwillig geworden ist, um sich ohne weiteres in eine bereits fertige Gruppenstruktur einzupassen. Ihr Mißtrauen, genährt durch die Erfahrungen ihres früheren Lebens und die Schwierigkeiten innerhalb der saint-simonistischen Gruppe, ist immer wach und wird nur zu leicht durch das Verhalten anderer bestätigt. Dennoch unternimmt sie ungeheure Anstrengungen, unter den Saint-Simonisten heimisch zu werden. Sie unterwirft sich dem Père und begegnet ihm mit absoluter Offenheit in der Hoffnung, von ihm unterstützt zu werden. Sie versucht, die »Religion« einschließlich ihrer harmonisierenden und pazifistischen Tendenzen zu leben, obwohl ihr eher nach Kampf zumute ist. Doch zu einem Zeitpunkt, wo sich die »Familie« in Auflösung befindet und die politische Repression gegen Enfantin mit einem Prozeß zuschlägt, versucht jeder individuell oder in kleinen Gruppen durchzukommen.[15] So können Claires Bedürfnisse von der »Familie« nicht mehr befriedigt werden. Dies ist um so schlimmer, als sie hier überhaupt erst wieder gelernt hat, sich emotional zu öffnen. »Früher konnte ich nicht weinen«, schreibt sie an Enfantin in der Nacht nach dessen Aufbruch ins Gefängnis, aber nun sei sie von Gefühlen überschwemmt. Nach ihren Erfahrungen mit der Liebe habe sie sich einen Panzer zugelegt (»ich habe damit aufgehört«), aber das neue Leben in der »Familie« habe diesen Panzer aufgebrochen. Das macht ihr Angst: »In Zukunft muß ich mich vor dieser Bereitschaft zur Rührung hüten«, schreibt sie in demselben Brief.[16] Denn die Bereitschaft, sich emotional zu öffnen, macht auch verletzbarer; hochempfindlich reagiert Claire auf jede Art von Zurückweisung.

Zum Mangel an emotionaler Zuwendung seitens der Gruppe kommen erhebliche materielle Schwierigkeiten. An Luxus und Nichtstun gewöhnt, muß sie jetzt für ihren Lebensunterhalt selbst aufkommen und hart arbeiten. Ihre Armut läßt sie manchmal verzweifeln.
Eine vor allem emotional für sie wichtige Initiative scheitert ebenfalls. Eine Saint-Simonistin aus Lyon, Louise Crouzat, schlägt ihr vor, gemeinsam die »Mutter« in Amerika zu suchen. Claire billigt den Gedanken Louises, daß die Frauen die Mutter selber suchen müssen und dies nicht Sache der Männer sein könne. Sie ist jedoch skeptisch, inwieweit die saint-simonistischen Frauen in Paris diese Vorstellung teilen können. Sie hält sie allesamt für viel zu rückschrittlich, um derart selbstbewußt ihren eigenen Weg zu gehen. In Louise hofft sie nun endlich die starke Frau zu finden, die sich den Lehren der Männer nicht einfach beugt und mit der sie sich zusammentun könnte. Doch die beiden Frauen können sich noch nicht einmal persönlich kennenlernen, da beiden das Reisegeld fehlt.
Zusammengenommen haben also viele Gründe zum Selbstmord Claires beigetragen, von denen einige uns heute noch bedrohen: materielle Not, mangelnder emotionaler Rückhalt in der politischen Gruppe, Frustration angesichts der langsamen Veränderungen, die politische Arbeit bewirken kann, Unverständnis der Genossen für die eigene Position, Widersprüche zwischen dem Anlehnungsbedürfnis und dem Bedürfnis nach Selbständigkeit.
Der Selbstmord Claire Démars provozierte zwei höchst unterschiedliche Nachrufe, beide von Frauen verfaßt: einen von Cécile Fournel in der saint-simonistischen Zeitschrift *Le livre des actes,* und einen von Suzanne Voilquin in der *Tribune des femmes.* Cécile Fournel erklärte, Claire und Perret Desessart seien Republikaner gewesen, die sich den Saint-Simonisten angenähert hätten, ohne den tieferen Sinn ihrer Religion zu verstehen. Nicht bereit, deren Trost anzunehmen, hätten sie sich isoliert gefühlt; die Isolierung aber »vernichtet, entmutigt und tötet«. Als weiteres Moment führte sie Claires Leben »in Schmach und Elend« an. Diese Abwehr, die das Nachdenken über die eigene Gruppe verhinderte, war zugleich an eine feindliche Öffentlichkeit adressiert; gegen einen Artikel im bürgerlichen *National* gewendet, betont Cécile, daß für die Saint-Simonisten Selbstmord auf derselben Stufe stehe wie Mord.[17] Ganz anders Suzanne Voilquin. Sie beschreibt in ihrem Nachruf Claire und Perret als Opfer einer kalten und egoistischen Gesellschaft und versteht ihren Selbstmord als Protest gegen die bestehenden Verhältnisse. Selbstkritisch sieht sie auch das Versagen der Gruppe und zieht daraus die Konsequenz:

»Dieses Unglück wird uns einander näherbringen; wir werden das Bedürfnis spüren, uns gegenseitig zu unterstützen und uns mehr und mehr durch das Band einer religiösen Brüderlichkeit zu vereinigen. Wir wollen dazu beitragen, daß die Frauen, die mit der alten Welt

brechen, um umso vollständiger den Neuen Glauben anzunehmen, nicht durch unser eigenes Verhalten, geringe Unterstützung und Isolierung, zur Verzweiflung und in den Tod getrieben werden. Glaubt mir, es genügt nicht, die Frauen zur Freiheit aufzurufen und sie dann allein zu lassen in ihrem Kampf mit dieser egoistischen Welt, die als einzigen Gott und ordnendes Prinzip nur das Geld kennt . . .«[18]

II

Im September 1927 – der genaue Tag läßt sich nicht mehr ermitteln – ertränkte sich *Heinrich Teuber* in der Neiße. Daß er einen Fluß im Schlesischen wählte, wird man als den Wunsch nach der Rückkehr zum Ursprung interpretieren dürfen: in einem schlesischen Dorf war er 1872 als Sohn eines Ziegelarbeiters geboren worden, und in Schlesien hatte er den Weg zur sozialistischen Arbeiterbewegung gefunden. Vielleicht war er ebenfalls hier schon – nach dem Ausprobieren einer Reihe anderer Berufe – Bergmann geworden, bevor er ins Ruhrgebiet kam und schließlich (noch vor dem Ersten Weltkrieg) Vorstandsmitglied der »freien«, d. h. sozialdemokratisch orientierten Bergarbeitergewerkschaft wurde. Teuber war ein hochbelesener Mann, vollendetes Produkt der sozialistischen Arbeiterbildung; sein Freund Paul Levi, der aus einem großbürgerlichen Elternhaus stammte, bewunderte sein großes Wissen, seinen weiten Horizont und seinen feingeschliffenen Stil.[19]

Als Mitte 1920 der erste Reichstag der Weimarer Republik gewählt wurde, wurde Teuber Abgeordneter der USPD, Levi Abgeordneter der KPD. Bald darauf traf ihr politischer Weg zusammen: bei der Verschmelzung von KPD und linkem Flügel der USPD wurde Levi einer der beiden Vorsitzenden, Teuber Mitglied des Zentralausschusses der neuen Partei. 1921 folgte der Ausschluß bzw. der Austritt aus der KPD und die Gründung der Kommunistischen Arbeitsgemeinschaft, 1922 der Übertritt in die USPD und dann die endgültige Positionsnahme auf dem linken Flügel der SPD. Für Levis Pressekorrespondenz *Sozialistische Politik und Wirtschaft*, die dieser ab 1923 herausgab, schrieb Teuber regelmäßig zeitkritische Beiträge, vor allem über Ereignisse im Ruhrgebiet.

»Wer vermag zu sagen«, so fragte Levi in seinem Nachruf auf den Freund, »welches das letzte Gramm Gewicht war, das die Seele zerriß, die so vieles zu tragen gewußt; was die Schalen der Waage zum Schwanken brachte, auf deren einer die Mühsale eines schweren Lebens, der Zweifel, die Sorge und der Gram der Verkanntheit lagen, auf der anderen nur geringe Freuden, die Freundschaft weniger Freunde und die Hoffnung auf einen Aufstieg der proletarischen Klasse«.[20] Immerhin, wichtige Hinweise gibt eine Artikelserie über die Kriegs- und Nachkriegsgeschichte der Bergarbeiterbewegung des Ruhrgebiets, die Teuber 1926, ein Jahr vor seinem Selbstmord, in Levis Pressekorrespondenz veröffentlichte.

Auffällig ist zunächst, wie Teuber es möglichst vermeidet, von sich selbst zu

sprechen, obwohl er einer der Hauptakteure war, und wie konsequent er unpersönliche Formulierungen wählt, wenn er einmal seine Rolle im Bergarbeiterverband erwähnt. 1914 waren allein er und ein anderer Kollege gegen die Burgfriedenspolitik aufgetreten. Teuber spricht lediglich von »zwei jüngeren Mitgliedern« des Verbandsvorstandes. Ebenso behandelt er seinen Konflikt mit dem Verbandsvorsitzenden Hermann Sachse, der schließlich im Frühjahr 1916 zu seinem Austritt aus dem Vorstand führte. Teuber berichtet von einem »Sünder wider den vaterländischen Geist«, aber nicht darüber, daß es sich dabei um ihn selber handelte. Als im März 1919 in Essen die »Neunerkommission für die Vorbereitung der Sozialisierung des Bergbaus« von den Delegierten der Schachtanlagen neu zusammengesetzt wurde, war Teuber dabei. Kein Wort davon in seiner Darstellung. Hier spricht er lediglich von fünf Bergarbeitern, die ihr angehörten . . . Aber dann gab es offenbar doch ein Erlebnis, das ihn so tief berührte, daß er in seinem Artikel seine unmittelbare Beteiligung ausdrückte: seine Verhaftung auf dem Essener Hauptbahnhof im April 1919, die er dem Vorstandsvorsitzenden Sachse zu verdanken hatte. Nachdem die Bergarbeiter in maßloser Erbitterung über die Entwicklung seit der Revolution in den Generalstreik getreten waren, hatte die Regierung über das Ruhrgebiet den Belagerungszustand verhängt. Überall wimmelte es von Militär; die Mitglieder der Neunerkommission waren zum Teil verhaftet. Teuber versuchte, sich von Essen aus zu seiner Familie nach Bochum durchzuschlagen. Er kam auch glücklich bis auf den Bahnsteig des Essener Bahnhofes und traf dort auf einige ihm bekannte Herren, die denselben Zug benutzen wollten. »Einer davon war sein langjähriger Parteifreund und Verbandskamerad Sachse.« Sachse, kaum daß er Teuber erkannt hatte, verständigte eine Patrouille und ließ Teuber, mit dem er jahrelang Seite an Seite im Bergarbeiterverband gekämpft hatte und der dazu noch im selben Haus wohnte wie er, verhaften! Hier wird Teuber in seiner Artikelserie ausführlicher: er schildert seine lange Haftzeit im Zentralgefängnis in Werl, berichtet über seinen Ausschluß aus der Gewerkschaft, den Revisionsantrag zur Wiedererlangung seiner Mitgliedschaft und darüber, daß er schließlich aus maßloser Enttäuschung über die Entwicklung des Verbandes darauf verzichtete. Grundsätzliche Forderungen nach Aufhebung des Belagerungszustandes, nach Einführung der unterirdischen Sechsstundenschicht und Austritt aus der »Arbeitsgemeinschaft« (einer Art »konzertierter Aktion« mit dem Zechenkapital) waren von der Verbandsspitze und einem von ihr dirigierten Delegiertenkongreß abgelehnt worden.[21]

So, wie er 1916 freiwillig aus dem Vorstand des Bergarbeiterverbandes ausschied, da ihm die »sozialistische Überzeugung und die politische Ehre höher stand als seine Existenz«[22], zog er es auch diesmal vor, sich zu seinen politischen Grundsätzen zu bekennen und, wenn nötig, die organisatori-

schen Konsequenzen zu tragen. Dennoch muß ihn gerade dieser Bruch mit der Organisation, für die er jahrelang gearbeitet hatte, sehr schwer getroffen haben; zumal auch in späteren Jahren die Vorgänge von 1919 im Verband diskutiert wurden und man nicht aufhörte, Teuber wegen seiner damaligen Rolle zu verleumden. In seiner Artikelserie geht er auf die Vorwürfe gegen ihn ein, entschuldigt sich aber gleichzeitig bei den Lesern dafür, daß er über sich selbst berichte . . .[23]

Es ist nur schwer vorstellbar, was es für ihn bedeutet hat, daß er trotz aller Anfeindungen im Hause des Gewerkschaftsvorstandes in Bochum wohnen blieb, also Tag für Tag denjenigen, die ihm das Verbleiben in der Organisation unmöglich gemacht hatten, begegnete. Aber persönliche Dinge waren eben unwichtig; alles, worauf es ankam, war, das klare sozialistische Ziel nicht aus den Augen zu verlieren und gegenüber den Arbeitern zu vertreten; und dies selbst dann, wenn man dabei persönlich zermürbt wurde. Als 1927 der Versuch gemacht wurde, ihn wegen seiner oppositionellen Politik auch aus der SPD auszuschließen, war der Grad dieser Zermürbung schon sehr weit fortgeschritten. Obwohl er auf starke Proteste der sozialdemokratischen Arbeiter hin dann doch den 2. Vorsitz der Bochumer SPD übernehmen »durfte«, entschloß er sich, von Bochum wegzugehen und ein neues Betätigungsfeld zu suchen. Er arbeitete zunächst einige Monate bei der *Leipziger Volkszeitung*, der führenden Tageszeitung der linken Opposition in der SPD. Hier aber ist er, wie Freunde berichten, an dem aufgeblähten bürokratischen Apparat der Zeitung verzweifelt. Er, der sein Leben lang unmittelbar mit den Arbeitern verbunden war, sollte sich jetzt in der wissenschaftlich-bürokratischen Atmosphäre des großen Parteiblattes zurechtfinden. Dazu reichte die Kraft nicht mehr.[24]

Über die teils bürgerlich-konventionellen, teils frostigen oder feindseligen Umgangsformen in der Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg existiert ein bedrückendes Dokument, die Memoiren von Lily Braun[25]; für das Äußern persönlicher Probleme und das Austragen menschlicher Konflikte wie bei den Saint-Simonisten war da kein Raum, und die Verschlossenheit Teubers dürfte teilweise bereits ein Produkt dieser Zeit gewesen sein. Um wieviel schlimmer muß das durch die vielen Parteispaltungen zwischen 1917 und 1921 – Spaltung der SPD und Gründung der USPD 1917, Gründung der KPD 1918, Spaltung der KPD 1919, Spaltung der USPD 1920, Massenausschlüsse aus der KPD 1921 – geworden sein! Eine Alternative außerhalb der Organisationen der Arbeiterbewegung hat Teuber sich vermutlich nicht mehr vorstellen können, und Levi spricht in seinem Nachruf wohl mit Recht vom »tragischen Konflikt« Teubers »zwischen seinen Organisationen, die für ihn Lebensform waren, und seiner Erkenntnis, die ihm Lebensinhalt war«.[26] Die KPD, in der Teuber immerhin einmal Spitzenfunktionär gewesen war, veröffentlichte einen Nachruf, in dem

keinerlei Betroffenheit über den Selbstmord spürbar wird, sondern der nur den gönnerhaften Satz enthält: »Wir haben mit ihm . . . oftmals die Klinge gekreuzt, gestehen aber an seiner Totenbahre gerne ein, daß er trotzdem turmhoch über jener reformistischen Führerkamarilla stand, die ihm das kämpferische Leben zur Unerträglichkeit machte.«[27] Hält man das neben den Nachruf von Suzanne Voilquin auf Claire Démar, so wird eine ungeheure Verarmung in der politischen Gesittung sichtbar.

III

Wenige Jahre später war auch *Paul Levi* tot. In der Nacht zum 9. Februar 1930 stürzte er aus dem Fenster seiner Dachwohnung am Lützowufer in Berlin. War dieser Sturz ein Unfall? Levi litt an einer schweren Lungenentzündung, und man vermutete, er habe Luft schöpfen wollen und dabei das Gleichgewicht verloren. Auch die Möglichkeit, daß er sich im Fieberwahn aus dem Fenster gestürzt habe, wurde in Betracht gezogen. Indes scheint uns, man könne seinen Tod als langangelegten Selbstmord bezeichnen, dessen erste Ursachen in das Jahr 1919 zurückreichen, und der neun Jahre später, in einem Moment körperlicher Entkräftigung und geistiger Resignation, zur Ausführung kam.

Levi hatte vollständiger noch als Teuber die Parteispaltungen zwischen 1917 und 1921 mitgemacht, einige davon an exponiertester Stelle. Aber er war bereits von Haus aus auf das Aushalten von Einsamkeit gewissermaßen trainiert, und er hatte vielseitige Interessen und Befriedigungsmöglichkeiten außerhalb der Arbeiterbewegung. Was ihn zermürbt hatte, war der Verlust Rosa Luxemburgs, und so war es sehr symbolträchtig, daß er unweit jener Stelle starb, an der ein Militärkommando in der Nacht vom 15. zum 16. Januar 1919 Rosa Luxemburg in den Landwehrkanal geworfen hatte.[28]

Levi stammte aus einer großbürgerlichen jüdischen Familie. Materielle Sicherheit und soziale Privilegien, aber ebenso Außenseitertum und starkes politisches Engagement des Vaters prägten seine Jugend. Die Kaufmannsfamilie lebte standesgemäß und pflegte die bürgerlichen Kulturgüter; gleichzeitig aber nannte man den Vater im Heimatort Hechingen den »Roten Jakob«, der unbequeme und bissige, »republikanische« Artikel schrieb und wegen seiner antimonarchistischen Polemiken in der Stadtverordnetenversammlung berühmt war. In einem Land wie Hohenzollern, in dem die Juden noch bis zur Einverleibung des Landes durch Preußen im Jahre 1850 von den Gewerben ausgeschlossen waren und den Status von »Schutzjuden« besaßen, war es notwendig, die sozialen und politischen Rechte der jüdischen Bevölkerung zu verteidigen und zu erweitern. In diesem Sinne war Jakob Levi ein Außenseiter; aber ein Außenseiter, der gezwungen war, den Sprung nach vorne anzutreten und für seine Rechte offensiv einzutre-

ten. So schickte der Vater den Sohn auf die staatliche und nicht auf die israelitische Volksschule, obwohl die Familie strenggläubig war und die Mutter für einen koscheren Haushalt sorgte. Der Junge sollte lernen, daß er, auch wenn er »anders« aufwuchs als seine Mitschüler, dennoch dazugehörte.

Anders sein, eine Ausnahme machen gegenüber den anderen: diese Erfahrung scheint uns fundamental für Levis Jugend zu sein. Mit dreizehn zog er nach Stuttgart, um das Gymnasium zu besuchen. Die Trennung vom Elternhaus und Schulschwierigkeiten machten ihm dort zunächst das Leben schwer. Aber bald suchte er seine Interessen und vertrat sie auch; mit fünfzehn trieb er sich allein im Stuttgarter Landgericht herum und sah sich Prozesse an: er beschloß, Rechtsanwalt zu werden.

Für die Justiz war Levi ein höchst unbequemer Anwalt. Kaum daß er 1909 in Frankfurt/Main seine Praxis eröffnet hatte, fiel er durch seinen außergewöhnlichen Einsatz für seine Mandanten auf, die er oft auf Armenrecht verteidigte. Bald kam noch sein Engagement auf dem linken Flügel der Frankfurter Sozialdemokratie hinzu.

Aber auch dort nahm Levi eine Sonderstellung ein. Er ließ sich niemals ganz einer bestimmten Richtung zuordnen, auch wenn man wußte, wem seine Sympathien gehörten, und behielt seine Eigenständigkeit gegenüber allen Richtungsstreitigkeiten. In den ersten Kriegstagen 1914 war er in Frankfurt einer der ganz wenigen, die sofort und kompromißlos gegen den Krieg und gegen die Bewilligung der Kriegskredite auftraten. Er reiste herum, hielt Vorträge und versuchte, das versprengte Häuflein der Kriegsgegner in der SPD zusammenzubringen.

Die Erfahrung, allein oder mit nur wenigen Gesinnungsgenossen gegen ganze Organisationen zu stehen, sollte Levi immer wieder machen. Sein politischer Werdegang ist gespickt mit solchen Erlebnissen. Von den Spaltungen der Arbeiterparteien war bereits die Rede; sie hinterließen tiefe Spuren. Besonders sein Ausschluß aus der KPD nach den Märzkämpfen in Mitteldeutschland 1921 ist eine entscheidende Etappe im Prozeß seiner Vereinsamung. Er ging mit seiner rücksichtslosen Kritik an der Politik der KPD-Zentrale als Einzelner an die Öffentlichkeit und wurde prompt aus der Partei, deren Führung er immerhin zwei Jahre lang innegehabt hatte, ausgeschlossen.

Als er 1922 in die SPD zurückkehrte, war er ein gebranntes Kind. Obwohl er den Schritt zur Sozialdemokratie um der Einheit der Arbeiterbewegung willen tat, wurde er dort mit dem größten Mißtrauen empfangen und mit Restriktionen belegt. Er war der hervorragendste Kopf der Linken in der Partei, insofern vertrat er einen großen, wenn auch sehr heterogenen Teil der Mitglieder; aber in der Gesamtpartei kam er, z. B. auf Parteitagen, kaum zu Wort. Und es lag ihm fern, sich in den Vordergrund zu drängen;

er hielt sich seine eigene Pressekorrespondenz und kam nur, wenn man dringend nach ihm rief. Ossietzky tat dies im Jahre 1929. Er forderte ihn auf, endlich die ihm gebührende Rolle des Führers der Linken zu übernehmen. Aber er äußerte auch Zweifel, ob Levi das überhaupt wolle:

»Hier ist der Mann, der mit allem ausgestattet ist, um die Sturmfahne gegen Bonzentum und feisten Opportunismus zu erheben. Ob er will, davon wird nicht zum wenigsten die Zukunft der ganzen deutschen Sozialdemokratie abhängen. Ich spreche meine Zweifel offen aus: ich glaube, er wird nicht wollen. Zum Kampf gegen diese entsetzliche Parteimaschinerie gehört eine Riesenquantität Beständigkeit, die Paul Levi nicht aufbringt. Denn er ist der geborene großartige Gastspieler, der schweifende Virtuose, der hinreißt und verschwunden ist, noch ehe der Taumel verfliegt . . .«[29]

Der schweifende Virtuose gab nicht aus einer Theaterliebe heraus seine Gastspiele; was ihn trieb, war ein bis ins Physische gehender Schmerz über die Entwicklung der Arbeiterbewegung und »ihrer« Republik. Wenn er im aufregendsten Moment, im März 1921, nach Italien floh und seine Sekretärin beschwor, niemandem zu sagen, wo er sei, so waren das nicht die Allüren einer »hysterischen Primadonna«, wie man in der KPD glaubte, sondern die Flucht vor der Identifikation mit einer Bewegung, die den Weg in die Niederlage angetreten hatte. Er hatte gekämpft, Einfluß genommen; aber das, was er mit dem Märzaufstand der KDP kommen sah, vermochte er nicht mehr aufzuhalten, auch wenn er die Hintergründe unbestechlich aufzudecken versuchte.

Und später das gleiche: ob er im Fememord-Ausschuß des Reichstags unter Lebensgefahr die Mordtaten der Freikorpsverbände aufdeckte, ob er in seinen Artikeln die politische Entwicklung auf den Begriff brachte und die Gefahren, die der Republik drohten, voraussagte – immer war er von dem Bewußtsein durchdrungen, zwar analysieren, nicht aber mehr aufhalten zu können. Und er, der sich mit aller Kraft, mit der ganzen Person für die Arbeiterbewegung einsetzte, sah doch im gleichen Atemzug ihren Untergang voraus. Das hob ihn ab von den meisten, die sich durch die Stärke der Organisationen blenden ließen, und das machte ihn einsam.

Vielleicht ließ ihn auch die Schwierigkeit, anderen von seinen quälenden Gedanken zu sprechen, verzweifeln: Freunden und Mandanten konnte er unendlich lang, mit der größten Geduld zuhören, ihnen Ratschläge geben und helfen. Er selber aber behielt seine Probleme für sich. Der Mensch, der ihm allein hätte Kraft geben können, Rosa Luxemburg, war tot. –

Frankfurt 1914: Rosa Luxemburg steht vor Gericht; sie soll in zwei Versammlungen zum »Ungehorsam wider die Gesetze« aufgefordert haben. Der Staatsanwalt sieht in ihren Worten: »Wenn uns zugemutet wird, die Mordwaffe gegen unsre französischen oder andern Brüder zu erheben, dann rufen wir: Nein, das tun wir nicht!«[30] einen Angriff auf den Lebensnerv des Staates. Im Prozeß hält Rosa Luxemburg eine flammende Rede; sie nutzt die Gerichtsverhandlung zur antimilitaristischen Agitation. Furchtlos

greift sie Gericht und Staatsanwalt an und fordert sie auf, sie zu verurteilen: »Ein Sozialdemokrat flieht nicht. Er steht zu seinen Taten und lacht Ihrer Strafen.«

Einer ihrer beiden Verteidiger ist der 30jährige Levi. Er erhält in diesen Stunden politischen Anschauungsunterricht. Aber nicht nur das – er ist tief beeindruckt von der Kraft und Persönlichkeit dieser Frau. Aus seinem Plädoyer spricht emphatische Bewunderung für sie.

Er und sein Kollege Kurt Rosenfeld können nicht verhindern, daß die Angeklagte zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wird. Da aber das Urteil nicht sofort rechtskräftig wird, beginnen Rosa Luxemburg und ihre beiden Verteidiger sogleich eine Veranstaltungsreise durch das Land.

Das ist den Behörden ein Dorn im Auge, und bald findet sich in einer Rede Rosa Luxemburgs in Freiburg ein neuer Grund zur Anklage. Wieder nimmt sie Levi zu ihrem Verteidiger. Der Prozeß, der am 29. Juni 1914 in Berlin beginnt, macht große Schlagzeilen. Levi wird weithin bekannt; er ist jetzt »der Verteidiger Rosa Luxemburgs«.

In diesen Monaten vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges entstand eine Freundschaft zwischen beiden, die das Fundament bildete für die Zusammenarbeit der nächsten Jahre bis zu Rosa Luxemburgs Tod. Levi hing mit schwärmerischer Liebe und Bewunderung an ihr; unter ihrem Einfluß entfaltete er seinen Stil und lernte, seine ganze Kraft in den Dienst der revolutionären Arbeit zu stellen. Er war Spartakist, hatte zeitweilig Kontakt zu Radek und Lenin in der Schweiz, arbeitete nach seiner Rückkehr bei den *Spartakusbriefen* mit und war schließlich Mitbegründer der KPD um die Jahreswende 1918/19. Niemals vorher und auch später nicht lebte er derart intensiv wie in den Monaten vor und während der Revolution von 1918. Er war gemeinsam mit Rosa Luxemburg und den anderen Spartakusführern, die sich in Berlin aufhielten, tage- und nächtelang in der Redaktion der *Roten Fahne*, sprach vor Massenansammlungen von Arbeitern und hatte Einblick in die »Interna« der Revolution. Es war dies die einzige Etappe in seinem Leben, in der er nicht einsam war, und er hat später nie wieder solche Hoffnungen in die Zukunft gesetzt wie damals.

Die Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts erschütterte ihn bis ins Tiefste. Gleichzeitig zerbrachen seine Hoffnungen auf die Entwicklung einer sozialistischen Gesellschaft. Seine Freunde und Anhänger haben das immer an ihm gespürt. Arkadij Gurland schrieb 1932, zwei Jahre nach Levis Tod:

»Und vielleicht konnte in den Jahren des Niedergangs das, was war, keiner so überzeugend aussprechen wie er, Levi, der das, was 1918 nicht geworden ist, wie einen quälenden Schmerz in sich getragen hat bis zum sinnlosen Ende. Was nicht war, hatte ihn an einem Januartage 1919 in seinem Lebensnerv getroffen; und was war – die Niederlage des deutschen Proletariats – konnte einer nie vergessen, der so wie Levi empfand, welch entsetzliches Opfer der

selbstmörderische Bruderkrieg dem Proletariat abgefordert hatte und wie nutzlos dieses Opfer – der Märtyrertod . . . Rosa Luxemburgs – gewesen ist.«[31]

Seine Trauer über ihren Tod und das Gefühl ihrer Unersetzbarkeit hielten ständig an. Zehn Jahre später, 1929, hatte er Gelegenheit, die Hintergründe des Mordes aufzurollen und die skandalöse Untersuchungsführung durch den Kriegsgerichtsrat Jorns, der 1919 die Mörder gedeckt und ihre Taten vertuscht hatte, in allen Einzelheiten öffentlich bekanntzumachen. Gegen einen Zeitschriftenartikel, der die Praxis von Jorns in prägnanter Form festnagelte, erhob Jorns Beleidigungsklage, und Levi übernahm sofort die Verteidigung des verantwortlichen Redakteurs. Das Geschehen von 1919 lebte mit aller Intensität noch einmal auf. Dank einer forensischen Meisterleistung Levis, der hier die letzte große Rede seines Lebens hielt, wurde der Prozeß gewonnen. Anfang 1930 fand die Berufungsverhandlung statt. Levi erkrankte am dritten Verhandlungstag an einer schweren Lungenentzündung; er war nur mit großem Widerwillen erneut an die Sache herangegangen, es schien, er würde sie nicht noch einmal verkraften. Sein Fieber stieg, er wurde von Träumen gepeinigt (»Der Zug der Toten läßt mich nicht los«, klagte er in seinen wachen Augenblicken)[32] und stürzte sich, als die Krankenschwester für einen Moment aus dem Zimmer gegangen war, aus dem Fenster.

Levi glaubte nicht mehr an die nahe Zukunft der sozialen Revolution. Diesen Glauben hatte er in der Person von Rosa Luxemburg so intensiv wie nie zuvor kennengelernt; mit ihrem Tode hatte er ihn verloren. Und über dem Wiederaufrollen ihres Todes starb er schließlich selbst.

IV

Das dritte Kind des Ehepaars Karl und Jenny Marx, das das Jugend- und Erwachsenenalter erreichte, war – wie die beiden ersten – eine Tochter: *Eleanor*, mit Kosenamen Tussy, geboren am 16. Januar 1855.[33] Das heranwachsende Kind wird als »wilde Hummel« beschrieben: mit der Straßenjugend sich tummelnd, sich mit Jungen boxend, und jahrelang um keinen Preis zu bewegen, in die Schule zu gehen.[34] Irgendwann muß dann im elterlichen Haus ein radikaler Bruch, die totale Zähmung durchgesetzt worden sein. Als Jugendliche übernimmt sie bereits die erste Sekretärsarbeit für den Vater, bald sitzt sie auch für wissenschaftliche Recherchen im Lesesaal des Britischen Museums, vor allem aber: in einer über ungefähr zehn Jahre sich hinziehenden Quälerei zerbricht eine Liebesbeziehung zu dem Pariser Commune-Flüchtling Lissagaray am hartnäckigen Widerstand des Vaters, dem der potentielle Schwiegersohn in erster Linie politisch nicht paßt.[35] Im letzten Stadium dieser Phase schreibt der alte Marx von der Insel Wight, wo er, begleitet von der inzwischen knapp 27jährigen, eine Kur macht, an Engels:

»Das Kind ist unter einer mental pressure, die seine Gesundheit ganz untergräbt. Weder Reisen, noch change of climate, noch physicians can do anything in this case. Das einzige, was man für sie tun kann, ist, ihr den Willen zu tun und sie ihre theatralischen lessons bei Madame Jung [Schauspiellehrerin] durchmachen zu lassen. Sie brennt vor Begierde, sich, wie sie glaubt, so eine selbständige aktive Artistenlaufbahn zu eröffnen, und dies einmal zugegeben, hat sie jedenfalls recht, daß in ihrem Alter keine weitere Zeit zu verlieren. Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß das Kind sich einbilde, in Form der ›Pflegerin‹ eines alten Mannes auf dem Familienaltar geopfert zu werden . . . Sie ist nicht offen; was ich sage, ist auf Beobachtung gegründet, nicht auf ihre eignen Aussagen.«[36]

Bald nach dem Tod ihres Vaters, 1883 oder 1884, ging Eleanor Marx eine Beziehung zu dem Mann ein, mit dem sie dann bis zuletzt zusammenblieb: Edward Aveling. Der rund fünf Jahre ältere Mann stammte aus der kinderreichen Familie eines Geistlichen der Independents und hatte sich nach einer naturwissenschaftlichen Ausbildung zum Freidenker und Darwinisten entwickelt; er hatte einen Namen als populärwissenschaftlicher Publizist, vor allem aber als Agitator der Freidenkerbewegung. Er war verheiratet, lebte aber bereits seit Jahren von seiner Frau getrennt, von der er angeblich keine Scheidung erreichen konnte.[37] So mußte Eleanor Marx auf die Legalisierung ihrer Beziehung zu Aveling verzichten, was offenbar ein wunder Punkt für sie war und blieb; von Engels milde belächelt, ließ sie sich »Mrs. Aveling« nennen und adressieren.[38]

Das Paar stürzte sich in zahllose Aktivitäten für die Arbeiterbewegung, wobei für Eleanor die weibliche Tätigkeit »im Hinterstübchen« typisch war: als Übersetzerin auf internationalen Partei- und Gewerkschaftskongressen oder beispielsweise beim großen Streik der Londoner Dockarbeiter 1889, während dessen sie die Korrespondenz des Streikkomitees führte und Streikgelder verwaltete. »Hinter den Koulissen des Kampftheaters im Hinterzimmer einer Bierschenke des East-End, saßen Frauen: Frau Burns, Frau A. Hicks [Ehefrauen von Streikführern] und Eleanor Marx, und verrichteten wahre Tagelöhnerarbeit, ohne Anerkennung, ohne selbst den Lohn von Tagelöhnern«, berichtete Bernstein.[39] (Zum Vergleich: bei den Saint-Simonisten waren die Frauen gleichberechtigte Partner bei der politischen Arbeit gewesen.)

Die Beziehung zwischen Aveling und Eleanor Marx zerbrach innerlich schon bald. Aveling wird als glänzender Redner und logischer Denker, aber auch als kalt, verwöhnt, ehrgeizig und berechnend geschildert; Shaw, der ihn sehr gut kannte, hat ihn so in *The Doctor's Dilemma* porträtiert (in der Figur des Dr. Dubedat). Er hatte zahlreiche Frauenaffären, und seine materielle Lebensführung gründete sich auf Pumpwirtschaft, bei der er sich nicht scheute, auch von armen Leuten Geld zu leihen, ohne es jemals zurückzuzahlen. Eleanor blieb jedoch an seiner Seite. Der »ständige Zwang, als dieselbe zu erscheinen, wenn nichts dasselbe ist«, sei manchmal nicht mehr auszuhalten, schrieb sie schon 1885 an eine Freundin.[40] Auch Aveling

kam aus der Beziehung nicht heraus, vielleicht wollte er es auch nicht, seitdem Eleanor durch das Testament von Engels 1895 eine wohlhabende Frau geworden war, was ihm die Zurückzahlung von Schulden ermöglichte. Das Ende kam, als Aveling hinter Eleanors Rücken eine junge Frau heiratete, in einer Zeit schwerer Krankheit, in der ihn Eleanor trotz aller Entfremdung ausdauernd pflegte. Nach den Verletzungen so vieler Jahre war sie ausgezehrt; am 31. März 1898 vergiftete sie sich mit Blausäure.
»Daß Eleanor es bei dieser ›talentierten Bestie‹ (Shaw) vierzehn Jahre lang aushielt, daß sie mit ihm nicht brach, ist das Rätsel ihres Lebens geblieben«, meint Edmund Silberner.[41] Nun, so unauflöslich ist das Rätsel nicht, vorausgesetzt, man sieht Eleanor nicht in der Rolle des bloßen Opfers und man scheut nicht davor zurück, ihren Vater in die Betrachtung miteinzubeziehen.
Zunächst ist zu fragen, warum Eleanor gerade Aveling gewählt hatte. Der von Frauen verwöhnte und dauernd auf Pump lebende Mann – beides verweist ziemlich deutlich auf Vater Marx. Aber auch Kälte? Ja, auch die hat es gegeben. Eleanors Geburt hatte Marx beispielsweise seinem Intimfreund mit den Worten mitgeteilt, er habe zwei Tage lang bestimmte Arbeiten nicht erledigen können,

»weil gestern zwischen 6 und 7 Uhr morgens meine Frau von einem bona fide traveller [ein Reisender, der glaubhaft versichert, bereits lange unterwegs zu sein] – leider of the ›sex‹ par excellence – genesen ist. Wäre es ein männliches Wesen, so ginge die Sache schon eher.«[42]

Wenn man zweitens bedenkt, warum Eleanor an der einmal getroffenen Wahl lebenslang festhielt, so ist wichtig, daß das Ehepaar Marx – die Mutter noch mehr als der Vater – nichtlegalisierte Beziehungen mißbilligte. Auch die Irin Mary Burns, mit der Engels zusammenlebte, wurde von den Marx niemals als dessen »Frau« betrachtet, in Briefen sprachen sie von ihr in Anführungsstrichen, und auf ihren Tod reagierte Marx derart knapp, daß Engels um ein Haar die Beziehung zu ihm abgebrochen hätte.[43] Eleanor Marx führte ihre Beziehung zu Aveling als Quasi-Ehe, ebenso unauflöslich wie eine standesamtlich legitimierte. Und auch der falsche Schein war in der Familie Marx üblich gewesen, etwa wenn bei Besuchern materieller Wohlstand vorgetäuscht wurde[44] oder wenn Marx sich gegenüber dem wohlhabenden Vater seines künftigen Schwiegersohnes (Lafargue) als »Ex-Weinbergbesitzer« bezeichnete.[45]
Schließlich ist zu fragen, ob Eleanor niemanden hatte, dem sie sich anvertrauen konnte. Die größte Stütze ihrer letzten Zeit war Frederick Demuth, der uneheliche Sohn ihres Vaters und der Haushälterin der Familie Marx, Helene Demuth. Die Wahl gerade dieses Mannes zum Vertrauten war der gutbürgerliche Versuch, die als peinlich empfundene Sache in der Familie zu halten. Der Versuch scheiterte. In Eleanors Briefen an Frederick gibt es einen auffälligen Widerspruch oder auch Zusammenhang – je nach Inter-

pretation – zwischen Schwärmerei (»Du bist so gut und so treu« usw.) und der Unfähigkeit, sich rückhaltlos zu öffnen.[46] Mit der Schwärmerei scheint Eleanor den furchtbaren moralischen Schock kompensiert zu haben, den sie erlitten hatte, als Engels 1895 auf dem Sterbebett enthüllte, daß nicht er der Vater von Frederick Demuth sei, wie zur Erhaltung des Marxschen Familienfriedens immer vorgegeben, sondern Marx. »Tussy wants to make an idol of her father«, hatte Engels den Ausbruch von Eleanor kommentiert.[47] Und mit der Unfähigkeit, sich offen auszusprechen, setzte Eleanor gegenüber Frederick Demuth dasselbe Verhalten fort, das sie bereits gegenüber ihrem Vater an den Tag gelegt hatte (»sie ist nicht offen«, hieß es in dem zitierten Brief von Marx an Engels). Wütende Angriffe, die Demuth gegen Aveling richtete, wies Eleanor zurück, indem sie sich in eine spezielle Theorie verstieg:

»Ich sehe mehr und mehr ein, daß unrecht handeln einfach eine moralische Krankheit ist, und daß die moralisch Gesunden (wie Du) nicht geeignet sind, den Zustand der moralisch Kranken zu beurteilen . . . Es gibt Leute, denen genauso ein gewisser moralischer Sinn fehlt, wie andere taub sind oder schlecht sehen können.«[48]

Was hat das alles mit der Arbeiterbewegung zu tun? Marx hatte die Theorie für jene Richtung in der Arbeiterbewegung geliefert, für die die Probleme von Ehe und Familie, der Mann–Frau-Beziehung und der Sexualität lediglich Produkt der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse waren und mit der großen Umwälzung ihre Erledigung finden würden; für die also der Patriarchalismus, die traditionellen Moralvorstellungen und die bürgerlichen Umgangsformen in den eigenen Reihen kein Problem waren. Und Eleanor Marx war in jeder Hinsicht immer die treue Schülerin und Propagandistin ihres Vaters gewesen; insofern ist ihr Selbstmord wie ein bitterer Kommentar zur Theorie ihres Vaters. Noch ihre letzten Zeilen drücken das aus. An ihren Neffen Jean Longuet, Sohn ihrer verstorbenen Schwester Jenny, schrieb sie: »My dear, dear Johnny, my last word is addressed to you. Try to be worthy of your grandfather. Your Aunt Tussy.«[49]
Zur Arbeiterbewegung gehört aber auch, wie dann mit dem Selbstmord umgegangen wurde. Eduard Bernstein, der die Tote sehr gut gekannt hatte, veröffentlichte in der *Neuen Zeit*, dem theoretischen Organ der SPD, Erinnerungen an Eleanor Marx. So informativ diese im einzelnen auch waren, zum Schluß hieß es lapidar: »Was in jenem Moment über sie gekommen, was sie zu jenem schrecklichen Schritt getrieben, wir wissen es nicht und werden es vielleicht nie erfahren.«[50] Das war mit Sicherheit weniger, als Bernstein wußte, und die Folge war unausbleiblich: das Überkochen der Gerüchte. Die katholische Tageszeitung *Germania* wußte zu berichten, Aveling habe sich zur Rückkehr zu seiner Ehefrau und seinen Kindern entschlossen und Eleanor Marx eine Dreierbeziehung zugemutet; »Fräulein Marx« habe das abgelehnt und es vorgezogen, ihrem »verfehlten

Leben« ein Ende zu machen. Moralischer Sumpf bei den führenden Sozialisten!«[51]

Damit saß die Sozialdemokratie in der eigenen Falle: entsprechend dem Bedürfnis der damaligen Arbeiterbewegung nach großen und in jeder Hinsicht vorbildlichen Männern hatte sie Marx nach Kräften stilisiert (was dieser aktiv und passiv mitgemacht hatte), und so geriet mit *diesem* Ende von Eleanor Marx der Ruf nicht nur der Familie, sondern der ganzen Bewegung ins Zwielicht. Der *Vorwärts* reagierte schlicht, indem er feststellte, daß Avelings Ehefrau bereits seit mehreren Jahren tot sei und aus dieser Ehe keine Kinder hervorgegangen seien.[52] Aber der Stachel muß tiefer gesessen haben. Bernstein jedenfalls griff noch einmal zur Feder und veröffentlichte in der *Neuen Zeit* einen zweiten Artikel, »Was Eleanor Marx in den Tod trieb«, der die Behauptung seines ersten Artikels, er wisse nichts über die Hintergründe des Selbstmords, glatt Lügen strafte. Vor allem präsentierte er die letzten Briefe der Toten an Frederick Demuth, die die entscheidenden Aufschlüsse enthielten.[53] Er tat das jedoch in einer Weise, die darauf schließen läßt, daß er mehr wollte als die Widerlegung von Gerüchten: die Tilgung jedes Makels auf der Familie Marx. So konstruierte er die Beziehung zwischen Aveling und Eleanor als die zwischen einem übermächtigen Monster und seinem willenlosen Opfer[54], um zuletzt das Monster bequem abschütteln zu können:

»Allerdings, mit dem Bestreben, politisches Kapital aus ihm zu schlagen, würden die Gegner der Sozialdemokratie schlecht fahren, denn für die Politik bleibt der Fall Aveling (!) ein durchaus individueller Fall. Unwürdige Subjekte drängen sich in alle Parteien.«[55]

Und überaus aufschlußreich ist, wie Bernstein Frederick Demuth vorstellt: als »Sohn von Helene Demuth, der treuen ›Nymmy‹, die den Marxschen Kindern eine zweite Mutter war«.[56] Die Idylle, die hier konserviert wird, ist ein Teil jener Geschichte, an der Eleanor Marx schließlich erstickt ist.

V

Bisher war wiederholt von den Nachrufen, also vom Umgang mit dem Selbstmord die Rede. So wie Cécile Fournel den Selbstmord von Claire Démar und Perret Desessart abschüttelt, so grenzt Eduard Bernstein Edward Aveling als den Verantwortlichen für den Selbtmord von Eleanor Marx aus. Wie anders der selbstkritische, weiche, bewegende Nachruf von Suzanne Voilquin! Was uns betroffen macht, ist die ungeheure Verarmung, die wir beim Nachruf der KPD auf Heinrich Teuber gesehen haben. Welchen Beitrag zu dieser Verarmung hat der »wissenschaftliche Sozialismus« geleistet? Und dann: Wie leben eigentlich die anderen weiter, die einen Selbstmord erlebt haben? Zur Problematisierung dieser Frage berichten wir einen weiteren Fall.

In der Nacht vom 25. zum 26. November 1911 töteten sich *Paul* und *Laura*

Lafargue durch Einspritzen von Zyankali.[57] Paul Lafargue, 1842 in Santiago de Cuba geboren, hatte sich als Student der Medizin in Paris der revolutionären Bewegung angeschlossen, die das Zweite Kaiserreich unterwühlte, und wurde nach einem radikalen Auftritt auf dem internationalen Studentenkongreß in Lüttich 1865 für zwei Jahre von der Pariser Universität relegiert. Er setzte sein Studium in London fort, wo er Laura, die 1845 geborene zweite Tochter des Ehepaares Marx, kennenlernte; nach Überwindung schweren Widerstandes des Vaters heirateten beide 1868. 1871 war Lafargue für die Pariser Commune in Südfrankreich tätig, nach ihrem Sturz floh er nach Spanien und lebte dann von 1873 bis 1881 wieder in London. Er war Mitverfasser des Programms der französischen Arbeiterpartei (Parti Ouvrier) und nach seiner Rückkehr nach Frankreich auch einer ihrer hervorragendsten Führer; nach der Spaltung der Partei stand er mit Jules Guesde an der Spitze der marxistischen Fraktion.

Lafargues Lebensphilosophie war geprägt von dem »Bewußtsein, daß er zum Teil von Angehörigen unterdrückter, der europäischen Zivilisation fremd gegenüberstehender Rassen abstammte«, woraus eine große Skepsis gegenüber der europäischen Kultur und eine hohe Wertschätzung der sogenannten Primitiven resultierte. »Wiederholt«, so berichtet Eduard Bernstein, habe er »mit großer Sympathie der Sitte der Wilden und Barbaren gedacht, ihre Alten zu töten, sobald diese so hinfällig geworden waren, daß sie an den Zügen des Stammes nicht mehr ohne Beschwerden teilnehmen konnten«.[58] Lafargue vertrat, beeinflußt von bestimmten Elementen der Lehre des Frühsozialisten Fourier, eine Philosophie des Lebensgenusses, dargelegt in seiner wohl bekanntesten Schrift: *Das Recht auf Faulheit, eine Widerlegung des Rechts auf Arbeit von 1848.* Bei seinem (übrigens Jahre zuvor beschlossenen und sorgfältig vorbereiteten) Selbstmord hinterließ er einen Brief, in dem er seinen Schritt damit begründete, daß er nicht warten wolle, bis ihm das Greisenalter eine Freude des Lebens nach der anderen entreiße und er sich selbst und anderen zur Last werde.[59] Laura Lafargue hat sich über den Schritt, den sie gemeinsam mit ihrem Manne tat, nicht geäußert. Bernstein verweist darauf, daß die Ehe der beiden sehr harmonisch gewesen sei, woraus er schließen zu können glaubt, daß Laura »ihren Mann nicht zu überleben wünschte«.[60]

Bei Paul Lafargue also, vielleicht auch bei Laura, Selbstmord aus einer bestimmten Lebensanschauung heraus, wie beim Selbstmord Jean Amérys im Oktober 1978. Franz Mehring schreibt für die *Neue Zeit* einen Nachruf. Unfähig, diese Lebensanschauung zu respektieren, zeigt er sich vielmehr provoziert: »Mehr als je gilt von dem proletarischen Emanzipationskampf, daß der Dienst der Freiheit ein strenger Dienst ist, der auch dem reich mit Lorbeeren geschmückten Veteranen nicht gestattet, seinen Posten zu verlassen, solange ihn noch ein Hauch von Kraft beseelt.« Das klingt wie die

Durchhaltepredigt eines Feldgeistlichen. Den darin enthaltenen Moralismus versucht Mehring dann abzuschwächen, indem er fortfährt, ein letzter Schuldspruch über den Selbstmord stehe jedoch nur »der Geschichte« zu; den »überlebenden Waffengefährten fehlt dies Recht, denn keiner von ihnen weiß, ob er dem Tode eine gleich stoische Verachtung bezeigen wird«.[61]
In solcher Sicht ist die Sache, für die zum Kampf bis zuletzt aufgerufen wird, nichts als eine schwere Last, eine Aufgabe, an die man gekettet ist. Der depressive Unterton, mit dem Mehring spricht, ist unüberhörbar. Zum Schluß seines Nachrufs zitiert er Epikur: »Der Tod ist kein Unglück für den, der stirbt, sondern für den, der überlebt«, und bemerkt, Karl Marx habe dieses Wort oft zustimmend angeführt.[62]

VI

Der Selbstmord von Arbeitern bzw. von Armen ist von sozialkritischen Künstlern und Schriftstellern immer wieder dargestellt worden: etwa von Käthe Kollwitz mit ihrem Holzschnitt »Das Letzte« – ein Arbeiter, auf einem Hocker stehend, in der Hand einen Strick; von Heinrich Zille mit der Zeichnung »Der Gang ins Wasser« – eine entschlossen ausschreitende Frau mit einem Kind im Arm – mit der Bildunterschrift: »Mutta, is ooch nich kalt?« – »Laß man, de Fische leben ja immer drin«; von dem Franzosen Galanis, der die Darstellung einer toten Arbeiterfamilie (1905) mit der Unterschrift versah: »Arbeitslosigkeit . . . Nicht in der Lage, sich und ihre Kinder am Leben zu erhalten, hat diese Familie die ›soziale Frage‹ für sich ›gelöst‹, indem sie den Freitod wählte.«[63] In der Geschichte der deutschen sozialistischen Literatur ist der Tod und der Selbstmord wohl von niemandem so häufig thematisiert worden wie von dem heute vergessenen Schriftsteller Ernst Preczang (1870-1949).[64]
In Preczangs bedeutendstem Drama, »Im Hinterhause« (1903), ist die Ausweglosigkeit, die zum Selbstmord führt, in der Figur des Wilhelm Gensicke dargestellt, der vor Jahren als Streikführer im Betrieb hervorgetreten war, nach einem schweren Arbeitsunfall entlassen wurde und seitdem arbeitslos ist; der Unterhalt der Familie wird mühsam von Frau und Tochter bestritten. Gensickes Frau, die schon immer gegen seine politische Einstellung war, zermürbt ihn mit Vorwürfen, während die Tochter hilflose Versuche macht, die Beziehung ihrer Eltern zu retten. Den letzten Stoß erhält Gensicke, als ihm sein ehemaliger Betrieb eine Meisterstelle anbietet und er plötzlich entdeckt, daß dies in einem Moment geschieht, wo im Betrieb gerade ein neuer Streik begonnen hat und die führenden Kollegen gekündigt worden sind.[66]
Vielleicht am bedeutsamsten aber ist, wie Preczang den individuellen Schritt zur sozialistischen Arbeiterbewegung als Selbstmordgefährdung empfindet

und darstellt: indem dieser Schritt nämlich Weggang von zu Hause bedeutet, Verlassen traditioneller Zusammenhänge, Verlust der Religion, Heimatlosigkeit[67] und als Summe dieser und anderer Momente: Vereinsamung. Einsame Menschen aber sind, so Preczang in seinem Gedicht »Dämmerung« (1908)[68], in Gefahr, sich selbst umzubringen oder verrückt zu werden.
Für diese Thematik hat Preczang von den marxistischen Literaturhistorikern sehr schlechte Noten erhalten. Da werde »kein kämpferisches Banner weitergegeben«, »resignative und fatalistische Grundhaltung« ohne »vorwärtsweisende Perspektiven«, so und ähnlich lauten die Urteile.[69]

VII

Emanzipationsbewegungen enthalten in bezug auf die gesellschaftliche Realität ein hohes Risiko: Fehlschläge und Niederlagen gehören beinahe zum Alltag. Besonders Männer pflegen dem mit Kühle, Distanziertheit und »Sachlichkeit« einerseits, mit verbalem Heroismus und strahlenden Verweisen auf die Zukunft andererseits zu begegnen. Alternativen dazu sind wenig entwickelt.
Emanzipationsbewegungen sind zwar auf die Befreiung der Menschen gerichtet, entspringen aber selbst aus Verhältnissen, die durch Unterdrükkung gekennzeichnet sind. Sie tragen den Stempel der alten Verhältnisse in ihren Organisationsformen und in der Lebenspraxis der Individuen. Das zeigt sich überall dort, wo jemand in der Bewegung unterdrückt, mißachtet, kalt abgewiesen oder bevormundet wird. Besonders davon betroffen sind die Frauen, die unter patriarchalischen Strukturen zu leiden haben.
Durch den Bruch mit der »alten Welt« haben wir noch nicht die Sehnsüchte und Erwartungen, die aus den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen resultieren, überwunden. Die Wünsche, Bedürfnisse und Träume, die die Einzelnen aus ihren bisherigen Lebenszusammenhängen mitbringen, können nicht *unverändert* von den Gruppen aufgenommen werden – die Gruppen würden notwendigerweise daran zerbrechen. Wie finden wir den Weg, gemeinsam auch unsere »falschen« Sehnsüchte zu bearbeiten?
Sicherlich werden wir saint-simonistische Vorstellungen von der Bedeutung des Gefühlslebens für die politische Arbeit nicht einfach auf die heutige Zeit übertragen können. Die Kälte im Umgang mit Genossen entspringt ja nicht nur den Fehlern einer Theorie und einzelner Individuen, sondern einer gesellschaftlichen Entwicklung, die die Entemotionalisierung in allen außerhäuslichen Bereichen des Lebens vorangetrieben hat. Aber handeln wir richtig, wenn wir aus der Politik ein rational kalkulierbares Geschäft mit Zukunftsoptimismus machen? Sitzen wir damit nicht dem kapitalistischen Fortschrittsdenken und bürgerlichen Formen des Umgangs miteinander auf? Im Grunde genommen stabilisieren wir mit den traditionellen Formen

politischer Arbeit die Trennung von gesellschaftlich anerkannter Produktion außer Haus (wo die Politik hingehört und man seine Gefühle »zu Hause« lassen muß) und emotionaler Geborgenheit im Privatleben (vor allem des Mannes durch die Reproduktionstätigkeit der Frau).
Auf Max Stirners These von 1844, alle Ideen von Unsterblichkeit seien christlichen Ursprungs[70], hat Marx die Antwort erteilt, der Einzelne sei allerdings sterblich, unsterblich sei jedoch die Gattung Mensch.[71] Wer kann dieses Pathos heute noch vertreten? Was aber dann? Auch wenn wir nicht wie Paul Levi mit dem Sieg des Faschismus zu rechnen haben[72] – was ist, wenn wir uns darauf einstellen müssen, »den Sozialismus« oder auch nur eine menschenwürdigere Gesellschaft nicht mehr zu (er)leben? Würden wir uns mit der Marxschen Antwort begnügen, ließe sich nur die Konsequenz ziehen, die Claire Démar schon 1833 formuliert hat: »Die Menschheit wird es schon schaffen, aus dem Dreck herauszukommen, aber das Individuum wird ihr immer geopfert werden.«[73] Wollen wir das?

Anmerkungen

1 Claire Démar: *L'affranchissement des femmes*, hg. v. Valentin Pelosse, Paris 1976.
2 Ebenda, S. 69, 75 f.
3 *Exposition de la doctrine saint-simonienne*, Paris 1830.
4 Ebenda, S. 343; Übersetzung – wie alle folgenden – von uns.
5 S. Charléty: *Histoire du St.-Simonisme 1825-1864*, Genf 1865, S. 67.
6 Vgl. ihren Brief an Enfantin vom 6. Dez. 1832, in: Démar, a. a. O., S. 28.
7 S. 27.
8 »Ma loi d'avenir«, in: ebd., S. 93 f.
9 Vgl. Helga Grubitzsch / Loretta Lagpacan: Abschlußbericht über das Forschungsvorhaben »Literatur und Geschichte der Frauenbewegung in Frankreich, 1789-1848«, Ms., Bremen 1979, S. 259, 332 ff.
10 Démar, a. a. O., S. 44 f.
11 S. 34 u. a.
12 S. 39.
13 S. 38 f.
14 S. 56, Anm. 1.
15 Claire Démar an Louise Crouzat, Mai/Juni 1833, in: ebd., S. 49-54.
16 S. 31 f.
17 S. 146-149.
18 S. 149-153, wörtliches Zitat S. 151.
19 Zum folgenden vgl. Heinrich Teuber: *Für die Sozialisierung des Ruhrbergbaus*, hg. v. Hellmut G. Haasis und Erhard Lucas, Frankfurt 1973; zu ergänzen durch die Angaben in: *Reichstags-Handbuch*, I. Wahlperiode 1920, hg. v. Bureau des Reichstags, Berlin 1920, S. 343.
20 Paul Levi: »Heinrich Teuber«, in: *Sozialistische Politik und Wirtschaft*, 5. Jg., Nr. 38, 23. Sept. 1927; wiederabgedruckt in: Teuber, a. a. O., S. 116.

21 Die Artikelserie »Beiträge zur neueren Geschichte der Arbeiterbewegung im Ruhrbezirk« in: Teuber, a. a. O., S. 11-67, 74-101, die von uns hervorgehobenen Stellen auf S. 23, 35, 64, 67, 80.

22 S. 35.

23 S. 78.

24 Mündliche Auskunft von Max Schwarz, Gehrden, der zu den Mitarbeitern der »Sozialistischen Politik und Wirtschaft« und zum Berliner Levi-Kreis gehörte; er ist im März 1979 gestorben.

25 Lily Braun: *Memoiren einer Sozialistin. Roman*, Bd. 2: *Kampfjahre*, München 1911

26 Teuber, S. 115.

27 S. 110.

28 Charlotte Beradt: *Paul Levi. Ein demokratischer Sozialist in der Weimarer Republik*, Frankfurt 1969, S. 148.

29 Carl von Ossietzky: »Als Gast Herr Dr. Paul Levi«, in: *Die Weltbühne*, 25. Jg., Nr. 23, 4. Juni 1929, S. 841-844, hier S. 844.

30 *Rosa Luxemburg im Kampf gegen den deutschen Militarismus. Prozeßberichte und Materialien aus den Jahren 1913 bis 1915*, hg. v. Inst. f. Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin-DDR 1960, S. 38.

31 A. R. L. Gurland: »Paul Levis unvollendetes Werk«, in: *Marxistische Tribüne für Politik und Wirtschaft*, 2. Jg., Nr. 4, 15. Febr. 1932, S. 93.

32 Beradt, S. 147.

33 Zum folgenden vgl. Chushichi Tsuzuki: *The Life of Eleanor Marx, 1855-1898. A Socialist Tragedy*, Oxford 1967; Yvonne Kapp: *Eleanor Marx*, Bd. I: *Family Life (1855-1883)*, Bd. II: *The Crowded Years (1884-1898)*, London 1972/1976; Edmund Silberner: »Eleanor Marx. Ein Beitrag zu ihrer Biographie und zum Problem der jüdischen Identität«, in: *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte*, Bd. 6, hg. u. eingel. v. Walter Grab, Tel Aviv 1977, S. 259-295.

34 Eduard Bernstein: »Eleanor Marx. Erinnerungen«, in: *Die Neue Zeit*, 16. Jg., 2. Bd., 1897/98, S. 118 f.

35 Kapp, I, S. 143 f, 150 f, 153 f, 181, 223, 227-231.

36 Marx an Engels, 12. Januar 1882, in: Marx/Engels, *Werke* (im folgenden: MEW), Bd. 35, S. 34 f.

37 Kapp, I, S. 253 ff.

38 Engels an Laura Lafargue, 1. Aug. 1884, in MEW, Bd. 35, S. 188; vgl. Kapp, I, S. 257. Siehe auch Engels über die skrupulöse offizielle Bekanntgabe der Beziehung im engeren Kreis: Brief an Laura Lafargue, 22. Juli 1884, in MEW, Bd. 35, S. 181 f.

39 Bernstein, S. 121; vgl. die Berichte von Will Thorne, Tom Mann und Ben Tillett über Eleanor bei Kapp, II, S. 330 f.

40 Zitiert bei Silberner, S. 265.

41 Ebenda.

42 Marx an Engels, 17. Januar 1855, in MEW, Bd. 28, S. 423.

43 Werner Blumenberg: *Karl Marx in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek 1962, S. 111 f, 117.

44 S. 105-117.

45 Marx an François Lafargue, 12. Nov. 1866, in MEW, Bd. 31, S. 536.

46 Kapp, II, S. 688, 692.

47 Louise Freyberger-Kautsky an August Bebel, 2. Sept. 1898, auszugsweise zit. bei Blumenberg, S. 115-117; zur Kritik des Briefes siehe Kapp, I, S. 294-297.

48 Kapp, II, S. 688.

49 S. 697.

50 Eduard Bernstein: »Eleanor Marx. Erinnerungen«, in: *Die Neue Zeit*, 16. Jg., 2. Bd., S. 118-123.

51 Wiedergegeben bei Eduard Bernstein: »Was Eleanor Marx in den Tod trieb«, in: *Die Neue Zeit*, 16. Jg., 2. Bd., S. 481.

52 Ebenda.

53 Bernstein, a. a. O., S. 481-491. Eine kürzere Fassung in: ders., *Erinnerungen eines Sozialisten*, 1. Teil: *Aus den Jahren meines Exils*, Berlin 1918, S. 175-179.

54 Vgl. die Kritik des Artikels bei Kapp, II, S. 718-720.

55 Bernstein, S. 491.

56 S. 481. In der Formulierung »eine zweite Mutter« findet die verschwiegene Tatsache der Vaterschaft von Marx ungewollt ihren sprachlichen Ausdruck.

57 Zum folgenden vgl. Eduard Bernstein: »Paul Lafargue«, in: *Sozialistische Monatshefte*, 18. Jg., 1. Bd., 1912, S. 20-24; Franz Mehring: »Paul und Laura Lafargue«, in: *Die Neue Zeit*, 30. Jg., 1. Bd., 1911/12, S. 337-343.

58 Bernstein, S. 20.

59 Mehring, S. 337.

60 Bernstein, S. 20; vgl. Mehring, S. 342.

61 Mehring, S. 337.

62 S. 343. Daß zwei der drei Töchter des Ehepaars Marx ihr Leben durch Selbstmord beendeten, scheint in der DDR noch heute anstößig zu sein. Vgl. das Stillschweigen des sonst so detaillierten Registers der Marx/Engelsschen Werke-Ausgabe sowie *Familie Marx in Briefen*, zusammengestellt und eingeleitet von Manfred Müller, Berlin-DDR 1966, S. 21.

63 Ausstellung »Kinderleben – Kinderelend« im Stadtmuseum Duisburg, Mai 1979.

64 Geboren 1870 in Winsen/Luhe, 1904-1909 Redakteur der sozialdemokratischen Wochenschrift *In freien Stunden, Romane und Erzählungen für das arbeitende Volk*, 1924 Mitgründer und Cheflektor der SPD-nahen »Büchergilde Gutenberg«, 1949 in Sarnen/Schweiz gestorben (*Lexikon sozialistischer deutscher Literatur*, 2. Aufl., Leipzig 1974, S. 405).

65 »Jantje Potters«, die erste der beiden Erzählungen des Bandes *In den Tod getrieben*, Berlin 1913.

66 Ernst Preczang: *Im Hinterhause, Drama in vier Akten*, München 1903.

67 »Wir haben keine Heimat mehr«, enthalten in: *Im Strom der Zeit*, a. a. O., S. 39 f.

68 Ebenda, S. 37 f.

69 Frank Trommler: *Sozialistische Literatur in Deutschland. Ein historischer Überblick*, Stuttgart 1976, S. 235 f, 363 f; Martin Rector: »Die sozialdemokratische Literatur von 1890 bis 1918«, erscheint demnächst in der Edition von Viktor Zmegac (Hg.): *Geschichte der deutschen Literatur von 1750 bis zur Gegenwart*, Kronberg/Ts., Bd. 2; ähnlich Gerald Stieg / Bernd Witte: *Abriß einer Geschichte der deutschen Arbeiterliteratur*, Stuttgart 1973, S. 48 f, 58.

70 Max Stirner: *Der Einzige und sein Eigentum*, hg. v. Ahlrich Meyer, Stuttgart 1972, S. 361 f.

71 Pariser Manuskripte, in: MEW, Ergänzungsband, 1. Teil, S. 539.

72 Charlotte Beradt, a. a. O., S. 89.

73 Démar, a. a. O., S. 46.

Anmerkungen der Redaktion

Jörg Bopp, geb. 1938, lebt als Psychotherapeut in Frankfurt. Zusammen mit Dieter Spazier veröffentlichte er *Grenzübergänge – Psychotherapie als kollektive Praxis* (edition suhrkamp 738). Im *Kursbuch 55* erschien von ihm »Der linke Psychodrom«.

Anne Springer, geb. 1948, Diplom-Psychologin und Psychotherapeutin, lebt in Berlin und arbeitet seit mehreren Jahren in einem Heim für verhaltensgestörte Jugendliche.

Marianne Schuller, studierte Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte und Philosophie und promovierte über die frühe Romantik. Gegenwärtig ist sie Gastprofessorin in Marburg.

Mario Erdheim und *Maya Nadig* sind Psychoanalytiker und Ethnologen. Sie leben und arbeiten in Zürich.

Gisela Schneider, geb. 1946, ist Diplompsychologin. Lebt in Berlin, arbeitet als Kindertherapeutin und studiert Medizin.

Klaus Roehler, geb. 1929, lebt als Verlagsangestellter in Darmstadt. Zuletzt erschien von ihm *Ein Blick in die Zukunft jetzt gleich*, Erzählungen (1978).

Ellen von Friedeburg studierte Geschichte und Soziologie und lebt in Frankfurt.

Helga Grubitzsch, geb. 1943, ist seit 1971 Hochschullehrerin für französische Literatur und Didaktik an der Universität Bremen; arbeitet seit mehreren Jahren auf dem Gebiet der Frauenforschung. *Erhard Lucas*, geb. 1937, ist Professor für die Geschichte der sozialen Bewegungen an der Universität Oldenburg; Arbeitsschwerpunkt: Theorie und Geschichte der Arbeiterbewegung. *Sibylle Quack*, geb. 1951, studierte Sozialwissenschaften und Germanistik; lebt in Bonn und schreibt an einer Dissertation über Paul Levi.

Kursbuch 59 *Bilderbuch* *März 1980*

Nach 58 Kursbüchern, die mit jeweils ca. 500 000 Buchstaben ein Thema artikulierten, wird Kursbuch 59 etwas Neues unternehmen: mit ca. 500 Bildern eine andere Art des Lesens erproben.

Kursbuch 60 *Moral* *Juni 1980*

Es spricht manches dafür, die Moral auf die Tagesordnung zu setzen. Aber welche? **Zur Beantwortung dieser Frage bitten wir die Leserinnen und Leser, uns ihre wichtigsten – auch klammheimlichen – moralischen Probleme in Frageform zuzuschicken (Postkarte genügt).** Geplant ist unter anderem eine Übersicht über unser aller moralische Schwächen und Stärken.

79-172

Literatur im Rotbuch Verlag Herbst '79

Bodo Morshäuser
Alle Tage

Gedichte

Rotbuch 212 · 72 Seiten · 8 Mark

Woanders

Ich fand die Orte des Geschehens
und ging nach Hause
wo ich sitzen kann und atmen
Die Unfallstellen sind schnell
abgeräumt
Unterschriften schnell gezogen
DER ORT gleichgemacht allen
andern
es gibt keinen ORT mehr im gekauften
Raum
und du bist überzählig
wenn du dich zu lange aufhältst
Verschwand einer ist er verschwunden
er fehlt nicht »global gesehen«
die Formalitäten werden eingehalten
was fehlt ist das Gefühl
daß jemand fehlen könnte
»Hör doch endlich auf zu
jammern«
Fehltest du fehltest du mir
Das Wort Liebe laß ich mir nicht
nehmen
im Wirklichkeitswahn des Hände-
schüttelns
auch Gedichte hören auf

Stefan Schütz
Heloisa und Abaelard

Antiope und Theseus,
Odysseus' Heimkehr

Rotbuch 216 · 160 Seiten · 10 Mark

Der zweite Band mit Stücken des jungen DDR-Dramatikers im Rotbuch Verlag. Mit der unkorrumpierbaren Kritik an der Lebensrealität in seinem Land greift der Autor zugleich Verhältnisse an, wie sie in kapitalistischen Staaten anzutreffen sind.

Diguem no – Sagen wir nein!

Lieder aus Katalonien · Hg. T. Stegmann

Rotbuch 214 · 160 Seiten · 11 Mark

Eine zweisprachige Auswahl von Liedern, in Zusammenarbeit mit den katalanischen Sängern und Sängerinnen erstellt; und eine Einführung in die Entwicklung der Nova Cançó.
Wir haben gesehen, wie man / Menschen, die im Recht waren, / zum Schweigen brachte. / Nein, ich sag nein, / sagen wir nein. Wir sind nicht / von solch einer Welt. *(Raimon)*

György Dalos
Meine Lage in der Lage

Gedichte und Geschichten

Rotbuch 218 · 80 Seiten · 8 Mark

Scharfsinn und Poesie halten sich in den Gedichten und Geschichten von Dalos die Waage. Seine Erfahrungen in Ungarn beschreibt er in satirischen Kurzformen. Literarische Kleinkunst, die politisch zündet in ihrer sprachlichen Präzision.

Monikalisa Stern
Am weißen Sonntag trugen Mädchen schwarze Lackschuhe

Rotbuch 211 · 128 Seiten · 11 Mark

Eine Persiflage auf die Initiationsriten des rheinischen Katholizismus der 50er Jahre. Montiert aus Texten und Bildern nach einem Rhythmus, der den sakralen Ritus immer deutlicher als monströse Inszenierung erscheinen läßt.

neue frau

herausgegeben von Angela Praesent

Eine Auswahl:

Drabble, Margaret
Gold unterm Sand
Roman
(4262/DM 6,80)

Frances Wingate, Ende Dreißig, bedeutende Archäologin, zwischen Vorträgen und Tagungsreisen umsichtig das Gedeihen ihrer drei Kinder aus einer glücklich abgelegten Ehe fördernd, zieht unter Tränen, Zahnweh und Lächeln tragikomisch Lebensbilanz und beschließt, sich nach Jahren wieder dem einzigen Mann zu nähern, der ihr je Freund, Geliebter und Partner in einem gewesen ist.

Frischmuth, Barbara
Die Klosterschule
(4469/DM 3,80)

Barbara Frischmuth läßt hier die enge Welt eines katholischen Mädchenpensionats entstehen. Mit seinen starren Regeln und Sprachregelungen ist es Ausdruck einer konsequenten Erziehung zur Unfreiheit der Gefühle, des Intellekts und der Sexualität.

Kirsch, Sarah
Die Pantherfrau
Fünf Frauen in der DDR
(4216/DM 3,80)

Frauen in der DDR (eine Dompteuse, eine Kaderleiterin, eine Abgeordnete, eine Betriebsleiterin, eine Arbeiterin) erzählen von ihrem Leben und ihrem Alltag.

Lemsine, Aïcha
Die Entpuppung
Ein Entwicklungsroman
(4402/DM 4,80)

Am eigenen Leib erfährt Khadidja die Grausamkeit algerischer Bräuche und entwickelt sich zu einer starken Persönlichkeit, die sie in die Lage versetzt, auch andere Frauen vor der traditionellen Männerwillkür zu schützen. Sie setzt durch, daß ihre Stieftochter Faiza zur Schule gehen und studieren darf. Faiza gehört der ersten Generation von Algerierinnen an, die Schleier und Keuschheitsvorschriften überwinden.

McCrary Boyd, Blanche
Trauer über den Tod der Magie
Roman
(4480/DM 5,80) Jan. '80

McCrary Boyd erzählt von drei Kindheitsgefährten, die sich nach langer Zeit verwandelt wiederbegegnen. Jeder auf seine Weise, stellen sie sich ihrer Bindung an die Familie, an die soziale und geschichtliche Landschaft, der sie – in den wilden sechziger Jahren – blind hatten entkommen wollen.

Morrison, Toni
Sehr blaue Augen
(4392/DM 4,80)

Es war einmal ein kleines Mädchen, das hätte so gerne sehr blaue Augen gehabt: wie die Puppen (die es nicht besaß) und die Kinder in der Schulfibel, aus der es Lesen und Schreiben lernte. Doch alle Menschen, die es kannte, hatten braune Augen und sehr braune Haut...